

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Bd. 28. 1979

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285



Oldenburger Münsterland 1979





JAHRBUCH
für das Oldenburger Münsterland
1979

Herausgegeben
vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

Bearbeitet von Franz Dwertmann - Franz Hellbernd
Franz Kramer † - Dr. Helmut Ottenjann - Alwin Schomaker

VERLAG: VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG GmbH, VECHTA







Leo Reinke †

1909-1978

**Erster Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
von 1950 - 1971.**





Franz Kramer †

1902-1978

Zweiter Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
von 1950 - 1971.



175 Jahre Oldenburger Münsterland

Die Ämter Vechta und Cloppenburg kamen 1803 zu Oldenburg

VON HANS SCHLÖMER

Während diese Zeilen in Druck gehen, werden die letzten Vorbereitungen getroffen für Gedenkfeiern zur Erinnerung an den wohl wichtigsten Vorgang in der Geschichte unserer münsterländischen Heimat in den letzten zwei Jahrhunderten: Vor 175 Jahren kamen die damaligen Ämter Vechta und Cloppenburg vom Fürstbistum Münster an das Herzogtum Oldenburg. Im Juli wurde die offizielle „Besitznehmung“ der beiden Ämter durch eigens dazu abgeordnete Kommissare des Herzogs Peter Friedrich Ludwig in Vechta und Cloppenburg in feierlichen Formen vollzogen. Die „Oldenburgische Landschaft“ will bei der geplanten Veranstaltung auch daran erinnern, daß das bis 1803 hannoversche Amt Wildeshausen damals ebenfalls mit dem Herzogtum vereinigt wurde. Wenige Tage zuvor wird der „Heimatbund für das Oldenburger Münsterland“ den Münsterlandtag 1978 unter dasselbe Thema stellen. Diese Veranstaltung ausgerechnet in Goldenstedt abzuhalten, ruft unseren alten Heimathistoriker Karl Willoh auf den Plan. Als man im Jahr 1903 desselben historischen Vorganges gedachte, da schrieb er einen auch heute noch höchst lesenswerten Aufsatz für das Oldenburger Jahrbuch (Band XII, 1903) und betonte ausdrücklich: „Wir sagen nicht, das Münsterland ist 100 Jahre oldenburgisch, sondern: die münster-schen Ämter Vechta und Cloppenburg gehören seit 1803 zum Herzogtum Oldenburg“. Erst 14 Jahre später, im Mai 1817 sei es zu Grenzberichtigungen im Raum Goldenstedt-Twistringen gekommen sowie in den alten umstrittenen Gebieten von Damme-Neuenkirchen und Vörden. Die ehemals lüneburgischen Untertanen in Goldenstedt und die osnabrück- hannöverschen im Raum Damme-Neuenkirchen seien erst seit 1817 oldenburgische Untertanen und demnach zum Münsterland gekommen . . .

Nun, so ganz unrecht hatte Karl Willoh mit diesen seinen exakten Unterscheidungen nicht – aber Goldenstedt, Damme und Neuenkirchen fühlen sich seit eh und je dem Oldenburger Münsterland unserer Tage voll zugehörig: Sie sollen also in die Gedenkfeiern voll eingeschlossen sein!

Wie es dazu kam, daß ausgerechnet im Jahre 1803 unsere Heimat einen neuen Landesherrn bekam, ist gemeinhin wohl bekannt. Man hört die Antwort: „Das war eine Folge des Reichsdeputationshauptschlusses, der vom Regensburger Reichstag am 25. Februar 1803 verabschiedet und von Kaiser Franz II. in Wien am 27. April 1803 zum Reichsgesetz erklärt worden ist.“ Wir haben in unseren Tagen viel von „Gebietsreform“ gehört und z. T. ungute Erinnerungen an die damit verbundenen Änderungen – nicht viel anders war es vor 175 Jahren! Es besteht höchstens ein Unterschied darin, daß heute der Staatsbürger rechtzeitig davon erfährt. Unsere Vorfahren waren auch nicht ganz ahnungslos, aber

Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Holstein-Gottorp, wurde 1755 in Ostpreußen geboren, letzter evangelischer Fürstbischof von Lübeck. Wurde 1785 für seinen kranken Vetter „regierender Landesadministrator im Herzogtum Oldenburg“ und regierte erst ab 1823 in eigenem Namen; ging während der Franzosenzeit 1811 - 1813 nach Rußland, lehnte den Titel eines „Großherzogs“ für seine Person ab, starb während einer Kur in Wiesbaden am 21. Mai 1829 und wurde auf ausdrücklichen Wunsch in aller Stille nächtlicher Weise im Mausoleum auf dem Gertrudentriedhof beigesetzt. War erst nach langem Zögern bereit, die Ämter Vechta und Cloppenburg zu übernehmen, wo er im Juli 1803 neuer Landesherr wurde. Gilt als der Vater des modernen oldenburgischen Staatswesens.



Peter Friedrich Ludwig, Fürstbischof von Lübeck

eigentlich wurde alles über ihre Köpfe hinweg zwischen Paris, Wien, Berlin und St. Petersburg verhandelt. Dort saßen die Schmiede eines neuen Europas, die neue Grenzen erdachten und mit Fürstbistümern, Abteien, Grafschaften und Herrlichkeiten schacherten, – letztlich geschah dies alles, weil Napoleon nach der Revolution von 1789 das Ruder an sich gerissen hatte und die Grenzen der Republik bis an den Rhein ausdehnen wollte. Dabei mußte er in Konflikt geraten mit denjenigen Fürsten und Herren des alten Römischen Reiches, die auf dem linken Rheinufer begütert waren – und natürlich dafür entschädigt werden mußten, daß sie ihren Besitz an Napoleon abtreten sollten.

Auf dem linken Rheinufer, insbesondere am heutigen Niederrhein, hatte auch Preußen mehrere Besitzungen, die es an Frankreich abtreten mußte. Im Baseler Frieden von 1795/96 verständigten Paris und Berlin sich darauf, daß Preußen zur Entschädigung Teile des Fürstbistums Münster erhalten sollte. Damit war das Signal gegeben zur sog. „Säkularisierung“, als überall im Deutschen Reich die geistlichen Fürstbistümer aufgelöst wurden zugunsten solcher Fürsten, die auf dem linken Rheinufer ihr Land an Napoleon abtreten sollten.

Man wird jetzt fragen: Was hat das alles mit Oldenburg zu tun – weswegen bekam der Herzog von Oldenburg denn eine Entschädigung, er hatte doch keine Besitzungen am Rhein zu verlieren?

Herzog Peter Friedrich Ludwig (vgl. unser Bild) hatte auch am Rhein nichts zu verlieren, wohl aber an der Weser! Seit Graf Anton Günthers Zeiten bestand hier der sog. „Elsflether Weserzoll“, wo alle Schiffe von und nach Bremen den oldenburgischen Beamten ihren Zoll für freie Passage bezahlen mußten. Dafür sorgten die Oldenburger Fürsten für Unterhaltung des Wasserweges und der



Max Franz, Fürstbischof von Münster

„In der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1801 starb zu Wien unser geliebter Fürstbischof Maximilian Franz am Schlagfuße in einem Alter von 44 Jahren, 7 Monaten und 18 Tagen.“ Mit diesen Worten notierte der Cloppenburg-Richter Bothe den Tod des letzten regierenden Fürstbischofs von Münster und des letzten bischöflichen Landesherrn in unserer Heimat in seiner Chronik. Max Franz war der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia; seit 1780 Deutschmeister und Koadjutor in Köln und Münster, wurde 1784 Kurfürst, Erzbischof in Köln und Bischof von Münster. 1785 zum Bischof konsekriert, weilte er nur selten in seinen Bistümern, die er zu meist von Wien aus regierte. In Münster überließ er die Regierungsgeschäfte dem tüchtigen Generalvikar Franz von Fürstenberg.

Uferanlagen. Natürlich war dies den Hanseaten ein Dorn im Auge – und sie sannan seit eh und je auf Änderung dieses Zustandes. Wo nun einmal in Europa die alten Grenzen in Bewegung gerieten, sahen sie auch eine Chance, den Weserzoll verschwinden zu lassen. Mit einigen Millionen Darlehen für Paris schafften sie es auch, – aber sie hatten nicht daran gedacht, daß der oldenburgische Herzog mit dem russischen Kaiserhaus verwandt war. Mit Unterstützung des Zaren gelang es, das Schlimmste für Oldenburg zunächst abzuwenden. Der Weserzoll brachte den Hauptteil der Staatseinnahmen – und es wurde erreicht, daß der Herzog noch 10 Jahre weiterhin den „Weserzoll“ erheben durfte.

Nun war der Herzog zugleich auch Fürstbischof von Lübeck und hatte einige Besitzungen und Gerechtsame an der Trave, die er nun auch abtreten sollte. Dafür bekam er im Austausch einige Dörfer von der Hansestadt abgetreten – aber die wichtigste Entschädigung für den Verlust des Weserzolls sollten die beiden zum Fürstbistum Münster gehörenden Ämter Vechta und Cloppenburg ausmachen. Damit war der Herzog alles andere als einverstanden. Beide Ämter waren hochverschuldet und es stand nicht zu erwarten, daß sie auch nur entfernt soviel an Steuern würden aufbringen können, als der Weserzoll jahrzehntelang eingebracht hatte. Schon im August 1802 – also noch vor Inkrafttreten des Reichsdeputationshauptschlusses – hatten die Preußen unter dem Kommando des späteren Feldmarschalls Blücher von Rheine aus das westfälische Kernland des Fürstbistums Münster besetzt und die Verwaltung an sich gerissen, ohne die Rechte des Domkapitels zu beachten. Darüber hinaus nahmen sie auch die nicht für sie bestimmten Ämter Vechta und Cloppenburg in „Sequester-Verwaltung“. So hat

Won Gottes Gnaden Wir
Peter Friedrich Ludwig,
Erbe zu Norwegen, Herzog zu
Schleswig, Holstein, Stormarn
und der Ditmarschen, Fürst zu Lübek,
Herzog und regierender Administra-
tor zu Oldenburg &c.

entbieten allen und jeden Einwohnern und Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes, imgleichen den Lebens-Vasallen der zum vormaligen Hochstift Münster gehörig gewesenen beiden Ämter **Wecta** und **Cloppenburg**, Unsere Fürstliche Gnade, geneigten Willen und alles Gute.

Da bey der in Folge des Lüneviller Friedens geschehenen Regulirung der Entschädigungen in Deutschland, Unserm Herzoglichen Hause die zu dem vormaligen Hochstift Münster gehörig gewesenen beiden Ämter **Wecta** und **Cloppenburg** und zwar in secularisirtem Zustande, mit allen denselben anklebenden Gerechtsamen, Gütern und Einkünften, wo sie auch belegen seyn mögen, und mit der völligen Landeshoheit, so wie auch mit den in beiden Ämtern belegenen geistlichen Corporationen, Stiftern, Klöstern und deren Gerechtsamen und Gütern, zugefallen sind; auch ferner wegen solthaner Uns gebührenden Schadloshaltung am 6ten April d. J. zu Regensburg eine nähere Vereinbarung abgeschlossen und zur Kenntniß Römisch Kaiserl. Majestät und der gesammten Reichs-Tags-Versammlung gebracht worden;

So haben Wir nunmehr die Bestignahme vorgedachter beiden Ämter und deren Incorporation mit dem Herzothum Oldenburg für gut gefunden und beschlossen, und zu dieser feierlichen Handlung, imgleichen zur Bekanntmachung Unserer hiebey erforderlichen provisorischen Anordnungen und Einrichtungen, den Etats-Rath und Vice-Kanzlei-Director **Johann Conrad Georg** und den Regierungs-Kanzlei-Assessor und Landes-Archivar **Christian Ludwig Kunde** als Unsere besonders dazu bevollmächtigte Commissarien abgeordnet und bestellt.

Wir übernehmen demnach hiemit und Kraft dieses Patents für Unser Herzogliches Haus, namentlich zuvorderst für Unser Herr Vetter, des Herzogs **Peter Friedrich Wilhelm** Liebden, für den Wir die Landes-Administration führen, dann für Uns Selbst, Unsere beiden Söhne und deren Fürstliche Erben und Nachkommen, den Besitz und die Regierung der Ämter **Wecta** und **Cloppenburg**, wollen selbige von nun an als unzertrennliche Bestandtheile des Herzogthums Oldenburg demselben incorporiret haben und gesinnen gnädigst an den Adel, an die Geistlichkeit, an die Vasallen, auch an alle Bürger, Einwohner und Unterthanen dieser beiden Ämter, künftig Uns als ihren alleinigen Landes- und Lehns Herrn anzuerkennen, und Uns, Unsern Fürstlichen Erben und Nachkommen, ihrer zu leistenden Eidespflicht gemäß, treu, hold und gewärtig zu seyn.

Wir leben dabey der völligen Zuversicht, daß vorerwähnte Unsere nunmehrige Unterthanen mit unbedingtem Zutrauen auf Unsere Landesväterliche Gesinnung, in diese neue Verbindung mit Uns, und allen übrigen Einwohnern und Unterthanen dieses Herzogthums treten und bey jeder Gelegenheit eben die Beweise der Treue, Liebe, des Gehorsams und der Anhänglichkeit an den Tag zu legen bemühet seyn werden, womit sie gegen ihre vormalige Regenten sich stets rühmlich ausgezeichnet haben, und Wir ertheilen ihnen dagegen die bündigste Versicherung, daß sie jederzeit sammt und sonders Unserer Zuneigung und unermüdeten Sorgfalt für die Erhaltung ihres wahren Wohls, möglicher Abstellung aller Mißbräuche, so wie der Handhabung einer unpartheiischen Gerechtigkeit, der Beförderung ihres Fortkommens und Wohlstandes, endlich der Beybehaltung ihrer Geseze und Gewohnheiten, in so weit solche mit der gegenwärtigen Lage und Verfassung vereinbarlich seyn wollen, auf das vollkommenste sich versehen können.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Namens-Unterschrift und vorgedrucktten Herzoglichen Insigels.

Gegeben auf dem Schlosse zu Oldenburg, den
30. Junius 1803.



Peter.

J. L. Gr. v. Holmer.

unsere Heimat also damals sogar unter preußischer Verwaltung gestanden – und erst im April 1803 entschloß sich Herzog Peter, die beiden Ämter in eigene Regie zu übernehmen.

Entsprechende Mitteilungen ergingen an den Reichstag in Regensburg, den Kaiser in Wien und an die preußische Civil-Verwaltungs-Commission in Münster. Im Mai brach dann der Krieg aus zwischen Frankreich und England und eine riesige französische Armee zog von Holland aus durch unsere Heimat in das Hannöversche.

Der Kurfürst von Hannover war bekanntlich auch König von Großbritannien und Napoleon hatte deswegen die Besetzung Kur-Hannovers befohlen. Um Pfingsten 1803 marschierten französische Truppen in Stärke von 20000 Mann (andere Quellen sprechen sogar von 50000 Mann!) von Lönigen kommend über Essen-Dinklage-Lohne und Vechta durch das Moor zum Krieg gegen Hannover. Die Truppen mußten von den Gemeinden beköstigt werden – und bald waren alle Vorräte erschöpft. Jetzt wurden die Gemeindevorsteher bei Herzog Peter vorstellig und baten, er möge doch umgehend die beiden Ämter offiziell übernehmen.

Am 30. Juni 1803 wurde eine dahingehende Verordnung als „Patent“ erlassen und gleichzeitig eine Kommission aus zwei hohen Beamten gebildet, welche die „Besitznehmung“ in Vechta und Cloppenburg bewerkstelligen sollten. Zuvor hatten die bis dahin Münsterschen Drost und Rentmeister von der preußischen Zivil-Verwaltungs-Kommission aus Münster die Weisung erhalten, der oldenburgischen Besitznahme keinen Widerstand entgegen zu setzen. Von Oldenburg aus waren ebenfalls Briefe nach Vechta und Cloppenburg gegangen, in denen die kommenden Dinge angekündigt wurden mit der Bitte, alles Erforderliche zu veranlassen. Wie nun im einzelnen die Besitznahme in Cloppenburg durchgeführt wurde, schildert ein zeitgenössischer Bericht, den uns Dr. Niemann in seiner „Geschichte der alten Grafschaft Kloppenburg“ überliefert hat – und der uns anschaulich schildert, wie alles mit großer Feierlichkeit und in freudiger Erwartung vor sich gegangen ist: vgl. übernächste Seite.

„Patent zur Besitznahme der beiden bisher Münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg“ – so lautet der offizielle Titel der nebenstehend nach einem Original reproduzierten Bekanntmachung des Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, die überall im Münsterland angeschlagen wurde und in den Amtsstuben auslag. Mit diesem „Patent“ wurden die beiden Ämter in den Staatsverband des Herzogtums aufgenommen. Gleichzeitig wurde an den Rathäusern und Stadttoren das herzogliche Wappen angebracht: Es zeigte auf dem Hintergrund des uns heute noch bekannten oldenburgischen Wappens (Ammersche Balken und Delmenhorster Kreuz) als Herzschild das „Hauswappen“ des neuen Landesherrn, der sich bis im April 1803 noch offiziell als „Fürstbischof von Lübeck“ bezeichnet hatte. Als solcher führte er die Bischofs-Mitra und ein Kreuz im Wappen, – Erinnerung an die Zeit vor der Reformation, als in Eutin die Bischöfe des katholischen Bistums Lübeck residierten: So kam unser katholisches Münsterland unter die neue Botmäßigkeit eines bisherigen evangelischen Fürstbischofs, der zugleich Herzog in Oldenburg war ...

Won Gottes Gnaden Wir
Peter Friedrich Ludwig,
Erbe zu Norwegen, Herzog zu
Schleswig, Holstein, Stormarn
und der Ditmarschen, Fürst zu Lübel,
Herzog und regierender Administra-
tor zu Oldenburg zc.

Fügen hiedurch zu wissen, daß, da nach dem unlängst emanir-
ten Reichs-Deputations-Hauptschlusse in den zur Entschädigung
unter andere weltliche Hochmässigkeit übergegangenen Reichs-
Länden die Erz- und Bischöflichen Diöcesen in ihrem bisherigen
Zustande verbleiben sollen, bis auf Reichsgesetzliche Art eine an-
dere Diöcesen-Einrichtung getroffen seyn wird, Wir für nöthig
gehalten haben, Unsern getreuen Unterthanen in den unlängst
dem Herzogthum Oldenburg neu incorporirten beiden vormals
Münsterischen Ämtern Vechta und Cluppenburg, nach Maß-
gabe dessen, was in den übrigen Theilen des ehemaligen Hoch-
stifts Münster geschehen ist, nachstehendes zur Wissenschaft und
Befolgung hiemitelst in Gnaden bekannt zu machen.

1) Daß das General-Vicariat zu Münster annoch einst-
weilen, und bis zu einer in Zeiten vorher zu publicirenden an-
derweitigen Verordnung, in beiden incorporirten Ämtern sei-
nen bisherigen Würkungskreis quoad mere spiritualia fortbau-
rend behalten, dasselbe jedoch

2) keine Päbstliche Bullen, keine General-Dispensation,
oder sonstige geistliche Verordnungen daseibst publiciren lassen solle,
wenn selbige nicht vorher der von Uns hier dazu besonders con-
stituirten aus Unserm Etats-Rath und Vice-Canzlei-Dire-
ctor

etor Georg und aus Unserm Regierungs-Assessor und Landes-
Archivar Kunde bestehenden Commission eingeschickt worden
und deren placet erhalten haben wird, daher denn ohne leg-
teres kein Pfarrer hinführo eine geistliche Verordnung zu ver-
hängen hat.

3) Daß auch diezeithero von dem Vicariat in caussis con-
tentiosis der Geistlichen in solchen Fällen, die eigentlich vor
der weltlichen Obrigkeit gehören, dem Herkommen nach
ausgeübte Jurisdiction, so lange demselben keine neue Organisa-
tion bevorstehet, solchergestalt fortgesetzt werden könne, daß das
General-Vicariat nicht nur die schon rechtshängigen Sachen
per modum specialis commissionis fortführe, sondern
auch bis zu einer desfalligen anderweitigen Anordnung die in-
zwischen vorkommenden neuen Sachen, welche keinen Aufschub
leiden, annehme. Weil aber demselben auch von nun an keine
weitere directe Insinuation eingeräumt werden kann, so sind
alle dergleichen insinuanda vorher dem in Münster befindlichen
Oldenburgischen Auseinandersetzungs-Commissario zur Inscrip-
tion zuzustellen.

4) Daß, unter obigem Vorbehalte Unserer zu seiner Zeit
zu erwartenden weiteren Verordnung, einstweilen das Amt und
der Würkungskreis der resp. Landdechanten, so wie ihr Ver-
hältniß in mere spiritualibus zum General-Vicariat, un-
gestört beybleibe.

5) Daß, weil aber auch in der Zwischenzeit, und bis über
die Absonderung der geistlichen von den bloß weltlichen Sachen
näher verfügt werden wird, keine Evocation eines Unserer Un-
terthanen außerhalb Landes zugegeben werden kann, das Ge-
neral-Vicariat in allen solchen Fällen gehalten seyn wird, daß
gehörige zur Vernehmung der Partheien den innerhalb Amtes
wohnenden Landdechanten aufzutragen, und auch diese Aufträ-
ge zuvorderst, so wie oben in No. 3, dem in Münster anwesenden
Delegato zur Inscription vorlegen zu lassen.

6) Daß, da bloße Schuldsachen gegen die Geistlichkeit nie
zu den rebus ecclesiasticis gerechnet werden können, sämt-
liche Geistliche aus besagten bewen Ämtern, gleich von der Zeit
Unserer Besiznehmung an, bey Unserer hiesigen Regierungs-
Canzlei belangt werden müssen.

Als wonach Beykommende sich gebührend zu achten haben.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Namens-Unterschrift und
beygedruckten Herzoglichen Insiegels.

Gegeben auf dem Schlosse zu Oldenburg, d. 2. Aug. 1803.

„Vorläufiges Normativ für die Ämter Vechta und Cluppenburg wegen des einst-
weilen fortdauernden nexus in spiritualibus mit dem General-Vicariate in
Münster.“ – Mit obenstehender Verordnung traf Herzog Peter Friedrich Ludwig
als neuer Landesherr für die katholischen Ämter im Süden seines Herzogtums
Anordnungen, die erheblich in das kirchliche Leben eingriffen. Nur in rein
seelsorglichen Dingen (nexus in spiritualibus) sollte das Bischöfliche General-
vikariat in Münster weiterhin zuständig bleiben, alle anderen Zuständigkeiten
wurden an eine neu in Oldenburg gebildete Kommission für die römisch-katho-
lischen Angelegenheiten überwiesen, die nur aus zwei evangelischen Beamten
bestand.

„Am 20. Juli wurden von Seiten des Herzogs von Oldenburg Peter Friedrich Ludwig die Ämter Vechta und Kloppenburg durch die abgeschickten Commissarien Herrn Etats-Rath und Vice-Kanzleidirector Georg und Herrn Kanzlei-Assessor Runde in Besitz genommen, wobei auch zugleich die Huldigung geschah.

Am 19. Abends 5 Uhr wurden die Herren Commissarien, welche von Vechta kamen, bei der Emstecker Landwehr (der Amtsgrenze) von 100 Bürgern zu Pferde mit Fahnen und Trompeten wie auch vom Herrn Amtsdrosten Freiherrn von Schmysing unter dem dort errichteten Triumphbogen empfangen und nach Kloppenburg begleitet. Vor Kloppenburg stand die Bürgerschaft aus Kloppenburg und Crapendorf unterm Gewehr mit ihren Magistraten an der Spitze.

Diese präsentirten den Herrn Commissarien die Schlüssel der Stadt auf einem silbernen Teller, welche zwar angenommen, aber mit den huldreichsten Ausdrücken zurückgegeben wurden. Nun ging der Zug durch Kloppenburg unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken durch 14 Triumphbogen bis zum Quartier der Herren Commissarien, zum Hause der Frau Ober-Receptorin Schenkberg, wo die Herren Beamten mit den Magistraten und den Deputirten der Kirchspiele, der Herr Amts-Dechant Vaget aber mit der gesammten Geistlichkeit die Herren Commissarien empfingen. Hierauf wurde von den Herren Commissarien und ersten Beamten und Geistlichen, 18 an der Zahl, gespeiset.

Den folgenden Morgen 8 Uhr kündete der Donner der Kanonen und das Läuten aller Glocken die Feierlichkeit des Tages an. Die Herren Amtscavaliere, Beamte, Richter, die herrschaftlichen Bedienten, die Magistrate, die Deputirten der Kirchspiele; ferner der Herr Amtsdechant, die deputirten Pfarrer und die übrige Geistlichkeit begaben sich zu den Herren Commissarien. Der Herr Etats-Rath Georg machte sie in einer passenden Rede mit dem Zwecke seiner Mission bekannt, worauf diese Herren den Huldigungseid unterschrieben und hierauf in ihren Amtsverrichtungen provisorisch bestätigt wurden.

Alsdann begann der Zug nach der Pfarrkirche zu Crapendorf. Den Vortrab machten die Kloppenburger Junggesellen zu Fuß, von ihren Officieren angeführt, mit voller Musik. Hierauf folgten: die Deputirten der 12 Kirchspiele, die Magistrate von Friesoythe, Kloppenburg, Crapendorf, Löningen und Essen, die Gerichts-Prokuratoren, die herrschaftlichen Amts- und Gerichts-Bedienten, der Advocatus Fisci, Amtsmedicus und Chirurgus, die Richter, die Herren Amtscavaliere, die Herren Beamten, die Herzoglichen Herren Commissarien. Diesen folgte die Bürgerschaft von Kloppenburg unterm Gewehr, und den Nachtrab machten die Crapendorfer Junggesellen, beide von ihren Officieren geführt, gleichfalls unter militärischer Musik. Der Zug ging unter beständigem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken durch mehr als 20 Triumphbogen, welche mit passenden Inschriften verziert waren. Während des Zuges wurden die Amts- und auf dem Rathhause die Stadt-Archive versiegelt und gleich darauf zum Gebrauch wieder entsiegelt. Auch oberhalb der Thüre des Rathhauses wurde das Herzogliche Wappen unter wiederholtem Vivat befestigt.

Beim Eingange in Crapendorf stand die Crapendorfer Bürgerschaft unterm Gewehr, gleichfalls von ihren Officieren angeführt. Vor der Kirche empfing der Herr Amtsdechant, die deputirten Pfarrer und Geistlichen im Kirchen-Ornate und die Jugend mit ihrem Lehrer und ihrer Lehrerin die *Herzoglichen Commissare*, vor welchen sechs weißgekleidete Mädchen Blumen streuten. So wurden diese in die Kirche geführt. Herr Etats-Rath Georg ließ hierauf das *Huldigungspatent* durch den Herrn Kanzlei-Secretair Kellers verlesen und hielt darauf selbst eine entsprechende Rede. Nach Beendigung derselben legten die Deputirten

der Kirchspiele, die Magistrate und die herrschaftlichen Amts- und Gerichts-Bedienten den *Huldigungseid* ab, worauf ein dreimaliges: „*Hoch lebe Peter Friedrich Ludwig, unser nunmehriger Herzog und Landesvater!*“ erfolgte. Herr Vikarius Klüsener hielt hierauf über I. Buch der Könige 10,24: „*Da jauchzete alles Volk und sprach: Heil dem Könige!*“ eine zweckmäßige Rede und schloß mit den Gebete (Ps. 19):

Jehova, Gott erhöre Ihn zur Zeit der Noth,
Der Name des Gottes Jakob schütze Ihn:
Er sende Ihm Hülfe aus seinem Heiligthume,
Unterstütze ihn von Sion aus.
Gewähr' Ihm, was Sein Herz begehrt,
Laß jeden Anschlag Ihm gelingen.
Seine Wünsche erfüll' Jehova all':
Ewiger! erhalte unsern Fürsten uns;
Weisheit gieb Ihm und Verstand.
Erhör' uns, wenn wir für Ihn flehen,
Und flehen laßt uns oft für Ihn.

Den Schluß in der Kirche machte ein feierliches, vom Herrn Amtsdechanten Vaget angestimmten *Te Deum*, worauf der Zug, wie vorhin, die Herren Commissarien in ihr Quartier zurückbegleitete, wo der Herr Etats-Rath Georg eine schön gefaßte Rede an alle Versammelten hielt.

Die Tafel war auf herzogliche Kosten veranstaltet, wobei mehr auf Anstand und Würde, als auf Sparsamkeit gesehen wurde. Die Deputirten aller Stände waren zu derselben geladen. Abends war auf Kosten des Herzogs ein *freier Ball* und die Triumphbogen wurden illuminirt.

Am 21. Juli wurden verschiedene Geschäfte verhandelt und in Ordnung gebracht. Dann traten am 22. die Herren Commissarien ihre Rückreise nach Oldenburg an. Sie wurden von den Herren Amtsrentmeister Mulert, dem Obervogt und dem Amtsführer Heidhaus bis an die Grenze des Amtes begleitet.

Der Herr Etats-Rath Georg kam am 12. September wieder als *Organisations-Commissarius* in Begleitung eines Sekretairs. Diese trafen verschiedene Einrichtungen, nahmen die alte Justizverfassung *ad protocollum* und erklärten, daß künftighin nur *ein Landgericht*, bestehend aus einem Landvogt als Präses und zwei Assessoren nebst drei Actuaren und einem Pedell, im Amte, und zwar zu Kloppenburg, sein sollte“.

Die Kommissare berichteten später dem Herzog, daß die Aufnahme, die ihnen im Münsterland bereitet worden sei, „das Gepräge wahrer Herzlichkeit und Aufrichtigkeit“ getragen habe, daß unter allen durch den Reichsdeputationshauptschluß veranlaßten Regierungsänderungen keine von den Untertanen mit größter Sehnsucht und lebhafter Freude aufgenommen, daß nirgendwo aus vollerm Herzen gehuldigt worden sei als in den Ämtern Vechta und Cloppenburg. – Wir fügen hinzu: Die Münsterländer sind gute Oldenburger geworden!

Literatur:

G. Rütthing, Oldenburgische Geschichte, Volksausgabe, Oldenburg 1937. – K. Willoh, Die münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg hundert Jahre oldenburgisch Oldb. Jahrbuch, Bd. XII. (1903). - C. L. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft und des nachherigen Münsterschen Amtes Kloppenburg. Münster 1873. – K. Plesse, Der Übergang der münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg an Oldenburg 1803. Phil. Diss. Münster 1935. Druck Bad Essen 1937. Verschiedene Aufsätze in den „Heimatblättern für das Oldenburger Münsterland“, Nr. 4-6, Vechta 1953.

Südoldenburger Finanzlage im Jahre 1815

Gutachten des Kammerdirektors Mentz

VON FRIEDRICH-WILHELM SCHAER

„Die im Jahre 1803 erfolgte Accession erscheint offenbar als erzwungen und wenngleich nicht geleugnet wird, daß einem jeden Landesherrn der Zuwachs von etwa 50.000 Untertanen wichtig ist, so kann auf der anderen Seite nicht bezweifelt werden, daß ein District, dessen Ertrag nur 54.000 Rtlr. beträgt, dessen Schulden beträchtlich, sowie dessen Administration kostbar, keinen Ersatz für die Aufopferung des Zolles, der auf 130.000 Rtlr., ohne bedeutende Administrationskosten, bilden kann. Die Convention wird daher in jeder Rücksicht als das Werk der augenblicklichen Notwendigkeit und keineswegs als das des freien Willens erscheinen, da in der Tat eine seltene Verblendung dazu gehören würde, einen so äußerst nachteiligen Vertrag einzugehen.“¹⁾

Die von Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg so ungnädig aufgenommene „Accession“ von 1803 bestand aus den müsterschen Ämtern Vechta und Cloppenburg sowie dem hannoverschen Amt Wildeshausen – ein Ergebnis des zu Regensburg am 25. Februar 1803 vereinbarten Reichsdeputationshauptschlusses. Diesem „Diktat“ – wie er es verstand – zuzustimmen, war der stolze Herzog erst bereit, nachdem Diplomaten der beiden mächtigen europäischen Staaten Frankreich und Rußland einer Verlängerung des für Oldenburg fast lebenswichtigen Weserzolls bis zum 31. Dezember 1812 zustimmten.

Die oben angesprochene „Convention“ wurde – wiederum in Regensburg – am 6. April 1803 vereinbart.²⁾ Peter stimmte zähneknirschend zu. Doch bald machte die französische Besetzung Oldenburgs den Vertrag schon wieder unwirksam. Der Herzog erreichte dann aber nach dem Aachener Kongreß von 1818 eine nochmalige Verlängerung des nicht mehr zeitgemäßen Zollprivilegs bis 1820.³⁾ Danach blieb Peters bohrende, aber nicht besonders flexible Politik erfolglos. Alle weiteren diplomatischen Bemühungen von seiner Seite scheiterten am harten „Nein“ der Großmächte.

Im Oldenburger Schloß schien man also gar nicht so glücklich über den Erwerb des Münsterlandes zu sein. Zwar freute man sich über die Vermehrung der Seelenzahl um 50.000, verfügte doch das Herzogtum bisher nur über 120.000 Seelen. Der relativ geringe Ertrag der großen Heide-, Moor- und Geestgebiete im Verein mit den hohen Schulden, welche die Oldenburger Herzöge von den Ständen des früheren Stiftes Münster übernehmen mußten, machten das Münsterland jedoch nicht sehr attraktiv. Ostfriesland wäre dem Herzog vermutlich lieber gewesen.^{3a)}

War also die psychologische Situation des Münsterlandes gegenüber Oldenburg nicht sonderlich günstig, so brauchte nur ein kühnes Wort von dort in das Oldenburger Schloß zu dringen, um gereizte Reaktionen hervorzurufen. Als 1816 die fünf Gutsbesitzer im Amt Vechta nicht zum ersten Mal die Einführung einer Ständeversammlung im neuen Staat forderten und sich zugleich über die zu hohe Besteuerung ihrer Gutsuntertanen beschwerten, stießen sie bei Herzog und Verwaltung auf wenig Verständnis.⁴⁾ Peter Friedrich Ludwig entgegnete kühl, er habe bei seiner Regierung immer das Wohl des ganzen Landes im Auge zu behalten, daher könne er nicht dem Adelskolleg eines Amtes besondere Korporationsrechte einräumen, zumal da das alte Herzogtum Oldenburg keine



landständische Verfassung besessen habe. Ebenso wenig war Peter gewillt, den Adeligen das alte Privileg zu belassen, außerordentliche Schatzungen für das Amt oder einzelne Kirchspiele zu bewilligen und zu erheben. Mußte der Herzog schon notgedrungen gewisse verfassungsmäßige Unterschiede zwischen seinem Kernland und den Landesteilen Lübeck und Birkenfeld in Kauf nehmen, so war er doch keineswegs bereit, auch noch innerhalb des Landesteils Oldenburg gravierende Verschiedenheiten zu dulden.⁵⁾

Wie man bei der Kammer über die bisherige münsterländische Finanzverfassung und die Finanzsituation der Ämter dachte, ersehen wir aus dem gutachtlichen Bericht an den Herzog vom 18. Januar 1816, der von dem Kammerdirektor Mentz nicht ohne Ironie verfaßt ist.

Am Beispiel der Herrlichkeit Dinklage hatte die Eingabe der münsterländischen Adeligen die nach ihrer Meinung erheblich gewachsene steuerliche Belastung unter der neuen Regierung darzustellen versucht. Scharf ist Mentz' Urteil über die Bewohner der Herrlichkeit, deren Boden sich im Vergleich zum sonstigen Amte Vechta durch gute Qualität auszeichne. Die Herrlichkeit „sollte daher billig der wohlhabendste Teil desselben sein. Wenn dies nicht der Fall ist, so hat diese Erscheinung ihren Grund in der Indolenz ihrer Einwohner, die z. B. seit vielen Jahren nicht einmal ihre Bäche und Wasserleitungen aufgeräumt haben, um ihre Wiesen gegen Überschwemmungen zu sichern – und in dem Hang derselben zu allerlei Unordnungen, wovon dem Vernehmen nach die gerichtlichen Acten Beweise geben sollen.“ Zwar sei die Bevölkerung der Herrlichkeit sehr zahlreich, doch bestehe sie zu einem beträchtlichen Teil aus Heuerleuten, die wenig Steuern entrichteten.

Gering sei auch der Anteil der herrschaftlichen Höfe an deren Gesamtzahl. Dagegen gäbe es eine ganze Reihe von privaten Gutsbesitzern, persönlichen und institutionellen, in Dinklage, allen voran den Freiherrn von Galen, in zweiter Linie die Herren von Hammerstein und von Rössing und schließlich die Kirchen von Dinklage und Lohne.

An dem überkommenen Steuersystem der ehemals münsterschen Ämter übte der oldenburgische Kammerdirektor herbe Kritik. Die Schatzungsregister lägen in den Häusern der Kirchspielsrezeptoren und befänden sich „in der äußersten Unordnung.“ Er fährt fort: „Daher ist der Fall nicht selten, daß ein Schatzungspflichtiger, der in jenen Registern als sicher verzeichnet ist, gar nicht aufzufinden ist“. War schon das Fehlen einer Kontrolle der Kirchspielsrezeptoren bedenklich, wie viel mehr mußte einen alt gedienten oldenburgischen Kammerbeamten die Tatsache befremden, daß im Niederstift Münster keine Kataster- oder Lagerbücher geführt worden waren, die den Erdbüchern und Kontributionsanschlügen in den ehemaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst entsprachen. In mühsamer Arbeit wurden die „oft kaum leserlichen Privatarbeiten“ der vormaligen Kirchspielsrezeptoren untereinander und mit den Quittungen der Schatzpflichtigen verglichen, daraus vollständige Schatzungsregister formiert und an die Herzogliche Kammer in Oldenburg gesandt.

Der Vorwurf der Bittsteller, die ordentliche Schatzung als die einzige tatsächliche Staatsabgabe des Kirchspiels Dinklage – 3712 Rtlr. – liege jetzt höher als vor der Besetzung Oldenburgs durch Napoleon, wurde zwar nicht geleugnet, jedoch in seiner Bedeutung bagatellisiert. Interessanter als ein Vergleich des Aufkommens an Schatzung vor und nach 1811 ist die Zusammensetzung der Ausgaben der aus der ordinären Schatzung eingenommenen Gelder. 2/5 oder 40 v. H. der Einnahmen waren zur Abzahlung der auf der Münsterschen Landeskasse

lastenden Zinsen bestimmt. 3/5 oder 60 v. H. wurden im oldenburgischen Staatshaushalt verbraucht.

Die Ämter Vechta und Cloppenburg brachten eine schwere Hypothek in die gemeinsame Ehe mit dem alten Herzogtum Oldenburg ein. Seit vielen Jahren schlepten die münsterschen Stände eine riesige Schuldenlast mit sich herum. Zum Teil reichte sie bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Bedingt durch die hohen Einquartierungslasten im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) waren die Schulden so sehr angeschwollen, daß sie 1803 bei 3.293.000 Rtlr. lagen.⁷⁾ „Ein vollgültiger Beweis von der Güte ihrer (d. h. der Stände) Mitwirkung bei der Landesverwaltung“, wie der Kammerdirektor mit deutlicher Ironie bemerkte. Vielleicht dachte er in diesem Augenblick nicht an den Schuldenberg, welchen sein Herr, Peter Friedrich Ludwig, 1785 von seinem Vorgänger Herzog Friedrich August übernommen hatte⁸⁾. Die Finanzwirtschaft vieler Dynasten im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war um nichts besser als die der münsterschen Stände, die zudem noch einen Staat von besonderer Verfassungsstruktur mitregierten. Die Finanzverwaltung des tüchtigen Peter Friedrich Ludwig stach davon in erfreulicher Weise ab. Peters Hofhaltung wurde wegen ihrer spartanischen Einfachheit immer wieder gerühmt. Schauspielaufführungen, ein großer Hofstaat und kostspielige Bauten waren dem Herzog wegen der bedenklichen Auswirkungen auf den Staatshaushalt wie auf die Privatschatulle verhaßt. Dagegen waren nach seiner Ansicht die Ausgaben für seine Verwaltungsbeamten und Richter, die er alle mit einem echten Dienstauftrag – keinem leeren Titel! – versah, unvermeidbar.

Welche Kosten die obersten Staatsbehörden i. J. 1815 etatsmäßig verursachten, erfahren wir ebenso aus dem wertvollen Gutachten von Mentz:

Für das Cabinet	50.000 Rtlr. Gold
die Regierung	7200 Rtlr. Gold
das Oberappellationsgericht	8600 Rtlr. Gold
die Justiz-Canzley	9192 Rtlr. Gold
die Cammer	12450 Rtlr. Gold
Forstamt	6570 Rtlr. Gold
Polizeibediente etwa	5000 Rtlr. Gold
R(ömisch) C(atholische) geistl. Commission	100 Rtlr. Gold
	<u>99.112 Rtlr. Gold</u>

Wenn auf die Gesamtbevölkerung von 174.000 Seelen im Herzogtum diese Ausgaben von 99.112 Rtlr. entfielen, hätte der „vormals münstersche Anteil“ davon 29.961 Rtlr. aufbringen müssen.

Dazu kamen noch die besonderen Ausgaben für das Gebiet der Ämter Vechta und Cloppenburg. Mentz führt sie in seiner Berechnung ebenso auf:

„An Münsterschen Pensionen und Zinsen	14.853 Rtlr.
Das Contingent der 52.600 Einwohner zu dem Herzogl. Contingent zum Bundesheer beträgt pro rata 514 Mann und darnach die rata der desfälligen Kosten	36.282 Rtlr.

Die Gerichte zu Vechta	4230 Rtlr.
Kloppenburg	4530 Rtlr.
Deliquentenkosten	etwa 1600 Rtlr.

Die Ämter Vechta	2300 Rtlr.
Steinfeld	1800 Rtlr.
Kloppenburg	2400 Rtlr.
Löningen	2300 Rtlr.
Friesoythe	1600 Rtlr.
5 Amtsboten Kleidung	100 Rtlr.
Baukosten, Pensionen, geistliche Stipendien, Beiträge zu Kirchen- und Schulbauten und dgl. im Durchschnitt jährlich gerechnet	<u>4000 Rtlr.</u>
So ist die besondere Ausgabe wegen dieses Landesanteils	75.995 Rtlr.

Addiert man den Kostenanteil Südoldenburgs an den Ausgaben für die allgemeinen Landesbehörden in Oldenburg und die speziellen Ausgaben für die oldenburgischen Behörden im Münsterland, kommt man auf einen Gesamtbetrag an Ausgaben von 105.956 Rtlr.

Wie hoch beliefen sich 1815 die tatsächlichen Einnahmen aus dem südlichen Teil des Herzogtums? Kammerdirektor Mentz gibt sie mit 89.332 Rtlr. Gold an. Diese große Summe setzte sich aus mehreren Einzelposten zusammen, den sog. Ordinärgefällen, die dem Landesherrn als Grundherr zustanden, den Einnahmen aus Pachtverträgen für Mühlen, Krüge etc., der Konsumtionssteuer (Verbrauchssteuer), der ordinären Schatzung („Kontribution“) und der additionellen Kontribution, d. h. Steuern, die z. T. für die Unterhaltung des Militärs verwandt wurden.

Stellt man die jeweiligen Posten für die Ausgaben und Einnahmen nebeneinander, bleibt ein Defizit von 35.435 Rtlr. Gold für Südoldenburg. Doch reduzierte Mentz fairerweise die Einnahmesumme von 105.956 Rtlr. um den Betrag von 11.435 Rtlr., der nach der ehemaligen münsterschen Verfassung nicht in die landschaftliche, sondern in die Kasse des jeweiligen Fürstbischofs, nämlich die Hof- und Privatkasse floß. So blieb am Ende nur ein Einnahmebetrag von 70.521 Rtlr. Gold übrig. Damit verringerte sich das Defizit Südoldenburgs am Staatshaushalt Oldenburg auf 24.000 Rtlr. Dieser Betrag war immer noch sehr hoch. Peter Friedrich Ludwig hatte so unrecht nicht, als er 1818 von der teuren Verwaltung der südoldenburgischen Ämter sprach. Trotzdem fühlte er sich als Landesherr den Neuoldenburgern im Süden ebenso verbunden wie den Altoldenburgern im Norden. Die Integration des Münsterlandes in den oldenburgischen Staat war letztlich eine Frage der Zeit. Das heutige, immer wieder bekundete Zugehörigkeitsgefühl der münsterländischen Bevölkerung zum früheren oldenburgischen Staat beweist das.

Anmerkungen

- 1) Nieders. Staatsarchiv in Oldenburg (im Folgenden: StAO) Best. 31-9-31-21 I.
- 2) Ebd. Vgl. auch Gustav Rühning, Oldenburgische Geschichte, Bd. 2, Bremen 1911, S. 267 ff. und 460.
- 3) Ebd.
- 3a) Vgl. ebd., S. 232.
- 4) StAO Best. 70, Nr. 29: Supplik der adeligen Gutsbesitzer im Amt Vechta an den Herzog vom 10. 5. 1816.
- 5) Ebd., Verfügung des Herzogs an die Regierung in Oldenburg vom 19. 6. 1816.
- 6) StAO Best. 6-D, Nr. 353.
- 7) H. Jos. Brühl, Die Tätigkeit des Ministers Franz Freiherrn von Fürstenberg auf dem Gebiet der inneren Politik des Fürstbistums Münster 1763-1780, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens 63, 1. Abt., Münster 1905, S. 186 ff.
- 8) Fürstbischof und Herzog Friedrich August hatte 690.834 Rtlr. Gold an Schulden hinterlassen. Rühning, wie Nr. 2, S. 234.

Fromme Stiftungen der Familie von Elmendorff zu Füchtel

Eine Aufstellung aus dem Franziskanerkloster Vechta aus der Zeit um 1750

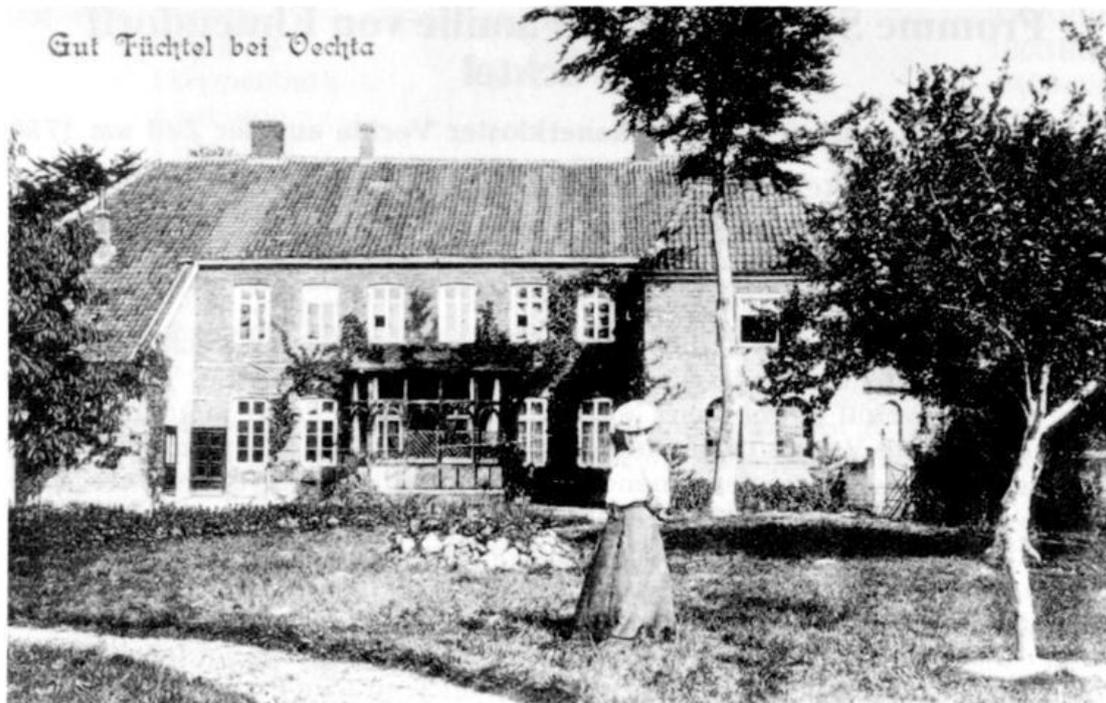
Dem Andenken von Max Graf von Merveldt gewidmet

VON HARALD SCHIECKEL

Die Familie von Elmendorff, die seit dem 14. Jahrhundert bei Vechta ansässig war und bis 1876 auf dem jetzt noch von den Nachkommen einer Tochterlinie (Graf von Merveldt) bewohnten Gut Füchtel saß ¹⁾, hat immer in engen Beziehungen zur Stadt Vechta gestanden. Dort besaß sie zwei Burgmannshöfe, und noch heute hält der Name der Elmendorffsburg die Erinnerung an sie wach. Eine ganze Anzahl von Familienmitgliedern gehörte dem geistlichen Stand an, und neben den Orten ihres Wirkens haben diese stets auch die kirchlichen Einrichtungen ihrer Heimat gefördert. Das im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg deponierte Gutsarchiv Füchtel enthält hierüber zahlreiche Urkunden und Akten. Unter Archivalien, die erst 1977 in Füchtel gefunden wurden und unlängst verzeichnet worden sind, befindet sich auch eine im Franziskanerkloster Vechta entstandene lateinische Aufzeichnung über die Verdienste der Familie von Elmendorff um die Kirche ²⁾. Sie soll nachstehend veröffentlicht und übersetzt werden, da sie in ihren allgemeinen Bemerkungen die Wertschätzung erkennen läßt, die die Familie in kirchlichen Kreisen genossen hat. Zum Verständnis ist nur wenig hinzuzufügen. Der Hauptteil besteht aus einer Zusammenstellung der Stiftungen, die Caspar Andreas von Elmendorff (1658-1730), Domherr in Lübeck und Stiftsherr in Wildeshausen, in seinem Testament vom 8. 10. 1728 begründet hat ³⁾. Bedeutsamer noch als diese Zusammenfassung der bereits bekannten Tatsachen ⁴⁾ sind die vorangestellten Wertungen und die am Schluß hinzugefügten Verdienste weiterer Familienmitglieder. Ausdrücklich betont wird nämlich das Beharren bei der katholischen Konfession während der Zeit des Abfalls, den die meisten Adelsfamilien mitvollzogen hatten. Dagegen werden die Schwierigkeiten hervorgehoben, die der Familie in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erwachsen waren. Trifft das Letztere zwar zu, so muß doch für die Zeit des 16. Jahrhunderts und den Anfang des 17. Jahrhunderts festgestellt werden, daß auch die Familie von Elmendorff offenbar eine zeitlang zu den lutherischen Familien gerechnet wurde ⁵⁾. Nach 150 Jahren war aber hiervon im Franziskanerkloster Vechta nichts mehr bekannt, und so wird dort geradezu eine Abwanderung der Familie aus der Grafschaft Oldenburg um des katholischen Glaubens willen als eine, freilich nicht beweisbare, Hypothese an den Anfang der Aufzeichnungen gestellt. In Wirklichkeit war diese Abwanderung schon 200 Jahre vor der Reformation erfolgt. Verbürgt ist hingegen die Tatsache, daß der schwedische General von Königsmarck bei der Belagerung von Vechta sein Hauptquartier in Füchtel hatte, wovon noch heute die im Gutsarchiv Füchtel erhaltene, dort ausgerechnet für das Franziskanerkloster Vechta ausgestellte Salvaguardia vom 19. 5. 1647 zeugt ⁶⁾.

Daß die Zuwendungen der Familie für dieses Kloster wie auch für den Konvent des gleichen Ordens in Halberstadt erwähnt werden, ist verständlich. Unrichtig sind nur die Angaben über die Stiftungen eines Fräuleins Elisabeth von Elmendorff, die zuletzt auch als Tertiaria bezeichnet wird. Um die 1610 geborene Tante





Die Gartenseite des Gutshauses um die Jahrhundertwende

Anna Elisabeth des Caspar Andreas kann es sich nicht gehandelt haben, da diese den Bau der Klosterkirche nicht mehr erlebt hat. Dessen Großnichte Maria Elisabeth Johanna Franziska von Elmendorff (1713-1774) heiratete schon 1731. So muß eine Namensverwechslung vorliegen mit den Nichten des Lübecker Domherrn Caspar Andreas, nämlich Johanna Lucretia Margaretha (1680-1768) und Maria Anna Bernardina (1699-1770). Dafür spricht auch, daß das Fräulein noch als lebend und als Stifterin der Frühmesse in Oythe erwähnt wird. Stifterin dieser Messe ist aber Johanna Lucretia Margaretha gewesen ⁷⁾.

Etwas aus dem Rahmen der Aufzeichnung fällt der Hinweis auf den Verlust des Gutes Halstenbeck (Kr. Halle/Westf.), das dem Neffen des Caspar Andreas, Franz Anton Dietrich von Elmendorff (1684-1744), durch Heirat mit einer Angehörigen der Familie von Dumpstorff zugefallen war. Die Bemerkung hat wohl auch nur deshalb hier Platz gefunden, weil dieses Gut an einen evangelischen Besitzer übergegangen war. Denn der Tenor des gesamten Textes dieses Schriftstücks ist noch ganz vom Geiste der Gegenreformation geprägt, in deren Zusammenhang auch das Franziskanerkloster in Vechta begründet worden war. Die Zusammenstellung ist nicht datiert, dürfte aber um 1750 abgefaßt sein, da der Domherr Caspar Andreas, der im Text übrigens nie mit seinen Vornamen genannt wird, als vor etwa 20 Jahren verstorben erwähnt wird. Der Nachsatz über die Stifterin der Frühmesse in Oythe dürfte um oder nach 1756 hinzugekommen sein.

Es folgt nun der Text der Aufzeichnung, dessen Schreibung beibehalten wurde. Lediglich die Abkürzungen wurden aufgelöst. Groß- und Kleinschreibung wurde vereinheitlicht, indem nur für Eigennamen große Anfangsbuchstaben gewählt wurden. Die Zeichensetzung wurde entsprechend der Satzkonstruktion ergänzt. Erläuternde Zusätze sind in runden, zu ergänzende in eckigen Klammern beigelegt worden.

Memorabilia, quae merito commendant perillustrem familiam de Elmendorff in Fuchtel, quae authentica haberi possunt scilicet sequentia

Quod memorata perillustis familia propter religionem catholicam ex comitatu Oldenburgensi migrare debuerit, desuper nullum reperitur documentum vel testimonium. Verissimum autem sunt sequentia.

1mo quod tempore persecutionis hereticae et belli Svecici haec perillustis familia et domus hereditaria Fuchtel maxima incommoda et damna passa sit, eo quod campi marchallus et bellidux Svecicus Konigsmarck in obsidione oppidi Vechtensis perillustrem domum occupaverit et spoliaverit et demum spoliatam conflagraverit.

2do quod temporibus persecutionum haereticarum plures perillustres familiae in hac dynastia ab orthodoxa fide delinaverint ad pravitatem haereticam, familia autem de Elmendorff non aestimatis injuriis haeresis et temporum semper in orthodoxa fide constans perseveraverit et inconcussa.

3tio quod praedicta perillustis familia pro posse et viribus semper fovit inter acatholicos et haereses catholicos et religionem uti clarius constat ex sequentibus piis foundationibus et legatis piae memoriae reverendissimi domini canonici Lubecensis ex hac perillustri domo filii ante 20 circiter annos vita functi ex cujus testamentaria dispositione sequentia.

1mo itaque legavit pro honestiori sustentatione missionariis Lubecensibus Societatis Jesu	300
2do catholico sacellano ibidem	300
3tio catholicis pauperibus ibidem	300
4to pro sustentatione catholici aeditui ex fundatione ibidem	1150
5to pro honestiore sustentatione catholici domini pastoris Wildeshusani inter haereticos degentis	600
6to aedituo ibidem	600
7timo ecclesiae parochiali Vechtensi	150
8vo pauperi ecclesiae Oythensi	200
in eadem ecclesia donavit novum organum et fundvit organodum pro quibus ad minimum donavit	800
9no legavit pauperi missioni Swerinensi inter haereticos	500
10mo legavit diversis pauperibus distribuendos	400
11mo pro aedificanda nova ecclesia et restauranda residentia Meppensi legavit patribus Societatis Jesu	1000

Haec ex testamento.

Accedit quod anno hujus saeculi 26to liberaliter donaverit pro exstruenda nova ecclesia nostra Vechtensi 300

Item quod perillustis familia de Elmendorff in Fuchtel pro aedificatione ecclesiae et conventus nostri plurima contribuerit ligna aliisque eleemosinis paupertatem nostram semper sublevaverit nec sublevare cesset.

Item quod perillustis domicella Elisabetha ab Elmendorff ex Fuchtel pro singulari sua pietate variis pretiosis paramentis ecclesiae nostrae fratrum Minorum providerit, sicut et ecclesiae parochiali de pretioso ornamento candelaborum argenteorum.

Postremo est hoc, quod conventui nostro Halberstadiensi in vivis frequentes dederit et largas eleemosinas, sicut docebit ejusdem conventus liber recommendationis.

Inter ultra etiam memorari possit, quod familia Elmendorffiana ejecta sit ex possessione nobilis domus Halsenbeck a . . . R. B. ⁸⁾ quae domus postea distracta et ad manus haereticorum pervenit.

NB. Addi potest, quod memorata domicella tertiaria de Elmendorff fundaverit primam missam in Oythe.



Übersetzung

Denkwürdigkeiten, die die sehr angesehene Familie von Elmendorff nach Verdiensten empfehlen, was folgende authentische Quellen enthalten können.

Daß die erwähnte sehr angesehene Familie wegen der katholischen Religion aus der Grafschaft Oldenburg auswandern mußte, darüber wird keine Urkunde oder Zeugnis gefunden. Ganz wahr aber ist folgendes:

1. daß zur Zeit der ketzerischen (d. h. lutherischen) Verfolgung und des schwedischen Krieges diese sehr angesehene Familie und das Stammhaus Füchtel sehr große Unannehmlichkeiten und Schäden erlitten hat, weil der schwedische Feldmarschall und Heerführer Königsmarck bei der Belagerung der Stadt Vechta das sehr angesehene Haus besetzt und geplündert und das geplünderte Haus endlich noch in Brand gesetzt hat.
2. daß zur Zeit der ketzerischen Verfolgung ziemlich viele sehr angesehene Familien in dieser Herrschaft Vechta vom rechten Glauben abgewichen sind, die Familie von Elmendorff aber ohne Rücksicht auf die Unbilden der Ketzerei und der Zeitumstände immer beim rechten Glauben beständig und unerschütterlich verblieben ist.
3. daß die genannte sehr angesehene Familie nach Vermögen und Kräften immer die Katholiken unter den Nichtkatholiken und Ketzern und die Religion gefördert hat, wie es klar aus den folgenden frommen Stiftungen des hochhehrwürdigen Domherrn von Lübeck, frommen Andenkens, hervorgeht, eines vor etwa 20 Jahren verstorbenen Sohnes dieses sehr angesehenen Hauses Füchtel laut dessen folgender testamentarischer Verfügung.

	Taler
1. stiftete er deshalb für den anständigeren Unterhalt der Lübecker Missionare der Gesellschaft Jesu	300
2. dem katholischen Kaplan ebenda	300
3. den katholischen Armen ebenda	300
4. zur Unterhaltung des katholischen Küsters durch Gründung dieser Stelle ebenda	1150
5. zum anständigeren Unterhalt des unter den Ketzern lebenden katholischen Herrn Pfarrers ebenda	600
6. dem Küster ebenda	600
7. der Pfarrkirche Vechta	150
8. der armen Kirche in Oythe	200
In dieser Kirche schenkte er eine neue Orgel ⁹⁾ und gründete den Organistendienst, wofür er wenigsten schenkte	800
9. der armen Mission in Schwerin unter den Ketzern	500
10. stiftete er zur Verteilung an verschiedene Arme	400
11. zur Erbauung der neuen Kirche und Erneuerung der Niederlassung in Meppen stiftete er den Vätern der Gesellschaft Jesu	1000

Dies aus dem Testament.

Hinzu kommt, daß er im Jahre 26 dieses Jahrhunderts freigebig für die Erbauung unserer neuen Kirche in Vechta geschenkt hat . . . 300

Desgleichen, daß die sehr angesehene Familie von Elmendorff zu Füchtel für den Bau unserer Kirche und des Konvents viel Holz spendete und durch andere Almosen unsere Armut linderte und nicht aufhört, sie zu lindern.

Desgleichen, daß das sehr angesehene Fräulein Elisabeth von Elmendorff aus Füchtel aus ihrer einzigartigen Frömmigkeit unsere Kirche der Franziskaner mit verschiedenen kostbaren Paramenten versorgt hat, ebenso auch die Pfarrkirche mit dem kostbaren Schmuck silberner Leuchter.



Schließlich ist auch dies wahr, daß er (d. h. der Domherr von Elmendorff) unserem Konvent in Halberstadt zu Lebzeiten vielfache und große Almosen gegeben hat, wie es das Buch der Stiftungen dieses Konvents lehren wird.

Unter anderem kann auch daran erinnert werden, daß die Elmendorffsche Familie aus dem Besitz des adeligen Hauses Halstenbeck vertrieben wurde . . . Dieses Haus wurde später zerstückelt und gelangte in die Hände der Ketzer.

NB. Es kann hinzugefügt werden, daß das erwähnte Fräulein Tertiarin von Elmendorff die Frühmesse in Oythe gestiftet hat.

Anmerkungen:

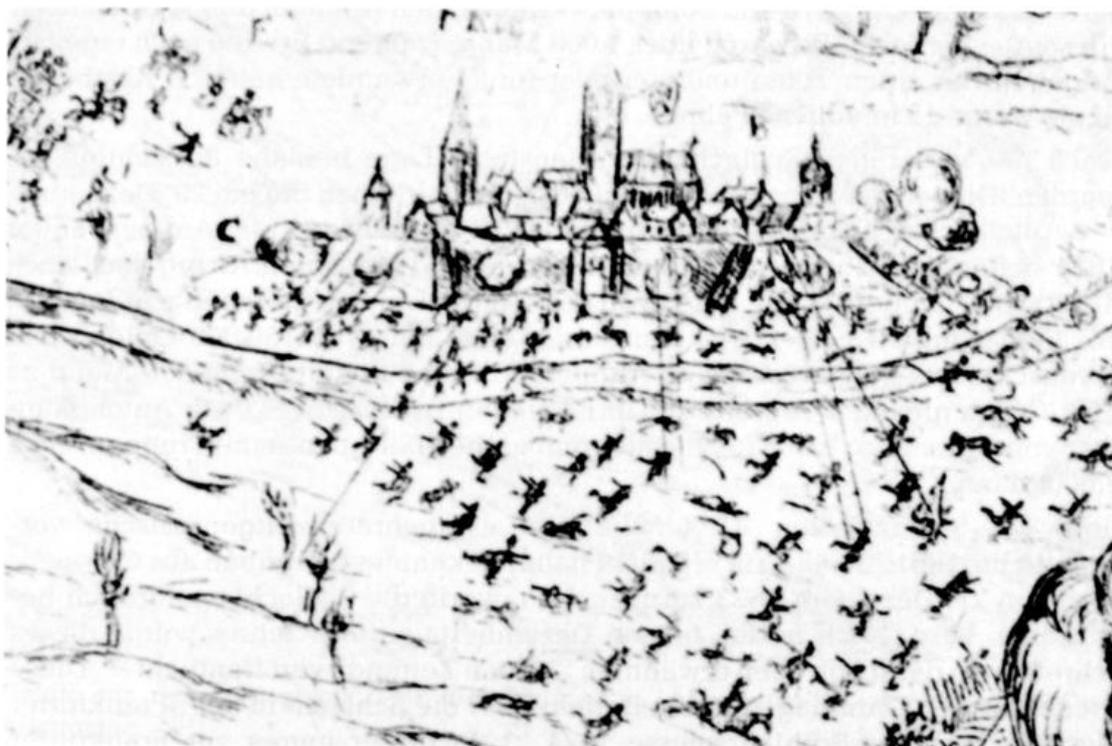
- 1) Über diese Familie wird vom Vf. für die „Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta“ ein besonderer Aufsatz vorbereitet.
- 2) Niedersächs. Staatsarchiv in Oldenburg, Best. 272-17, Nr. 1345.
- 3) Ausfertigung ebd., Nr. 250 a. (s. Abb.).
- 4) Eine ausführliche Inhaltsangabe des Testaments bringt Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. 2, S. 312 f.
- 5) Ebd., S. 310.
- 6) Best. 272-17, Nr. 1050.
- 7) Unter den Stiftern für die Franziskanerkirche werden zwar Angehörige der Familie von Elmendorff, darunter aber keine Elisabeth genannt (Willoh, a. a. O., Bd. 3, S. 276 ff.). Johanna Lucretia Margaretha von Elmendorff ist als Stifterin der Frühmesse (1756) in Oythe ebd., a. a. O., Bd. 2, S. 315, bezeugt.
- 8) Diese und die davor stehende Abkürzung konnte nicht aufgelöst werden.
- 9) Zu dieser Orgel s. Winfried Schlepphorst, Der Orgelbau im westlichen Niedersachsen, Bd. I: Orgeln und Orgelbauer im ehemaligen Niederstift Münster sowie in den Grafschaften Lingen und Bentheim, Kassel 1975, S. 135 f. und Abb. 6.

Die Schlacht von Altenoythe

am 25. und 26. Dezember 1623

VON JOHANN WILHELM SCHMITZ-HÜBSCH

In der Schlacht von Stadtlohn am 6. August 1623 war Christian von Braunschweig, der „tolle Christian“, von den vereinten Ligatruppen Tillys und Christian von Anholts geschlagen worden ¹⁾. Der Braunschweiger setzte sich mit den Resten seines Heeres in die Generalstaaten ab. Der andere Gegner der Liga, Ernst von Mansfeld, hielt sich mit seinem Heer seit dem November 1622 in der Grafschaft Ostfriesland auf. Dort hatte er mit seinen Truppen überwintert. Von dort aus unternahm er Einfälle ins benachbarte Niederstift Münster und in die neutrale Grafschaft Oldenburg. Mehrere Tausend Franzosen, die im Sommer zu ihm gestoßen waren, verstärkten sein Heer ²⁾. Nach der Niederlage von Stadtlohn ließ er die im Niederstift Münster besetzten Orte räumen und zog sich nach Leer zurück. Tilly hatte Befehl erhalten, nun Mansfeld aus Ostfriesland zu vertreiben. Er entließ Anholt mit seinen Truppen zur Sicherung des Münsterlandes und drang noch Ende August 1623 in die Grafschaft Oldenburg ein, um von dort aus Mansfeld anzugreifen. Dieser hatte zugesagt, bei Zahlung von 300.000 Gulden Ostfriesland zu räumen. Die Generalstaaten wollten dem ausgeplünderten Land das Geld vorstrecken, um Einfluß zu gewinnen und Tilly fernzuhalten. Auch Graf Anton Günther von Oldenburg war daran gelegen, daß Tilly nicht nach Ostfriesland marschierte. Die Verhandlungen zogen sich hin, bis es zu spät für einen Feldzug war. Ende September 1623 zog Tillys Heer ins Winterlager im Hessischen. Kurz darauf stieß Christian von Braunschweig



Detail aus dem „Flugblatt über die Schlacht zu Altenoythe“: Der abgeschlagene Angriff auf die Stadt Friesoythe.

wieder zu Mansfeld und wurde von diesem mit seinen Truppen in Dienst genommen³⁾. Dagegen hatten die französischen Hilfstruppen im November Weisung erhalten, Ostfriesland zu verlassen. Am 14. Dezember schiffte sich der größte Teil ein⁴⁾.

Um Lebensmittel zu beschaffen und Beute zu machen, oder um aus Ostfriesland auszubrechen, ließ Mansfeld am 12. Dezember 1623 vier Regimenter unter Oberst Isaak Lardun von Limbach von Leer aus die Leda aufwärts ins Niederstift Münster aufbrechen⁵⁾. Am 19. Dezember stand er vor Friesoythe und forderte Oberst Blanckhart zur Übergabe auf. Dieser weigerte sich, worauf Limbach die von etwa 200 Mann verteidigte Stadt zweimal in der Nacht und noch einmal am nächsten Morgen bestürmen ließ, aber abgewiesen wurde. Limbachs Truppen zogen sich in das etwa zwei Kilometer entfernte Altenoythe zurück, während Friesoythe 300 Mann Verstärkung erhielt. In Altenoythe wurde Limbach von Oberst Dietrich Othmar von Erwitte, der mit 700 Mann über Cloppenburg heranmarschiert war, am 25. Dezember gestellt⁶⁾. Im Verlauf des Gefechtes, bei dem das Dorf in Brand geriet, mußten sich Limbachs Truppen auf den befestigten Kirchhof zurückziehen. Dabei hatten sie große Verluste⁷⁾. Erwitte forderte Limbach am Abend und noch einmal am nächsten Morgen zur Kapitulation auf. Er versprach bei Auslieferung der Fahnen freien Abzug, was Limbach ablehnte⁸⁾. Erwitte hatte inzwischen etwa 1.000 Mann Verstärkung erhalten⁹⁾. Aus Friesoythe ließ er kleine Kanonen kommen. Alle Bauernwagen aus der Umgebung wurden herangeschafft und mit Mist beladen. Sie sollten, von den Gefangenen gezogen, als Schutzwall beim Sturm auf den Kirchhof dienen. Als Limbach die Vorbereitungen sah, wollte er um einen ehrenvollen Abzug verhandeln, was Erwitte nun ablehnte¹⁰⁾. Erwitte ließ seine Soldaten die Angriffsposition einnehmen, woraufhin Limbach bedingungslos kapitulierte. Er, seine Offiziere und Soldaten verließen den Kirchhof und wurden nach Friesoythe gebracht. Es waren über 1.000 Mann, während Erwitte nach eigenen Angaben nur einen Toten und vier oder fünf Verwundete hatte¹¹⁾. Kostbarste Beute waren 15 feindliche Fahnen.

Nach der verlorenen Schlacht war Mansfelds Lage beinahe aussichtslos geworden. Die letzten französischen Hilfstruppen verließen ihn am 29. Dezember. Die Anholtschen Truppen fielen wiederholt in Ostfriesland ein. Anfang Januar 1624 sicherten die ostfriesischen Stände Mansfeld für seinen Abzug doch noch die 300.000 Gulden zu, die ihnen von den Generalstaaten geliehen wurden. Am 16. Januar erhielt er bei Stickhausen die erste Rate von 150.000 Gulden und verabschiedete seine restlichen Truppen, etwa 4.000 Reiter und 500 Mann zu Fuß¹²⁾. Am gleichen Tag erhielt Christian von Braunschweig von Anton Günther von Oldenburg 9.000 Reichstaler und entließ bei Apen seine Truppen, etwa 2.000 Mann¹³⁾.

Über die Schlacht von Altenoythe gibt es mehrere zeitgenössische veröffentlichte Berichte, die auf ein nicht näher bekanntes Schreiben aus Cloppenburg von 27. Dezember 1623 zurückgehen, worin die Schlacht ausführlich beschrieben wird. Noch in den letzten Dezembertagen des Jahres wurde dieses Schreiben in der schon oben erwähnten „Neuen Zeitung“ veröffentlicht¹⁴⁾. Diese wiederum war Grundlage für den Bericht über die Schlacht in der „Frankfurter Messrelation“ zur Frühjahrmesse 1624¹⁵⁾. In dieser immer zur Frankfurter Herbst- und Fastenmesse erscheinenden Zeitschrift wurden die Ereignisse des jeweils letzten halben Jahres beschrieben. Dabei wurde der Text aus der „Neuen



Detail aus dem „Flugblatt über die Schlacht zu Altenoythe“: Das brennende Dorf Altenoythe.

Zeitung teilweise wörtlich übernommen, teilweise gekürzt, wodurch einige Entstellungen entstanden. Diese Fehler finden sich auf einem undatierten Flugblatt über die Schlacht von Altenoythe wieder. Es handelt sich um eine recht grobe Radierung mit einer gedruckten Überschrift und einer Beschreibung des Ereignisses in Versform ¹⁶⁾:

„Wahrhafft und eygentliche Abbildung / was massen die Manßfeldische Armade zu Olden Oyta im Stifft Münster den 25. Decemb: Anno 1623. durch das Kayserisch Volck zertrennt und geschlagen worden ist.“

*„Als man zehlt Sechzehnhundert Jar /
Und drey und zweintzig / das ist war /
Als am Christtag der von Mansfeld /
Versucht sein Heil un stack anhelt /
Im Stifft Münster / und steckt in Brandt /
Das Dorff Olden Oyta mit schand /
Verließ sein Volck sich zu salvieten /
Weil es sich muste retirieren /
Das sein Armada wurd zerrennt /
Auch bey Tausend gefangen send /
Und sonst vil hundert kommen umb /
Als nun der Feind solches vernum /
Hat er darauff bald Gnad begehrt /
Die ihm zu gsagt und auch gewehrt /
Doch mit diser Condition /
Wann er wird uberliferen thon /
Fünffzehen Fähnlin in der summ.“*

Das Blatt wurde *„In Kupffer gradiert / durch Wilhelm Peter Zimmerman / Burger in Augspurg“*. Dieser Augsburger Radierer, Zeichner und Kupferstichverleger ist nachweisbar seit 1589. Er starb um 1630 ¹⁷⁾. Die Darstellung zeigt fünf verschiedene Ereignisse, die mit A bis O gekennzeichnet oben rechts erklärt werden. Oben links werden der abgeschlagene Angriff auf Friesoythe und die zur Verstärkung der Stadt herankommenden Truppen dargestellt. In der Mitte sieht man das brennende Altenoythe, rechts davon den Kampf zwischen Erwittes und Limbachs Truppen um den Ort. Unten rechts ist der Kirchhof mit den herauskommenden Soldaten Limbachs abgebildet. Hatte es in der *„Neuen Zeitung“* geheißen, Erwittes Truppen seien dazu *„näher zum Kirchhoue in Bataglie (Schlachtordnung, der Verf.) geführt“* worden, hieß es in der *„Messrelation“*, sie seien *„näher zum Kirchhoff und zu beyden Seitten gestellt“* gewesen ¹⁸⁾. So bildet Zimmermann Erwittes Soldaten zu beiden Seiten des Tores stehend ab. Wesentlich auffälliger ist die Darstellung der brennenden Stadt Cloppenburg oben rechts auf dem Bild, obwohl Limbachs Truppen im Dezember 1623 gar nicht bis Cloppenburg vorgedrungen waren. In der *„Neuen Zeitung“* heißt es, daß am 25. Dezember *„... / sein aber all da uber 150. Manßfeldische todt blieben / 100. oder mehr in Morasch unnd Oldenburgerlandt gelauffen / auch bey 100. domaln gefangen bekommen / darunter (sic!) ein Capitein genant Schilder von Essen uff der Rhur / und Wichart Suirbeck von Zutphen Lieutenant unter Lawichs Regiment / so das AmptHaus Cloppenburg abgebrandt / welcher selbigen tags nacher Wildeßhausen geführt / gewesen / dabey es den Tag verblieben / ...“* ¹⁹⁾ Gemeint ist wohl der Brand des Schlosses in Cloppenburg, das im Sommer 1623 von Soldaten Mansfelds angezündet wurde ²⁰⁾. Dieser Text ist für die Frankfurter Messrelation leicht verändert



Detail aus dem „Flugblatt über die Schlacht zu Altenoythe“: Die brennende Stadt Cloppenburg.

worden: „... / damahln sind 150. Manßfeldische todt blieben / und bey 100. mit (sic!) dem Capitän Schilder von Essen und Wichard Suirbeck von Züiphen / Leutenant unter Lawichs Regiment / so das Amphthauß Cloppenberg abgebrannt / gefangen worden ...“²¹⁾ Für den in Augsburg lebenden Zimmermann mußte es scheinen, als ob bei Limbachs Einfall ins Niederstift im Dezember 1623 auch Cloppenburg in Mitleidenschaft gezogen wäre.

Die Darstellung in der „Frankfurter Messrelation“ wurde für den ersten Band des „Theatrum Europaeum“ noch einmal teils wörtlich, teils weiter gekürzt, übernommen. So heißt es über die Gefangenen vom 25. Dezember nur noch: „... / da dan in hundert vnd fünfzig Manßfeldische todt geblieben / und bey hundert / so das Amphthauß Kloppeburg angebrannt gefangen worden“²²⁾. Über die Aufstellung der Truppen Erwittes bei der Kapitulation Limbachs heißt es, sie seien „näher zum Kirchhoff auff beyden Seiten gestellet“ worden²³⁾. Die Weglassung des Wortes „und“ bewirkte eine weitere Veränderung des Inhaltes. Trotzdem kann das „Theatrum Europaeum“ nicht die Vorlage für Zimmermanns Radierung gewesen sein, da der erste Band erst 1643 erschien, Zimmermann aber schon um 1630 gestorben war.

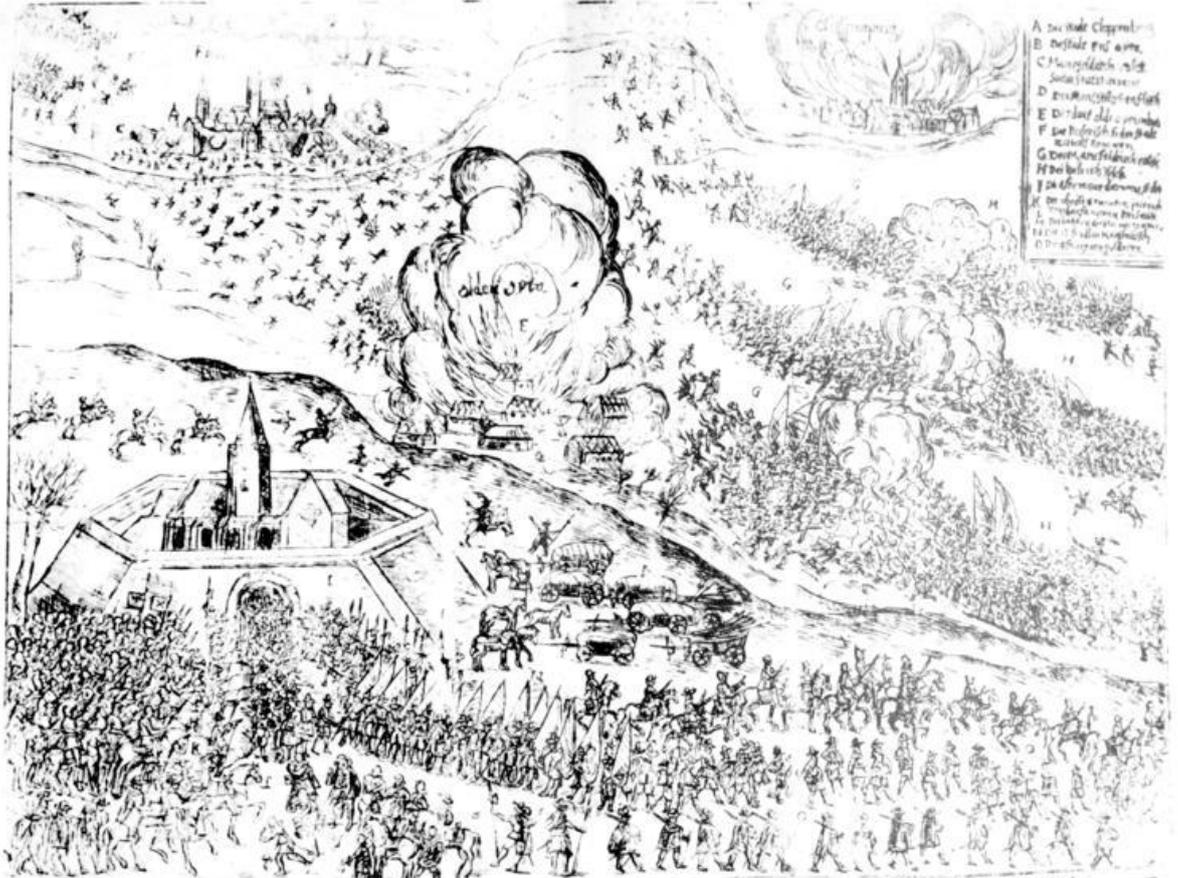
Anmerkungen:

- 1) Siehe zum folgenden vor allem: Albert Weskamp, Das Heer der Liga in Westfalen zur Abwehr des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig 1622-23, Münster 1891. Gustav Rütning, Tilly in Oldenburg und Mansfelds Abzug aus Ostfriesland, Städtische Ober-Realschule und Vorschule zu Oldenburg, 47. Jahresbericht, Oldenburg 1890, S. 1-24. Hermann Lübbling, Graf Anton Günther von Oldenburg 1583-1667. Ein Lebens- und Zeitbild, Oldenburg 1967, S. 33-53.
- 2) Nach Rütning, a. a. O., S. 17 waren es 6.000 Mann; nach Lübbling, a. a. O. S. 40 nur 3.000 Mann.
- 3) Nach Rütning, a. a. O., S. 17 etwa 5.500 Mann; nach Tophoff, Das Kriegsjahr 1623, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, hrsg. v. Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, neue Folge, Bd. 4 (1853) S. 322 waren es nur 2.800 Mann.

- 4) Weskamp, a. a. O., S. 350.
- 5) Das Folgende vor allem nach einer „Neuen Zeitung“: Zweyfachs New Jahr: / das ist / Wahrhafter und eigentli= / licher bericht, was massen die Mansfeldische Armee zu Older Oyta im Stiff Münster, den 25. und 26. Decembris, Neues styles, Im Jahr 1623. / zertrent unnd zerschlagen : . . . Im Jahr 1623.; Universitätsbibliothek Münster, Lib. rar. H³ 990 Nr. 18. Veröffentlicht von J. B. Nordhoff, Zwölf „Zeitungen“ aus dem dreißigjährigen Kriege, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde, hrsg. v. Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Bd. 36 (1878), S. 49-52. Nach einem Schreiben Tillys an Maximilian von Bayern vom 5. Januar 1624 verfügte Limbach nur über drei Regimenter; Siehe Walter Goetz, Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten 1618-1651, Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, neue Folge, 2. Teil, Bd. 1, Leipzig 1907, S. 408 f.
- 6) Nach dem Schreiben Tillys an Maximilian vom 5. Januar 1623; Goetz, a. a. O., S. 408.
- 7) Über die Verluste nach der „Neuen Zeitung“ a. a. O. siehe unten. Tilly dagegen spricht in seinem Schreiben an Maximilian am 5. Januar 1624 von 300 Toten und 50 Gefangenen. Goetz, a. a. O., S. 408.
- 8) Lübbling, a. a. O., S. 50.
- 9) Schreiben Tillys an Maximilian vom 5. Januar 1624; Goetz, a. a. O., S. 408.
- 10) Lübbling, a. a. O., S. 51. Limbach soll Erwitte nun aufgefordert haben, ihn zu erschießen, was Erwitte ebenfalls ablehnte. Ebda S. 51. Leider ohne Quellenangabe.
- 11) Tilly berichtet Maximilian am 5. Januar 1624 über 800 Gefangene; Goetz, a. a. O., S. 408. Lübbling, a. a. O., S. 51 spricht von 550 Gefangenen. Die Verluste Erwittes nach einem Schreiben Erwittes an Tilly; Goetz, a. a. O., S. 408, Anm. 1.
- 12) Rütthing, a. a. O., S. 22 f.
- 13) Ebda, S. 22 f.
- 14) Siehe oben Anm. 5.
- 15) RELATIONIS HISTORICAE SEMESTRALIS CONTINVATIO, Warhaftige Beschreibung aller fürnem unnd gedenckwürdigen Historien / so sich . . . hierzwischen nechstverschriener Franckfurter Herbstmessz biß auff Fastenmessz dieses 1624. Jahres verlaufen und zugetragen . . . Durch Sigismundum Latomum . . . verlegt und continuiert.; Frankfurt a. M. 1624, S. 64-66; Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt. Ebda, S. 66 f auch eine genaue Beschreibung der erbeuteten Fahnen, wofür eine andere, mir unbekannt Quelle verwendet wurde.
- 16) Höhe 32 cm, Breite 36 cm, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Inv. Nr. K 26-82. Verzeichnet auch bei W. Drugulin, Historischer Bilderatlas, Bd. 2, Leipzig 1867, Reprografischer Nachdruck Hildesheim 1969, Nr. 1620.
- 17) Siehe dazu die Artikel in: Ulrich Thieme und Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 36, Leipzig 1947, S. 517. und: G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon . . . , Bd. 25, o. O. 1852, unveränd. Nachdruck Wien 1924, S. 292-294.
- 18) Zweyfachs New Jahr . . . , a. a. O., fol. 2r. RELATIONIS HISTORICAE . . . , a. a. O., S. 66.
- 19) Zweyfachs New Jahr . . . , a. a. O., fol. 2 r.
- 20) Weskamp, a. a. O., S. 204.
Authentische Ansichten des Cloppburger Schlosses sowie die Städte Cloppenburg und Friesoythe im Jahre 1632, in: Walter Gunzert, Skizzen- und Reisetagebuch eines Arztes im Dreißigjährigen Krieg, (Taf. 13-15), Darmstadt 1952.
- 21) RELATIONIS HISTORICAE . . . , a. a. O., S. 65.
- 22) Joannes Philippus Abelinus, Theatrum Europaeum oder Außführliche und Wahrhaftige Beschreibung aller und jeder denckwürdigen Geschichten, so sich hin und wieder in der Welt . . . zugetragen haben, hrsg. v. Matthaues Merian, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1643, S. 750. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster.
- 23) Ebda, S. 751.
Vgl. auch: August Wöhrmann, Tilly über das Gefecht bei Altenoythe 1623, in: Heimatblätter, Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta 1966, Heft 3.

„Flugblatt über die Schlacht zu Altenoythe“. Original im Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Münster. Foto: Landesmuseum Münster

Warhafft vnd eygentliche Abbildung / was massen die Mansfeldische Armada zu Olden Dytta im Estiffe Münster den 25. Decemb: Anno 1623. durch das Kaiserlich Vold zerrent vnd geschlagen worden ist.



- A Zu dem Clagen
- B Desse die arm
- C Mansfelds vnt
- D Sotht vnt
- E Die dilt die vnt
- F Die dilt die vnt
- G Die dilt die vnt
- H Die dilt die vnt
- I Die dilt die vnt
- K Die dilt die vnt
- L Die dilt die vnt
- M Die dilt die vnt
- N Die dilt die vnt
- O Die dilt die vnt

Nie man icht Ederbenkunder Ist /
 Vnd drey vnd sechssig hat ist war /
 Als am Schutza der von Mansfeldt /
 Verfuhr von Heil vnd haredt anpelt /
In Kaiser Grabert durch Wilhelm Peter Zimmerman /
 Vnter in Augustus.





Die Elmendorffsburg in Vechta

VON FRANZ HELLBERND

Die Elmendorffsburg liegt an der Burgstraße in Vechta, neben der Alexander-schule, gegenüber dem Pfarrheim St. Georg ¹⁾. Sie ist ein altes Haus mit einem wohlklingenden Namen. Die Bezeichnung „Burg“ ist allerdings irreführend. Das Gebäude war niemals eine mit Graben und Befestigungsmauern umgebene Burg im eigentlichen Sinne, sondern die Wohnung eines Burgmannes. In der alten Burgmannsstadt Vechta gab es nach Nieberding 22 Burgmannshöfe ²⁾, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden und bis auf die Elmendorffsburg wieder verschwunden sind. Die Burgmannen, über deren Aufgaben und Rechte in diesem Artikel noch berichtet wird, hatten nach 1803 keine Funktionen mehr. Da die heutige Elmendorffsburg erst 1831 errichtet wurde, lebt in diesem Namen eigentlich nur eine traditionelle Bezeichnung weiter.

Franz Carl Ludwig von Elmendorff ließ im Januar 1831 die alte baufällige Elmendorffsburg abbrechen, und der Domkapitular Moritz Ludwig von Elmendorff und die Kammerherrin Maria Anna Freifrau von Elmendorff erbauten an gleicher Stelle das neue Haus, die heutige Elmendorffsburg. Die Grundsteinlegung erfolgte am 5. Mai 1831, und am 7. Juni des gleichen Jahres wurde eine Urkunde eingemauert, die am 9. Oktober 1959 bei Reparaturarbeiten im Keller des Gebäudes wiedergefunden wurde. Sie befand sich in einer grünlichen Flasche von etwa 1 Liter Inhalt.

Der damalige Stadtinspektor Südbeck hat von der Urkunde eine Abschrift angefertigt, die durch Herrn Polizeiinspektor a. D. Edel als Bücherwart in den Bestand der Heimatbibliothek Vechta gelangte. Die Urkunde selbst wurde wieder eingemauert. Leider wurde von dem Original keine Fotokopie angefertigt. Herr Verwaltungsrat Schlömer entdeckte jedoch im Staatsarchiv Osnabrück ein Schreiben fast gleichen Inhalts, das als Entwurf zur Grundsteinlegungs-urkunde angesehen werden kann ³⁾. Beim Vergleich dieses Schreibens mit der Abschrift Südbecks konnte eine fast wortwörtliche Übereinstimmung festgestellt werden. Die Vechtaer Abschrift hat zusätzlich einige zeitbedingte Ergänzungen und einen erweiterten Schluß. Die Grundsteinlegungsurkunde hat laut Unterschrift Friedrich Weborg angefertigt, damaliger Pfarrer von Oythe und jahrzehntelang Lehrer an der Normalschule in Vechta. Der Text enthält Einzelheiten über den Neubau, Mitteilungen über verschiedene Mitglieder der Familie von Elmendorff auf Gut Füchtel und interessante Geschehnisse aus dem Jahre 1831 aus Oythe und Vechta.

Hier zunächst der Wortlaut der Urkunde selbst. Die in den Klammern stehenden Worte sind nur in der Abschrift Südbecks enthalten, nicht im Text aus dem Staatsarchiv Osnabrück. Die Ergänzungen in den doppelten Klammern dienen dem besseren Verständnis.

(Im Jahre 1831, den 7 ten Juni)

Nachrichten über den neuen Hausbau des hochadelichen Hauses Elmendorff's-Burg in Vechta; auch Manches, die hochadeliche Familie von Elmendorff betreffend, und was zur Zeit der Errichtung dieses Hauses Merkwürdiges sich ereignet hat.

Wegen Baufähigkeit des alten Gebäudes war die hohe Familie in Nothwendigkeit versetzt, sich zu einem Neubau zu entschließen. Im Jahre Ein Tausend acht





Abb. 1 Die Elmendorffsburg und die alte Rektorwohnung in Vechta um 1922. Die Nepomukstatue wurde 1923 zur anderen Brückenseite versetzt, als man das Feuerwehrgerätehaus baute.
Foto: H. Gräf.

hundert und ein und dreißig /: 1831:/ am 5 ten Mai wurde der erste Stein gelegt durch den Freiherrn Moritz Ludovig von Elmendorff Domherr zu Corvey; (der Stein liegt in dem Winkel, der von der vorderen Seite des Hauses und von der Seite nach Norden gebildet wird) um diesen Stein herum wurden mehrere Steine durch die anwesenden Glieder der Familie in folgender Ordnung gelegt. Der 1 te (um diesen Grundstein herum) wurde gelegt durch die Kammerherrin Freifrau Maria Anna von Elmendorff geborene Freiinn von Wrede vom Hause Amecke; der 2 te durch den Herrn Kammerherrn Maximilian Friderich Freiherr von Elmendorff vom Hause Füchtel; der 3 te durch die Freifrau Eleonora verwitwete von Böselager geborene Freiinn von Elmendorff, auch waren deren drey Kinder Maximilian, das Fräulein Maria, und Franz zugegen; der 4 te durch den Erbherrn Freiherrn Franz Carl von Elmendorff, Cammerjunker Seiner Königlichen Hoheit des Großherzoges Paul Friderich August zu Oldenburg. Die übrigen Glieder der Familie waren nicht zugegen; der 2 te Sohn Carl Wilhelm Freiherr von Elmendorff, Lieutenant in Großherzoglich-Oldenburgischen Diensten zu Oldenburg; der 3te Sohn Friderich Christoph Freiherr von Elmendorff, Lieutenant in Königlich-Hannoverschen Diensten, der 4 te Sohn Ludovig Moritz Freiherr von Elmendorff, Unteroffizier in Großherzogl-Oldenburgischen Diensten zu Oldenburg.

Kaiserin über den Namen haben
 die gesandten hiesige Elmendorff'sche
 in Kaiserlich Majestät der gesandten
 Familien von Elmendorff bestehend, in dem
 zur Zeit der Errichtung dieses neuen hiesi-
 gen Merkensdigen Hofes anzuwenden.

Wegen Zufälligkeit der alten Gebäude, wenn
 die sehr Familien in Hoffensdigen angesetzt,
 sich zu einem Hausbau zu entschließen, zu
 dieser Zeit ein Aufwand nicht minder als ein und
 dreißig j. 1831: um 3ten May wurde die
 neue Heim gelegt durch den Kaiserlichen Moritz
 Ludovig von Elmendorff Domherr zu Eberbach;
 um diesen Heim für die verschiedenen ansehn-
 lichen Häuser die verschiedenen Glieder der
 Familien in folgender Ordnung gelegt.
 Der 1te wurde gelegt durch die Kaiserliche
 Kaiserin Kaiserin Maria Anna von Elmen-
 dorff geborne Fürstin von Wrede vom Hau-
 se Anhalt; der 2te durch den Kaiserlichen
 Kaiserlichen Maximilian Friedrich Für-
 sten von Elmendorff vom Hause Sülzbach; der
 3te durch die Kaiserliche Kaiserin Eleonora

Abb. 2 Die erste Seite der Grundsteinlegungsurkunde. Entwurf im Nieders. Staatsarchiv
 Osnabrück, Dep. 66 b Nr. 192.

Die ietzt noch lebenden Brüder des Kammerherrn Maximilian Friderich Freiherrn von Elmendorff, außer dem obengenannten Herrn Domherrn Moritz Ludovig Freiherrn von Elmendorff, sind Franz Ferdinand Freiherr von Elmendorff, Domherr zu Hildesheim in Hildesheim, und Christoph Bernard Freiherr von Elmendorff, ietzt gewählter Deputirter zum Landstand von Höxter und Paderborn zu Höxter.

Unser ietzige Verwalter Herr Friderich Nonte, gebürtig aus Melle, kam in Jahre 1781 auf unser Haus, und im Jahre 1831, als dem 77 ten seines Lebensjahres erfreuet er sich noch einer guten Gesundheit, gesunder Sinne, und gesunder Geisteskraft, und versieht seine Stelle noch zur Zufriedenheit der gnädigen Herrschaft.

Diese Elmendorff's-Burg haben bauen lassen, der Herr Domkapitular Moritz Ludovig Freiherr von Elmendorff, und die Kammerherrin Maria Anna Freifrau von Elmendorff geborene Freiinn von Wrede von Hause Amecke. Das dazu nöthige Holz wurde von der Familie hergegeben.

Der Baumeister war Anton Ark aus Vechta, der Mauermeister Johan Heinrich Hahne, Heuermann in der Hovesaat Füchtel, und der Tischler Maximilian Friderich Sander, gleichfalls Heuermann in der Hovesaat Füchtel.

Der Baumeister Anton Ark erhält für die Bearbeitung des nöthigen Holzes in dem Innern des massiven Gebäudes, und für die Errichtung desselben, mit Einschluß der Errichtung des Nebengebäudes zu Stallung, und für die Bearbeitung des dazu nöthigen Holzes die Summe (von 130 Rth.) ((Reichstaler)). Der Mauermeister und Tischler erhalten jeder als Tagelohn 24 gr. ((= Grote)) in gangbarer Münze. Der gewöhnliche Tagelohn für Männer ist im Sommer 18 gr., und für Frauenpersonen 12 gr. ohne Essen und Trinken.

In diesem Jahre am 5 ten May vermählte sich zum 3 ten Mal Seine Königliche Hoheit der Großherzog Paul Friderich August mit der Königlichen Prinzessin Cäcilia von Sweden. Die Vermählung geschah zu Wien am Kaiserlichen Hofe; am 1 ten Juni traf Seine Königliche Hoheit in Oldenburg ein, und Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin wird gegen den 20 ten Juni in Oldenburg sehnlichst erwartet.

Auch wurde in diesem Jahre zu Vechta das Bischöfliche Officialat vom Bischof Caspar Maximilian errichtet, und wurde am 4 ten May a. c. vom General-Vicar Melchers installiert. Die dabey angestellten Herren sind der Herr Franz Joseph Doctor Herold, aus Münster gebürtig, gewesener Pfarrer zu Benzheim und Kirchenrath zu Darmstadt, als Bischöflicher Official und Großherzoglich Oldenburgischer Kirchenrath. Zu geistlichen Assessoren die Herren Gymnasial-Lehrer Schuling und vom Kampe; zu weltlichen Assessoren der Herr Landgerichts-Assessor Franz Bucholz und der Advocat Herr Deeken; als Secretair Herr Hake-wessel; zur Wahrnehmung des Landesherrlichen juris circa sacra der Herr Canzley-Assessor Corten.

Das Officialats-Gebäude soll in diesem Jahre (noch zum Theile) gebauet werden, auf der Citadelle am Eingange auf dieselbe rechter Hand.

Man erwartet in diesem Jahr eine Verbesserung des Gymnasiums zu Vechta, wobey für ietzt nur 4 Lehrer angestellt sind, womit (dem Gymnasium) die Normal-Schule verbunden werden soll.

Der Landvogt bey dem Landgerichte zu Vechta ist ietzt der Kammerherr Freiherr Georg von Freitag vom Hause Daren.

Der Herr Oberamtmann Gerhard Heinrich Schmedes ist Amtmann bey Amte Vechta,

Bürgermeister ist Herr Caspar Vorwald.

Pfarrer zu Vechta ist Herr Friderich Merz gebürtig aus Vechta; Pfarrer zu Oythe, zu welcher Pfarre Füchtel gehört, Friderich Weborg, gebürtig aus Vechta.

Das vormalige Franciscaner Kloster zu Vechta ist zu einer Strafanstalt eingerichtet, und das Zeughaus auf der Citadelle zum Zuchthaus.

(Übrigens sind jetzt drückende Zeiten, für den Landmann besonders; wir erwarteten in diesem Jahre mit Grunde eine der besten Aerndten, allein in der Nacht vom 14 ten auf den 15 ten May a. c. traf uns das Unglück, daß der Roggen durch Frost einen entsetzlich großen Schaden erlitt. Im Kirchspiel Oythe verloren wir im Durchschnitt 2/3 Theil der Winterfrucht; auch im Kirchspiel Vechta ist der Schaden beynahe eben so groß, und allenthalben in dieser Gegend ist der Roggen auf hohen sandigen Boden auf gleiche Weise verfroren, doch nicht auf schweren und niedrigen Boden. Hoffentlich wird dies noch keine Theuerung des Roggens bewirken, indem zu Schiffe viel Roggen ankommt. Der Preis des Roggens ist für 1 Malter 13 Rth. Der Hafer kostet das Malter 5 bis 6 Rth. ((Weizen)) das Malter 14 Rth., weil er in ((diesem)) Jahre gar nicht gerathen ist.

Uebrigens sieht es in der Welt stürmisch aus; die Völker empören sich gegen ihre Fürsten. Krankheiten töten viele Menschen. Die Cholera ist im Anzuge :/: Gott bewahre diese Gegend dafür :/:. Es ist ein großer Mangel an Geld und Lebensmittel.

Auf Befehl der gnädigen Herrschaft zu Füchtel hat dies der unterzeichnete Pfarrer aufgeschrieben.

Im Jahre 1831 am 7 ten Juni F. Weborg, Pfarrer zu Oythe.)

Für damalige Verhältnisse war das neue Gebäude ein feudales Wohnhaus⁴⁾. Man bezeichnet diesen Stil auch als baltisches Herrenhaus, wovon es in Vechta noch mehrere gibt wie z. B. das Haus Meistermann am Kapitelplatz oder Unkraut in Petersburg. Im einzelnen weist das Haus folgende Maße auf: Länge 20,10 m, Breite 10,25 m, Keller 9,0 x 4,75 m; Zimmerhöhe im Erdgeschoß 3,60 m und im Obergeschoß 3,43 m. Für die Brandkasse wurde es 1831 mit 3370 Rth. eingeschätzt. An dieser Summe schon erkennt man den hohen Wert des Gebäudes, wenn man zum Vergleich gewöhnliche Wohnungen in Vechta heranzieht, die durchweg mit 1000 Rth. eingeschätzt wurden.

Laut Testament wurde der Erbherr auf Füchtel, Franz Carl Ludwig von Elmendorff, 1837 Besitzer der Elmendorffsburg. Er vererbte sie am 4. September 1872 seiner Tochter Cäcilia von Elmendorff, die auch als Ehefrau des Freiherrn Heinrich Johann von Droste zu Hülshoff und als dessen Witwe 1887 Besitzerin blieb.

Am 11. Juli 1912 wurden Graf Ferdinand von Merveldt und seine Ehefrau, Maria Theresia geb. Freiin von Droste-Hülshoff, Besitzer. Noch am gleichen Tage verkauften sie die Elmendorffsburg mit 2 Heuerhäusern, einem Stall und einem großen Garten – der Bereich bildete einen eigenen Wohnbezirk – an die Stadt Vechta für 40.000 Mark. Der Stadt ging es weniger um das Gebäude als vielmehr um den Grund und Boden, denn schon damals bestanden Pläne, dort eine neue Schule zu bauen. Der Schulbau wurde allerdings erst nach den Weltkriegen in mehreren Bauabschnitten 1924 / 1928 / 1958 verwirklicht; es ist die heutige Alexanderschule.

Die „neue“ Elmendorffsburg ist wahrscheinlich nie von einem Mitglied der Familie von Elmendorff bewohnt gewesen. Es ist nicht möglich, die vielen Mieter aufzuzählen. Stellvertretend sollen hier nur Professor Brägelmann und seine Untermieter, die Grafen Clemens August und Franz von Galen, genannt werden; letztere wohnten dort als Pennäler von 1894-96. In den Jahren 1912 bis

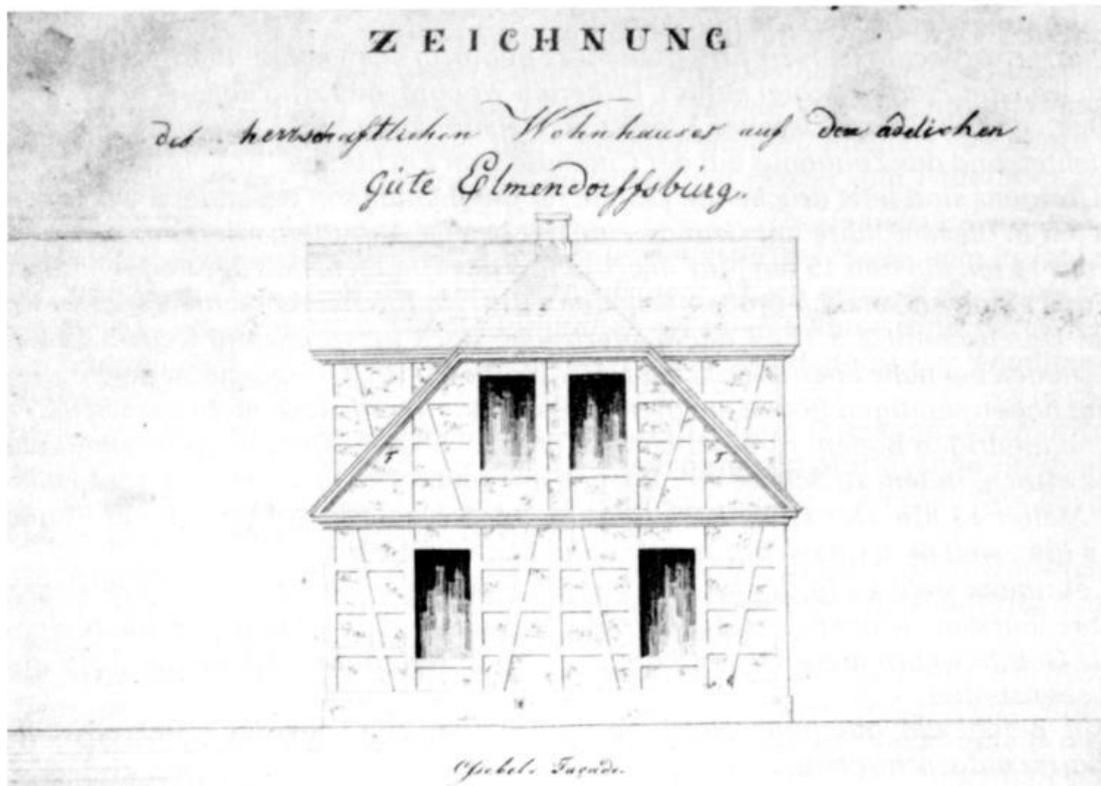


Abb. 3 „Zeichnung des herrschaftlichen Wohnhauses auf dem adelichen Gute Elmendorffsburg = Giebel-Facade“.

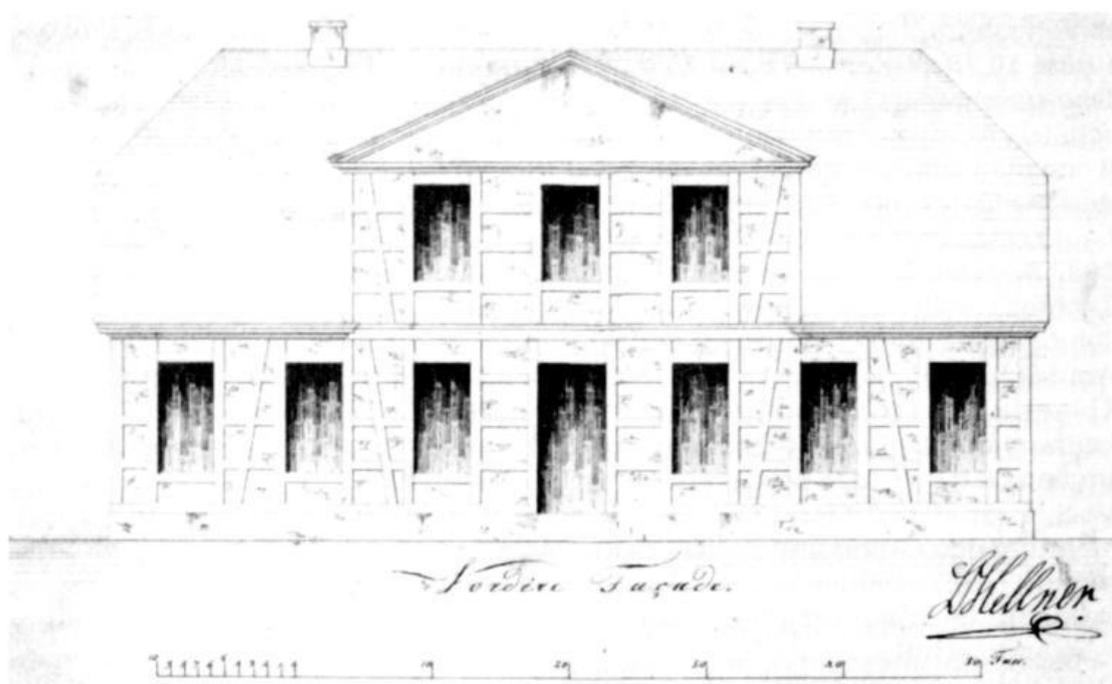


Abb. 4 „Vordere Facade“ der Elmendorffsburg.
Obwohl in der Grundsteinlegungsurkunde von einem massiven Gebäude gesprochen wird, ist die Elmendorffsburg ein Fachwerkbau, den man mit einem Ziegelstein ummauert hat.

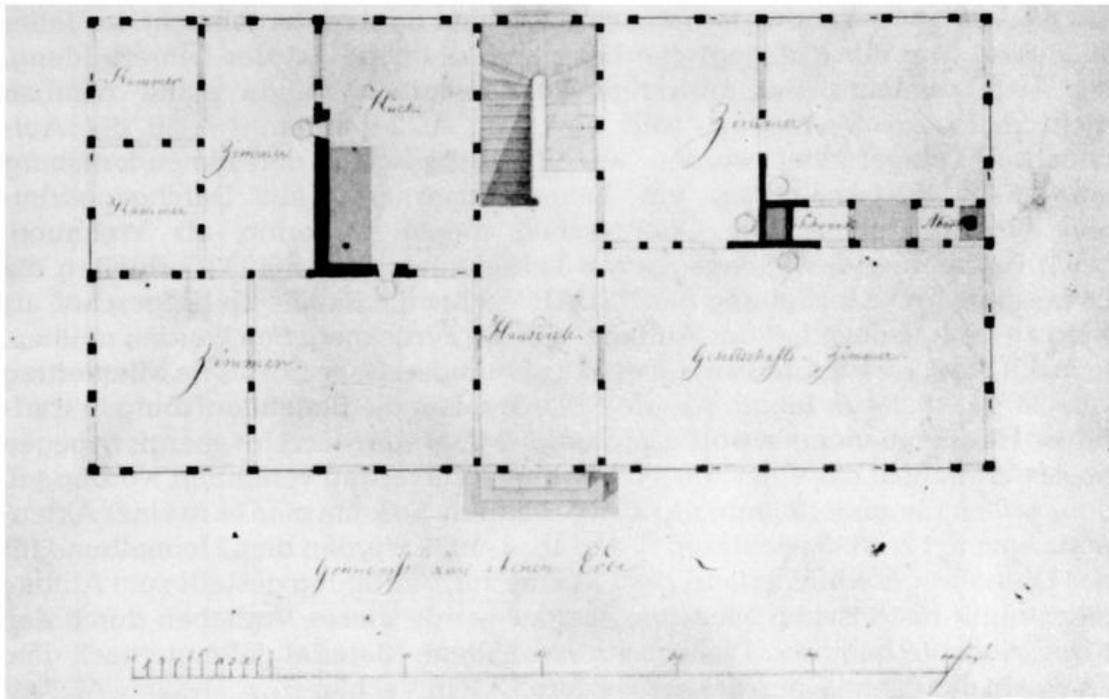


Abb. 5 „Grundriß zur ebenen Erde“

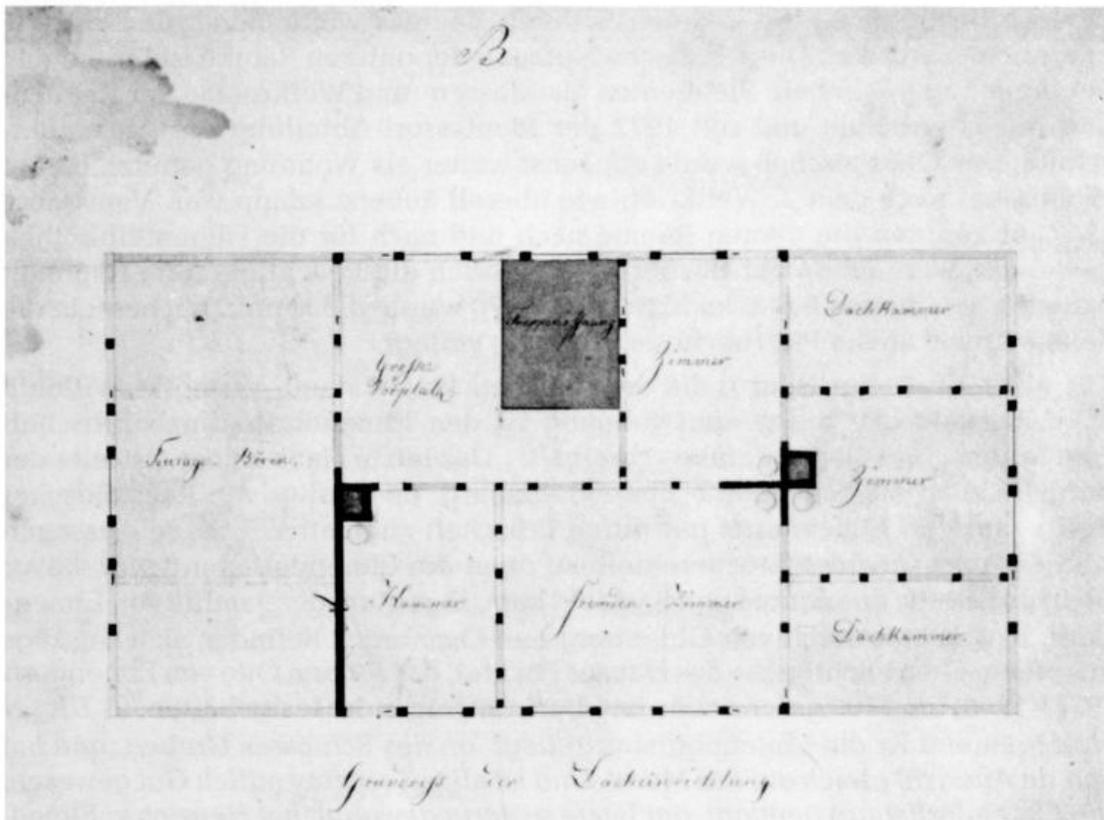


Abb. 6 „Grundriß der Dacheinrichtung“.

Die Abb. 3-6 stellte das Staatsarchiv Osnabrück dankenswerterweise zur Verfügung.

1928 diente das Haus verschiedentlich auch schulischen Zwecken; so war von 1921 bis 1928 die Landwirtschaftsschule Vechta darin untergebracht. Im Jahre 1928 fand hier der Pädagogische Lehrgang, die neue Art der Lehrerbildung, ein Unterkommen. Das bisherige Lehrerseminargebäude stand nämlich nicht mehr zur Verfügung, weil dort seit 1922 jahrgangsweise die Aufbauschule eingerichtet worden war. Im Erdgeschoß der Elmendorffsburg wurden 3 Klassenzimmer, ein Lehrerzimmer und ein Durchgangszimmer eingerichtet ⁵⁾. Das Obergeschoß diente weiterhin als Wohnung. Nach Aufhebung des Pädagogischen Lehrganges, Ostern 1933, erhielten die Ortsgruppe und Kreisleitung der NSDAP Vechta die Räume im Erdgeschoß als Diensträume, jedoch mit der Auflage, daß sie zurückgegeben werden müßten, falls die Stadt sie für schulische Zwecke gebrauche. So wurde es im Mietvertrag vom 24. 11. 1933 vereinbart. Als die NSDAP später die Elmendorffsburg in Carl-Röver-Haus umbenennen wollte, protestierte Graf von Merveldt energisch gegen dieses Vorhaben, da seiner Ansicht nach im Kaufvertrag vereinbart worden sei, den Namen Elmendorffsburg nicht zu verändern. So kann man es in einer Aktennotiz vom 6. 12. 1939 nachlesen ⁶⁾. Am 16. 3. 1939 wurden dem Heimatbund für das Oldenburger Münsterland zwei Räume zur Verfügung gestellt zum Aufbau eines natur-historischen Museums. Leider wurde dieses Vorhaben durch den Krieg zunichte gemacht. Das bereits vorhandene Material gelangte nach dem Kriege in das Gymnasium der Schwestern ULF in Vechta.

Auch Abteilungen der Kreisverwaltung fanden hier ab 1942 ein Unterkommen. Gegen Ende des Krieges wurden die unteren Räume wieder für schulische Zwecke benötigt, da die anderen Schulen Vechtias weitgehend als Lazarette eingerichtet wurden. Die schulische Nutzung der unteren Räume ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie dienten als Klassen- und Werkräume der Knaben- und Mädchenschule und seit 1972 der Montessori-Abteilung der Alexander-schule. Das Obergeschoß wurde zunächst weiter als Wohnung genutzt, da der Wohnraum nach dem 2. Weltkrieg wie überall äußerst knapp war. Vom Jahre 1957 an konnten die oberen Räume nach und nach für die Heimatbibliothek gewonnen werden, da der Bücherbestand durch die Feuchtigkeit im Kaponier Schaden genommen hatte. Im November 1970 wurde die Heimatbücherei in die neuen Räume an der Pfarrbücherei St. Georg verlegt.

Zur alten Elmendorffsburg, die am gleichen Platze stand, vermerkt Willoh⁷⁾: „Die Raesfeldsche Burgmannswohnung ist den Elmendorffs durch Erbschaft zugefallen“, und Georg Reinke schreibt ⁸⁾: „Das letzte Haus an der Ostseite der Burgstraße ist die sogenannte Elmendorffsburg. Es ist alter von Raesfeldscher Besitz und den Elmendorffs nur durch Erbschaft zugefallen.“ Diese Aussagen können nicht unwidersprochen bleiben, denn die Elmendorffsburg war, bevor sie in den Besitz des Arnold von Raesfeld kam, Eigentum der Familie von Elmendorff. In den Staatsarchiven Oldenburg und Osnabrück befinden sich Auszüge aus einem alten Pachtbuche des Hauses Füchtel, das Johann Otto von Elmendorff (1643-1708) um 1700 geschrieben hat. Darin ist folgendes festgehalten ⁹⁾: „Dieser Hoff (gemeint ist die Elmendorffsburg) liegt an des Schlosses Graben, und hat von da Aussicht gleich auf das Markt. Und ist allzeit ein frey adlich Gut gewesen, die Elmendorffsburg genannt, der letzte so darin gewohnt, hat Henrich v. Elmendorff geheißten, dessen Bruder Willebrand Thumherr zu Osnabrück gewesen, laut eines notariat revers (notarielle Mitteilung) im Jahre unseres Herrn dusend vyfhundert und zwe (1502) . . .“

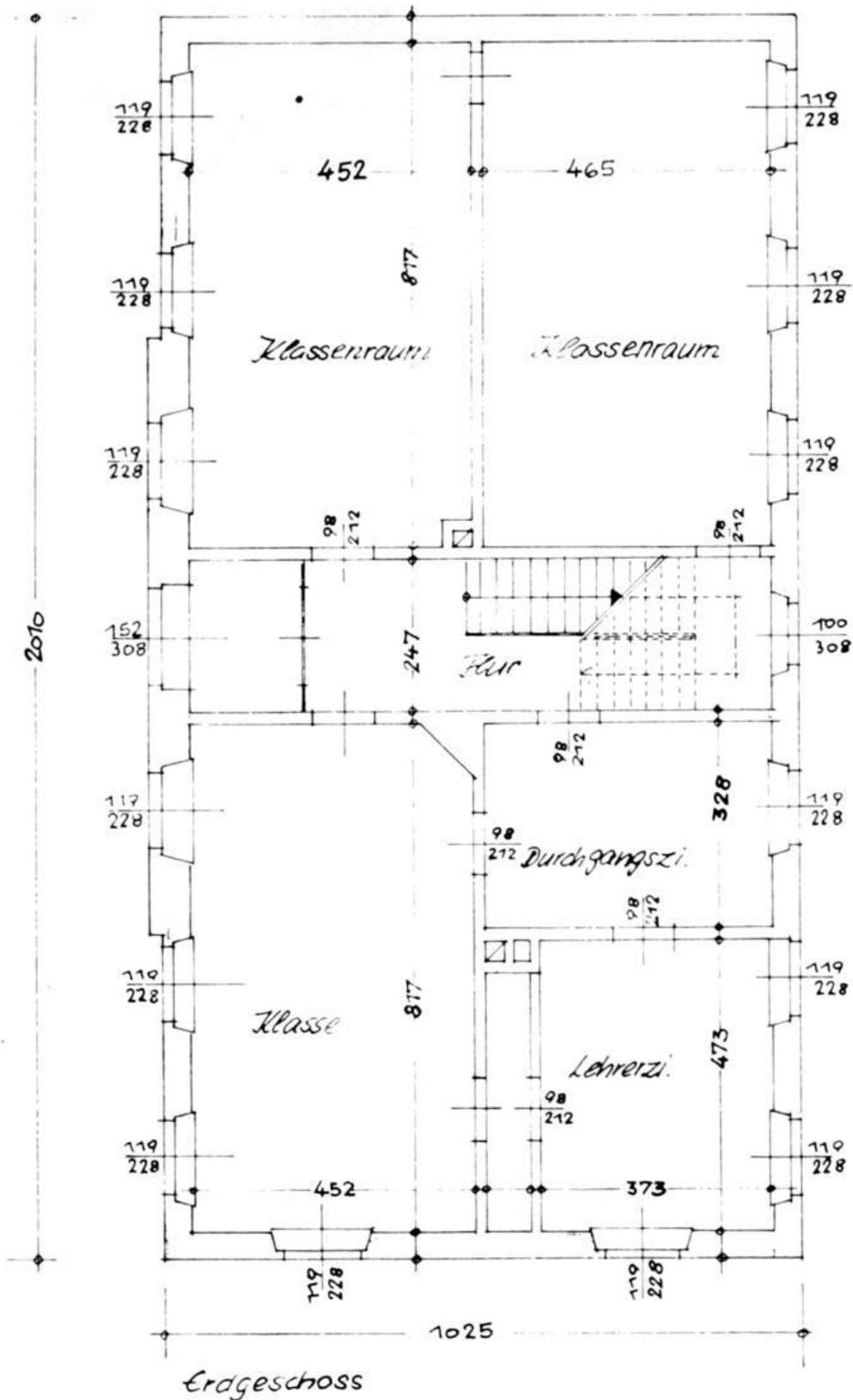


Abb. 7 Aufmaß des Erdgeschosses der Elmendorffsburg im Jahre 1959. Durch die Herausnahme einiger Zwischenwände entstanden brauchbare Klassenzimmer. Zeichnung: Stadt Vechta, Abt. Bauamt.



Abb. 8 Die Lage des zweiten Elmendorffschen Burgmannshofes an der Kronenstraße. Ausschnitt aus der Karte „Abriß der Vestung undt demolirten Stadt Vechta“ nach 1691. Die Buchstaben A A bezeichnen „Burchmänner gründe“. Beim oberen Buchstaben „A“ lag die Elmendorffsburg. Deutlich sind Große Straße, Juttastraße und Kronenstraße auszumachen. Die punktierten Linien lassen sehr gut das ehemalige Rondell (Bollwerk) an der Nordwestseite der Festung Vechta sichtbar werden. Foto: Staatsarchiv Münster, Kartensammlung Nr. 981.

Nieberding, der offensichtlich das oben genannte Buch kannte, schreibt ¹⁰⁾: „An der Burg des Bories van Bremen lag 1472 die Burg des Henrich van Elmendorpe. Dieser hatte vier Töchter, von welchen die jüngste namens Beate 1533 den Eilert Awick aus Scharrel im Saterlande heiratete, mit welchem sie einen Sohn und eine Tochter Namens Hebrich zeugte. Awick starb bald, und 1544 heirathete Beate wieder den Otto Kobrink, mit dem sie keine Kinder hatte. Ihr Sohn erster Ehe erbt die väterlichen Güter im Amte Vechta. Diese Hebrich Awick heirathete den Amtsrentmeister Arnold von Raesfeld, mit welchem sie keine Kinder hatte, und starb 1604. Arnold von Raesfeld blieb im Vermögen sitzen, und vermachte dieses durch ein Testament an seiner Schwester Tochter Margaretha von Dütthe, welche 1606 an Johann von Elmendorff zu Füchtel verheirathet war, und bewirkte, daß letzterer 1613 mit dem Burgmannshofe belehnt wurde“. Diesen Ausführungen ist nur noch hinzuzufügen, daß die Familie von Elmendorff bzw. von Merfeldt bis 1912 Eigentümerin des Burgmannshofes geblieben ist. Das Haus Füchtel besaß noch einen zweiten Burgmannshof, der als „Elmendorffer oder Füchteler Burgmannshof zu Vechte“ bezeichnet wurde und an der Kronen-

straße lag. Niederding führt diesen Hof lediglich unter Nr. 19 auf, ohne näher darauf einzugehen ¹¹⁾. Die folgenden Angaben sind dem bereits oben erwähnten Auszug entnommen. Danach lag der zweite Elmendorffer Burgmannshof an der Nordwestseite der Stadt in Richtung der Bauerschaft Stukenborg. Er war zwar etwas kleiner und geringer als die Elmendorffsburg, dafür aber immer im Besitz des Hauses Füchtel. Herbert von Elmendorff hat darin „sein Weibgeding gehabt und nachdem er seinem Sohn, Johann von Elmendorff, Füchtel übergeben hatte, hat er selber darin gewohnt und ist auch darin gestorben“ ¹²⁾.

Im Dreißigjährigen Kriege („Teutsche Kriegszeit“) ist dieser Burgmannshof in den Wall und die Festung „vergraben“ worden, als die Schweden die Stadt um den nördlichen Teil, die „Vorstadt“, verkleinerten und neu befestigten. Das hohe Rondell oder Bollwerk nach Stukenborg hin wurde auf diesem Hofplatz angelegt. In den Jahren 1670 und 1681 ließ von Elmendorff diesen Platz durch den münsterischen Ingenieur und Landmesser Gerhard Vöckingen vermessen und

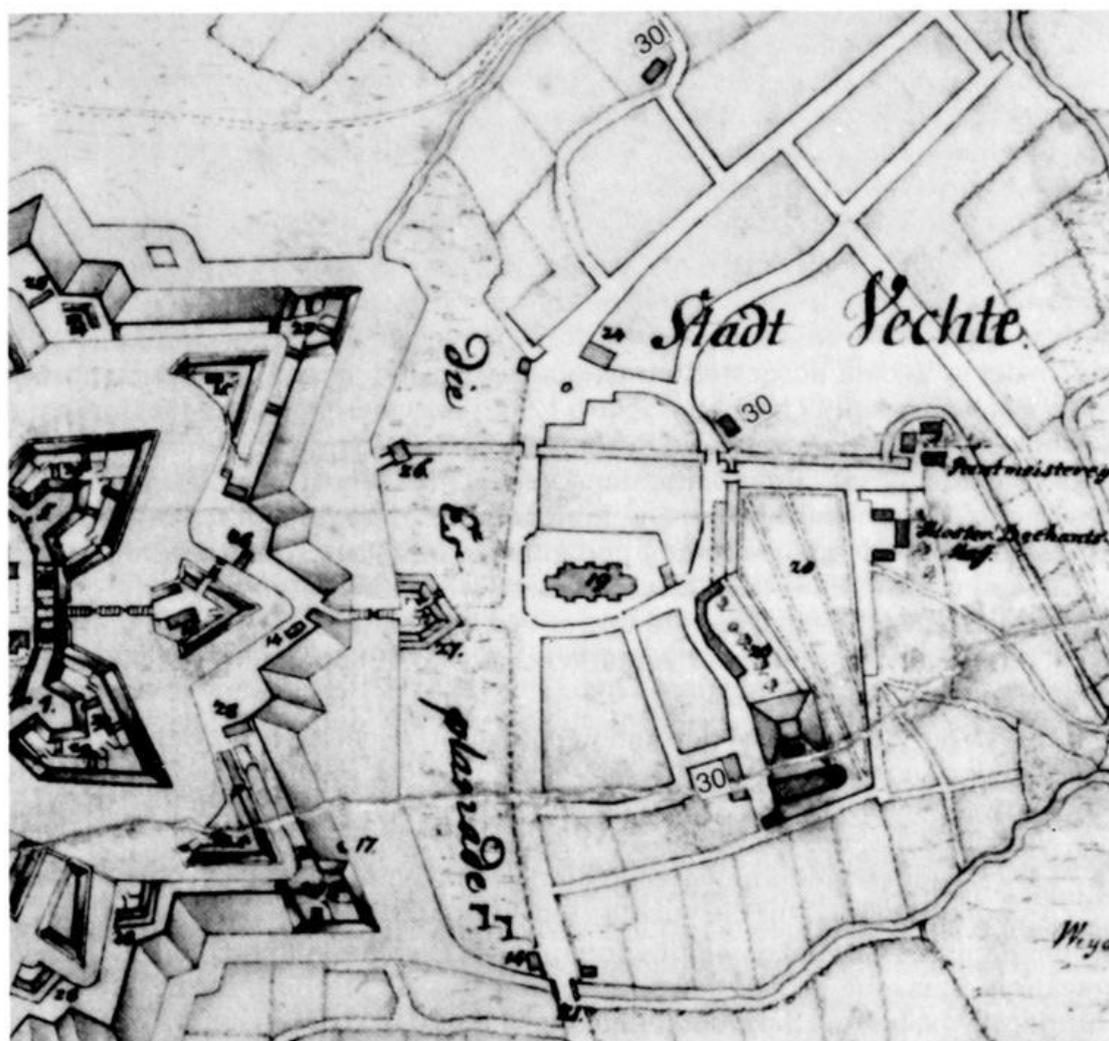


Abb. 9 Ausschnitt aus einer Karte von der Zidabelle und Stadt Vechta mit der weiteren Umgebung (vor 1770).

Unter Ziffer 30 sind „drey Adelige Höfe“ - zweimal Elmendorff und einmal Dorgelo - aufgeführt. Foto: Staatsarchiv Oldenburg, Bestd. 298 z Nr. 819 c.

verzeichnen. Nach dem großen Brande von Vechta 1684 wurden 1685 die Befestigungsanlagen der Stadt geschleift. Von Elmendorff forderte das Gelände seines ehemaligen Burgmannshofes zurück, doch scheint er nicht unangefochten seinen Besitz wiedererlangt zu haben. Unter dem Vorwand, dieser Platz sei mit zur Zidadelle verwendet worden, wollte man ihm den Grund und Boden „aus Mißgunst“ nicht zukommen lassen. Auf Anraten des Kämmerers Schmiesing hat er den Burgmannshof schließlich „als sein Gut wieder angegriffen“.

Es ist anzunehmen, daß die Familie von Elmendorff ihren Besitzanspruch durchsetzte, da auf einer Karte um 1691 dieses Gelände als „Burgmännergründe“ ausgewiesen wurde. Auf einer weiteren Karte (um 1760) ist dieser Füchteler Besitz neben der anfangs beschriebenen Elmendorffsburg und dem Dorgelohschen Burgmannshof – vor der Klosterkirche gelegen – als „drey Adelige Höfe“ bezeichnet ¹³⁾.

Am 22. August 1912 verkaufte Ferdinand von Merveldt diesen Burgmannshof ¹⁴⁾, der zeitweise als Witwensitz des Hauses Füchtel gedient haben soll, an den Schriftsetzer Franz Suerdiek, der darauf eine Gärtnerei errichtete. Nach dem Tode des Besitzers und dem Wegzug der letzten Familienmitglieder wurde die Besetzung an die Stadt Vechta verkauft und das alte Haus 1973 abgebrochen.

Da im Vorhergehenden immer wieder von Burgmännern und Burgmannswohnungen die Rede ist, sollen hier kurz Entstehen, Rechte und Pflichten dieser Vereinigung dargestellt werden.

Die Burgmannschaft Vechtas ging aus der Dienstmansschaft der Grafen von Ravensberg-Vechta hervor. Im Jahre 1224 bestätigte Graf Otto seinen Ministerialen, daß sie seit altersher das paderbornische Ministerialenrecht genossen hätten ¹⁵⁾. Als Korporation traten die Burgmannen zuerst im Jahre 1231 auf, in der in Vechta ausgestellten Stiftungsurkunde für das Kloster Bersenbrück und zwar bereits mit 17 Namen ¹⁶⁾. Nach 1252, dem Übergangsjahr der Grafschaft Vechta an Münster, gewann die Burgmannschaft eine größere Selbständigkeit, auch wählten sie aus ihrer Mitte den Drost, den Vertreter des Landesherrn, des Fürstbischofs von Münster. Die Burgmannen zu Vechta führten ein eigenes Siegel, das 1257 zuerst vorkommt und eine gezinnte Mauer mit Turm und Toröffnungen zeigt ¹⁷⁾. Ende des 13. Jahrhunderts waren die Burgmannen die eigentlichen Herren von Vechta, und sie sind es lange geblieben, bis sie ihre Vorrechte 1803 nach dem Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an Oldenburg endgültig verloren.

Die Pflicht der Burgmänner bestand in dem militärischen Schutz der Herrschaft Vechta, der Verteidigung der Burg Vechta und der Heeresfolge. Ihre Rechte sind in zwei, materiell wenig von einander abweichenden Fassungen überliefert, die Nieberding in die Zeit Ende 14./Anfang 15. Jahrhundert datiert ¹⁸⁾. Da die in 27 Paragraphen niedergelegten Rechte im einzelnen bei Nieberding nachzulesen sind, sollen hier nur die wichtigsten aufgeführt werden:

Wenn ein neuer Bischof gewählt wird, und das Domkapitel und die Ritterschaft gewähren ihm eine Willkommensschatzung, so sind die Burgmänner und ihre Hörigen davon befreit. Sie empfangen ihre Belehnung vom Bischof nur am Turme der Burg Vechta und brauchen auf keinem auswärtigen Lehnstag zu erscheinen. Sie haben ein eigenes Burgmannengericht und brauchen auf dem münsterischen Landtag auf dem Laerbrock bei Roxel nicht zu erscheinen. Die Beschlüsse werden ihnen zur Befolgung zugestellt. Werden die Burgmänner vom Bischof aufgefordert, im Harnisch sich bei ihm zu stellen, so muß der Amtmann oder ein Stell-



Abb. 10 Die Elmendorffsburg in den 60er Jahren.

vertreter mit ihnen reiten, sie beköstigen und schadlos halten. Auch leistet der Bischof Ersatz bei erlittenem Schaden im Kriegsdienst. Hörige der Burgmänner dürfen nur bei Blutvergießen vor ein bischöfliches Gericht geladen werden. Die Burgmannswohnungen haben Asylrecht (Freistätte für Verbrecher), ausgenommen sind Kirchenräuber, Mörder, Diebe und vom Gericht als friedlos Erklärte. Tötet oder verwundet ein Burgmann einen andern, so muß er das Amt Vechta so lange verlassen, bis ein Vergleich mit den Freunden des Geschädigten erzielt worden ist. Würde die Burg und Herrschaft Vechta von Münster an jemanden verpfändet, so brauchen die Burgmänner dem Pfandinhaber keine Huldigung zu leisten. Sie sind auch nicht verpflichtet einem Gericht beizuwohnen, können es aber aus freien Stücken tun. Die Bürger zu Vechta können keinen Beschlag legen auf Burgmanns Leute und Güter, es sei denn ein Burgmann habe sich durch Hand und Siegel dem unterworfen. Wenn eine Heirat in einer Burgmannsfamilie stattfindet, so gibt diese den Burgmannen eine Tonne Bier, Schinken, Braten und Brot. Derjenige, der die Tochter eines Burgmannes heiratet, erhält Burgmannenrecht. Nimmt ein Ritterbürtiger in der Herrschaft Vechta Wohnung und verlangt Burgmann zu werden, so muß er den Burgmännern einen Ohm Wein geben oder so viel Bier, als sie verlangen.

Die Zahl der Burgmänner schwankte im Mittelalter sehr stark. Bei Gelegenheiten, da sie sämtlich an einem öffentlichen Akte teilnahmen, erschienen im Jahre 1293: 29, 1356: 36, 1421: 35, 1446 sogar 50 Burgmannen, darunter 11 Dinklage, 11 Elmendorff, 4 Twislo, 4 Schagen, 3 Sutholte, 3 Dorgelo, 2 Tekeneborch, 2 Klenke,

je 1 Glode, Kobrink, Rüsche, Lutten, Steding, Büren, und einige andere ¹⁹⁾. Neben den Vätern waren auch jedesmal sämtliche mündigen Söhne aufgeführt. Auf keinen Fall ist anzunehmen, daß sie alle mit einem Burglehen ausgestattet gewesen sind.

Die Zahl der in Vechta belegenen Burgmannshöfe, deren Besitz von Haus aus zur notwendigen Ausstattung eines Burglehns gehörte, wird Ende des Mittelalters nach sorgfältigen Untersuchungen von Nieberding mit 22 ²⁰⁾ angegeben. Ihre Lage ist nicht mehr in allen Fällen genau zu ermitteln. Manche wurden bereits im 14. Jahrhundert anderen Zwecken zugeführt, mindestens 6 wurden im 17. Jahrhundert bei der Anlage der Zitadelle „vergraben“. Einige Burgmannshäuser bestanden bis ins 19. Jahrhundert, waren aber damals fast alle in bürgerliche Hände übergegangen. Nur die Elmendorffsburg an der Burgstraße und das Elmendorffshaus an der Kronenstraße befanden sich bis 1912 in adeligem Besitz.

Da Vechta nicht gerade reich ist an alten Gebäuden, sollte die Elmendorffsburg ihrer historischen und baulichen Bedeutung wegen erhalten bleiben. Mit dem neuen Pfarrheim St. Georg als Kontrapunkt bildet sie ein städtebaulich gelungenes Ensemble, das mit anderen Gebäuden einen idyllischen Platz umschließt.

Anmerkungen:

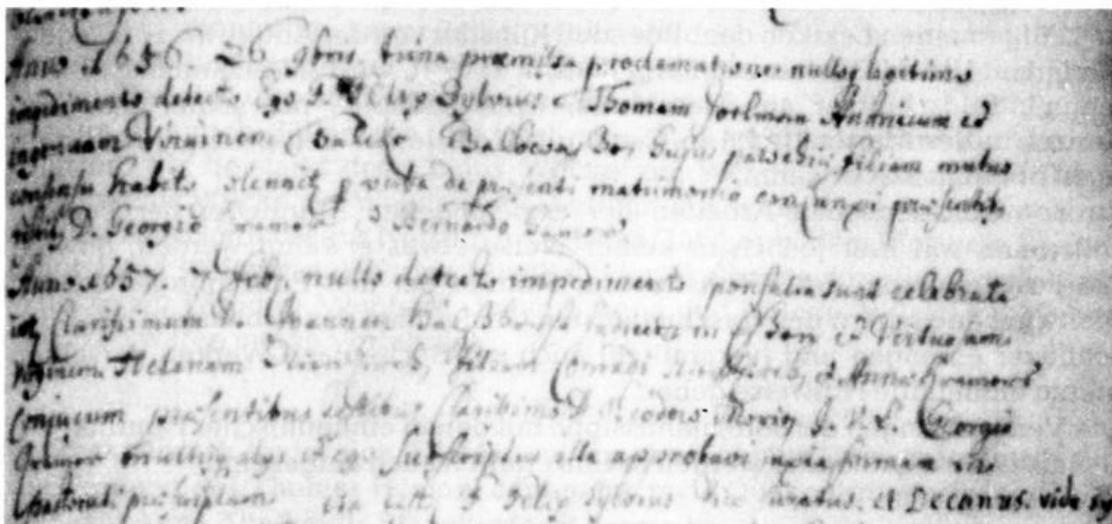
- 1) Vgl. Abb. 1 und 10
- 2) Nieberding, C. H., Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster. Nachdruck Vechta 1967, S. 349-357. Vgl. auch: Niemann C. L., Das Oldenburger Münsterland, 2 Bde., Leipzig 1889, 1891; Reinke, G., Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland, 1. Heft, Vechta 1920
- 3) Vgl. Abb. 2. Nieders. Staatsarchiv Osnabrück, Dep. 66 b Nr. 192
- 4) Vgl. Abb. 3-6
- 5) Vgl. Abb. 7
- 6) Stadt Vechta, Abt. Bauamt
- 7) Willoh, C., Führer durch die Stadt Vechta, 1904, S. 16
- 8) Reinke, G., Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland, 1. Heft, Vechta 1920, S. 23
- 9) Des adligen freyn Hoff's zur Elmendorffsburg in Vechta, Landerey, Gärten, Wiesen, Kämpe und andere Pertinentien, aufgezeichnet von Johann, Otto von Elmendorff (1643-1708)
Nieders. Staatsarchiv Osnabrück, Dep. 66 b Nr. 192
Nieders. Staatsarchiv Oldenburg, Best. 271/12 Nr. 17
- 10) Nieberding a. a. O. S. 354
- 11) Nieberding a. a. O. S. 356
- 12) Vgl. Abb. 8
- 13) Vgl. Abb. 9
- 14) Vgl. Elmendorffsburg Burgstraße
- 15) Oncken u. a., Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. II. Heft, Oldenburg 1900, S. 33
- 17) ebenda
- 18) Nieberding a. a. O. S. 451 ff, Vgl. auch Kohl, W., Vechta unter münsterische Herrschaft, S. 66.
In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta.
- 19) Oncken a. a. O. S. 41
- 20) Nieberding a. a. O. S. 349-357

Der Bildschnitzer Thomas Jöllemann aus „Österreich“ und seine Nachfahren

und seine Nachfahren

VON HELLMUTH REHME

Über die künstlerische Tätigkeit von Thomas Jöllemann und seinen Nachfahren ist in der Literatur unseres Raumes mehrfach ausführlich berichtet worden. Die Herkunft des ältesten Bildhauers dieser Familie, der in der Stadt Quakenbrück im 17. Jahrhundert lebte, blieb bisher dunkel. Bei meinen Versuchen, hier etwas Licht in die Vergangenheit dieser Schnitzerfamilie zu bringen, hatte ich nach langen vergeblichen Bemühungen in dieser Richtung hin doch noch Erfolg. Im ältesten Kirchenbuch von St. Marien, der katholischen Pfarre zu Quakenbrück, fand ich im Copulationsregister des Jahres 1656 als einzige Eintragung dieses Jahres die Heirat Joelman/Halbwassen mit folgendem Wortlaut:



Auszug aus dem Taufregister von St. Marien, Quakenbrück

Anno 1656 26. 9. bris trina praemissa proclamationae nulloque legitimo impedimento detecto Ego F. Felix Sylvius Thomam Joelman Austriacum et ingeniam virginem Talcke Halbwassen huius parochiae filiam natus consensu habito solemniter p. verba de piscati matrimonio coniunxi praesentibus testibus D. Georgio Kramer et Bernardo Hamor.

Zu Deutsch: Im Jahre 1656, am 26. November, wurden von mir, nach dreimaliger vorhergegangener Proklamation, von keinem gesetzlichen Hindernis gefährdet, F. Felix Sylvius Thomas Joelman aus Österreich und die einheimische Jungfrau Talcke Halbwassen, eine in diesem Kirchspiel geborene Tochter, mit Genehmigung in der Wohnung, feierlich durch die Worte des Fischers ehelich verbunden, in Gegenwart der Zeugen D. Georg Kramer und Bernard Hamor.

Im Handbuch des Bistums Osnabrück (Berlage, 1968) wird angegeben, daß die Kirchenbücher der Pfarre St. Marien erst ab 1853 beginnen. Ein altes schweinsledern gebundenes Kirchenbuch der Pfarre bringt jedoch bereits ab 1650 Eintra-

gungen für alle kirchlichen Handlungen (Taufen, Trauungen, Beerdigungen). Thomas Joelman stammt also aus Österreich. Alle bisherigen Nachforschungen dort, über genealogische Gesellschaften seinen Ursprung zu verdeutlichen, blieben ergebnislos.

Wenn nachfolgend versucht wird, die Lebensdaten der Familie Jöllemann für mehrere Generationen aufzustellen, so muß eingangs auf die vorhandenen Lücken hierbei aufmerksam gemacht werden, die entstanden sind, weil hierzu aus vielen Pfarren die Unterlagen zusammengetragen werden mußten. Teils sind die Kirchenbücher in allen Pfarren nicht vollständig erhalten, teils ist bei noch so sorgfältiger Arbeit die eine oder andere Eintragung übersehen worden. Kirchenbücher aus folgenden Pfarren sind benutzt worden:

Quakenbrück (St. Marien-kath., St. Sylvester-evgl.), Berge (kath.), Holte, Aschendorf (beide kath.).

Damit ist der Weg, den die Familie Jöllemann in 150 Jahren nahm, in etwa schon aufgezeigt.

Der Name wurde unterschiedlich geschrieben: 1656 Joelman, 1700 Jeulmann, 1727 Jölleman, 1756 Jöleman, 1753 Jölemann, 1767 Joelman.

Im „Allgemeinen Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart“ von Ulrich Thieme und Felix Becker, 1907 ff, wird Jöllemann als „Jöllermann“, Bildschnitzer aus Haselünne, Kreis Meppen, mit seiner barocken Kanzel in der Marienkirche in Osnabrück, die leider den zweiten Weltkrieg nicht überdauerte, erwähnt.

Zu den künstlerischen Arbeiten der verschiedenen Mitglieder der Familie Jöllemann soll hier jedoch in keiner Weise etwas erwähnt werden, obwohl die Feststellungen der Wohnsitze der Familie bei den Eintragungen in den Pfarrkirchenbüchern der verschiedensten Gemeinden das Arbeitsfeld der Bildschnitzer einengen und (vermutlich) auch zur Suche nach Werken derselben hierzu eindeutige Hinweise geben.

Die Verflechtungen der Jöllemannssippe mit denen einheimischer Familien des Osnabrücker Nordlandes werden in Einzelfällen auch aufgezeigt.

I.

1. **Joelman, Thomas**, * . . . in Österreich, verh. 26. 11. 1656 Quakenbrück, † . . . Bildschnitzer.
2. **Halbwassen, Talcke** (Taleke), * . . . (Quakenbrück), † . . .
Ihre Eltern waren (vermutlich) Johan Halbwasse und Geske Siebenbürgen, letztere * 1601, † 7. 4. 1669 Quakenbrück, 68 Jahre alt. Die Eltern der Frau: Cordt von Siebenbürgen und Grete Schumacher.
Der Familienname „von Siebenbürgen“ läßt die Herkunft dieser Familie ebenfalls aus Österreich-Ungarn vermuten.

Kinder: (alle getauft in St. Marien Quakenbrück)

- | | |
|---|---|
| a) get. 25. 11. 1657 Joelmann, Franz Rudolph, | Paten: Georg Kramer,
Regina Halbwassen |
| b) get. 26. 1. 1659 Johann Heinrich, | Paten: Johann Brüninck, Henricus Nicolaus Meyer, Lucretia Oiemann |
| c) get. 12. 9. 1660 Catharina Maria, | Paten: Heinrich Dinghuß, Halbwassen, Anna Maria Hoffmann |

- d) get. 8. 3. 1662 Regina Alheid, Paten: Johann Vette, Catharina Meyer, Anna Borchers, sie war mit Henrich Schröder verheiratet und wurde am 13. 7. 1740 in Quakenbrück als seine hinterlassene Witwe begraben.
- e) get. 9. 7. 1666 Elisabeth, Gertrud, Paten: Sebastian S(l)iep, Catharina Halfwassen
- f) get. 21. 2. 1670 Thomas Simon, Paten: Heinrich Cloppenburg, Johann Halfwassen, Maria Halfwassen.

Von den drei Söhnen (a, b, f,) die vermutlich alle drei das Kunsthandwerk des Vaters erlernten, fehlte zunächst für Franz Rudolph noch jede Spur. Seine Vornamen sind aber in der Familie noch einige Generationen weiter gebräuchlich! Die Kirchenbücher in Berge beginnen 1691. Hier ist noch eine Nachsuche zur Familie Jöllemann nötig. Möglich ist auch, daß Franz Rudolph (a) seinen Wohnsitz in Haselünne genommen hatte, hier beginnen die Kirchenbücher schon 1641 und sind in ununterbrochener Reihe geführt worden.

Heinrich Jöllemann (b) war 1695 in Bippen tätig (Henrich Joelman, Kaufmann, Walter, Beiträge Orgeltopographie, Osnabr. Mitt. 67, Bd. S. 211).

Johann Heinrich Jöllemann (b) wird am 22. 5. 1700 als „kunsterfahrener Meister“ als Beistand des Colons Wilcke zur Wehde in Dalvers bei Berge genannt, als Wilcke zur Wehde seine Auffahrt mit seiner Frau Anna Catharina Schulte zum Nordhofe aus Nortrup bei seinem Gutsherrn, dem Kloster in Börstel, dingt für 130 Reichstaler einschließlich der Freibriefe für die Geschwister Wilckes zur Wehdes: Meinhard, Johann, Anna und Helene. Wilcke zur Wehde und Frau waren meine Vorfahren!

II a.

In Quakenbrück findet sich (St. Marien) von den Söhnen Thomas Joelmans nur die Trauung des **Thomas (Simon) Jeulmann**, civis Quakenbrugensis, am 29. 3. 1699 mit **Anna Adelheidis Blanckenfordt** vermerkt.

Man beachte die veränderte Schreibweise des Familiennamens, die aber jeweils von den Geistlichen der Pfarren nach dem Gehör geschrieben und damit verschieden dargestellt wurde.

Johann Henrich Jöllemann, * 1659, starb am 15. 2. 1710 in Berge. Er war in 1. Ehe mit Elisabeth Anna Hofflinger verheiratet. Ihr Vater, Kaspar Melchior Hofflinger war 1652 Kanonikus zu Wildeshausen. Er hatte eine Tochter des Pastors Alhard Gelle aus Bippen zur Konkubinin und mit ihr mehrere Kinder. 1661 apastorierte er und heiratete. Eine Tochter wurde 1654 geboren (nach Willoh). Wahrscheinlich hängt er zusammen mit der Familie Höfflinger aus Münster, da sich hier auch die Vornamen Melchior und Kaspar finden.

Kaspar Melchior Hofflinger war in Berge 1691 Küster und wird 1692 auch Schullehrer genannt. 1697 heißt er Johann Kaspar, er starb am 31. 7. 1703 laut Berger Kirchenbuch.

Aus der Ehe Jöllemann mit Hofflinger sind folgende Kinder in Berge verzeichnet:

- a) get. 8. 4. 1692 – Hermann Leo, der am 1. 2. 1707 verstarb
- b) get. 12. 9. 1694 – Dorothea Margaretha, Pate war hier Wilcke zur Wehde
- c) get. 23. 4. 1696 – Anna Elisabeth

In zweiter Ehe heiratete Johann Henrich Jöllemann am 23. 11. 1700 in Berge

Christina (auch Anna Christina) Löwekamp. Aus dieser Ehe werden als Kinder erwähnt:

- d) get. 29. 9. 1701 – Hendrike Juliane
- e) get. 18. 7. 1709 – Heinrich Hermann
- f) get. 30. 8. 1713 – Ferdinand Jeulmann, Paten . . .

Über den Verbleib der Kinder ist bislang nichts weiter bekannt.

II b.

Thomas Jeulmann, verh. 29.3.1699 Quakenbrück mit Anna Elisabeth Blankenfordt.
Kinder:(alle getauft in St. Marien, Quakenbrück)

- a) get. 29. 6. 1700 Anton Thomas, Paten: Dom. jud. scribe Wilhelm Anton Blankenfordt, Anna Godtfrieds
- b) get. 25. 11. 1701 Maria Agnes, Paten: Dna. Maria Catharina de Nivenheim, Abbatissa in Bersenbrück, Albertina Agnes Busch

Aus dieser Patenangabe kann man schließen, daß Thomas Simon Jeulmann für das Kloster in Bersenbrück gearbeitet hat.

- c) get. 8. 10. 1703 Rudolph Franziscus, Paten . . .
- d) get. 9. 8. 1705 Margaretha Catharina, illegitima, Elternangabe: Thomas Jeulmann, statuarius (= Bildhauer), Anna Elisabeth Blankenfordt. Der Hinweis „illegitimus“ ist dabei nicht aufzuklären.
- e) get. 22. 7. 1708 Anna Agnes, Paten: Dom. Ferdinand Blankenfordt, judici scribe, Alexanderina Ernesti. Elternangabe: Thomas Jeulmann, statuarius sapiens mensuarius (= ein verständiger maßvoller Bildhauer), und Anna Elisabeth Blanckenfordt.
- f) get. 19. 7. 1709 Heinrich Hermann Paten . . .

Weitere Kinder wurden nicht als Täuflinge gefunden in Quakenbrück.

Thomas Jeulmanns Frau Anna Elisabeth Blanckenfordt wurde in Quakenbrück (St. Marien) am 29. 4. 1669 getauft. Paten: Friedrich Caspar Glandorf, Anna Elisabeth Dumsbrock, Anna Elisabeth Zugeler. Ihre Eltern waren: Hermann Blanckenfordt, Gerichtsnotar in Quakenbrück, und Gertrud Agnes Glandorf, die 1651 heirateten. Sie hatten 9 Kinder, von denen Anna Elisabeth das vorletzte Kind war.

Die Familien Blanckenfordt und Glandorf waren in Quakenbrück über mehrere Generationen hinweg angesehene Notare, die bei den auf den Höfen des Osnabrücker Nordlandes erhaltenen Urkunden immer wieder vorkommen. Auch mit den in diesen Berufen tätigen Familien des Oldenburger Münsterlandes, es sollen hier nur Nienkerken, Glandorf, von Garrel, Hülshorst genannt werden, waren Versippungen.

Interessant sind die weiteren Blutskreise der Familie Blanckenfordt für das Artland. Hermann Blanckenfordts Eltern waren: Wilhelm Blanckenfordt, der 1624 Maria Groenloh, geb. 1604 in Grönloh, 1624 freigekauft, begr. 7. 4. 1672 als vidua, heiratete. Ihre Eltern waren der Colonus Hermann Groenloh, geb. um 1575 in Grönloh, war 1628 verstorben, und Catharina Gerberslage (vermutlich verschrieben für Sperveslage), die ebenfalls 1628 verstorben war. Großvater war Colon Lampe Groenloh, der 1582 und 1589 urkundlich genannt wird.

Gertrud Agnes Glandorfs Vater war entweder: Ludolphus Johannes Glandorff,

Gerichtsschreiber in Ankum, der 1644 genannt wird, oder Nicolaus Glandorff, Notar in Fürstenau und Ankum, der u. a. 1653 vorkommt.

Wilhelm Blanckenfordts Eltern waren (vergl. oben): Wernke Blanckenfordt im Dorfe Badbergen und Grete im Wohlde (1613 als Eheleute mit 7 Kindern genannt). Wir sahen oben, daß Thomas (Simon) Jeulmann, geb. 1670, verh. 1699, in Quakenbrück sechs Kinder taufen ließ. Später etwa ab 1708 - wirkt ein Thomas Jeulmann in Holte auf dem Hümmling als Bildschnitzer. Seine Frau Anna Elisabeth Blanckenfordt wird dort am 23. 4. 1744 begraben. Ferdinand Jöllemann, sein Sohn, der nicht in Quakenbrück getauft worden ist, lebte als Junggeselle in einem Hause in Holte. Er befaßte sich auch mit der Bildschnitzerei, hätte aber die künstlerischen Fähigkeiten seines Vaters nie erreicht, so wird aus Holte berichtet. Wenn ein Einwohner der Kirchengemeinde Holte bei ihm ein Feuerstübchen bestellt habe, dann hätte er diese Arbeit schnell einem Tischlermeister weitergegeben. Er sei auch sehr penibel gewesen und hätte sich immer einer Serviette bedient beim Essen, auch wenn er nur Roggenbrot zu sich genommen hätte.

In Aschendorf wurde am 25. November 1727 Franz(iscus) Rudolph(us) Jöllemann aus Holte mit Maria Cornelia Schwale aus Aschendorf getraut. Danach wird dieser Franz Rudolph auch ein Sohn des Thomas Jeulmann, geb. 1670, gewesen sein, dessen Taufe bisher noch nicht gefunden wurde. Seine Identität mit II b-c- ist aber sehr wahrscheinlich. Seinen Vornamen wird er von seinem Onkel gleichen Namens (I a) bei der Taufe bekommen haben. Zeugen der Trauung waren Johannes Meyer und Ferdinand Jöllemann, der auch ein Sohn von Thomas Simon Jeulmann war.

Das Ehepaar Franz Rudolph Jöllemann verh. mit Maria Cornelia Schwale ließ in Aschendorf drei Kinder (Mädchen) taufen:

- a) get. 19. 9. 1730 Appolonia Maria Catharina
- b) get. 22. 5. 1733 Margaretha Catharina
- c) get. 1. 2. 1736 Maria Elisabeth.

Rudolph Franziscus Joelmann wurde am 19. 12. 1767 in Aschendorf begraben mit dem Hinweis „Organista huius Ecclesiae“.

Grethe Joelmann aus Aschendorf, vermutlich die am 22. 5. 1733 getaufte, starb am 16. 4. 1800 als Ehefrau eines Arbeiters.

Hinrich Joelmann aus Aschendorf, der am 16. 6. 1807 in Aschendorf starb, ist bisher nicht zu identifizieren.

Wenn es auch nur Bruchstücke sind, die zur Aufhellung der Familiengeschichte Jöllemann, der berühmten Bildschnitzer aus mehreren Generationen unserer engeren und weiteren Heimat, dargeboten werden, so sollen sie doch, so unvollständig sie sind, zur ferneren Ergänzung der Öffentlichkeit bekanntgemacht werden.

Jeder Hinweis zur Ergänzung dieser Familiengeschichte Jöllemann wird gerne von mir entgegengenommen.

Die Reichstagswahlen im Oldenburger Münsterland 1918 - 1933

VON JOACHIM KUROPKA

Eine Analyse der Reichstagswahlergebnisse während der Weimarer Republik scheint auf den ersten Blick, viel Neues nicht zutage fördern zu können. Alfred Milatz hat in seinem grundlegenden Werk über „Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik“¹⁾ den durch die Wahlergebnisse faßbaren politischen Prozeß im Deutschen Reich eingehend untersucht und insbesondere eine Antwort auf die Frage zu geben versucht, inwieweit die deutschen Wähler das Scheitern der ersten Republik mit verursacht haben. Hier ist es vor allem sein Anliegen, das Ansteigen der radikalen Parteien, NSDAP und KPD, zu erklären und die Faktoren aufzuzeigen, die die Entscheidung der Wähler für diese Parteien und damit gegen die Republik begünstigt haben.

Die aus der Wahl zur Nationalversammlung 1919 hervorgegangene stabile Mitte des neuen Parteiensystems mußte in der Reichstagswahl im Jahre 1920 aus verschiedenen Gründen erhebliche Einbußen hinnehmen, die sich aus den Wirren der Nachkriegszeit, der wirtschaftlichen Notlage weiter Teile der Bevölkerung und der Agitation links- wie rechtsradikaler Parteien erklären. Während die sogenannte Weimarer Koalition (DDP, Zentrum, SPD) nur noch 43,6 % der Wähler auf sich vereinigen konnte, kamen KPD, USPD und DNVP zusammen auf 33,3 % und damit auf über 9,8 Mio. Wählerstimmen *).

In der Wahl vom Mai 1924 setzte sich dieser Trend fort; die Rechte hatte durch die deutschen Reparationsleistungen unter dem Schlagwort von der „Erfüllungspolitik“ Gelegenheit zu nationalistischer Hetze, und die Linke zog Gewinn aus der Haltung der SPD, die sich weder zu konsequenter Opposition noch Regierungsunterstützung durchrang. So konnte die DNVP stärkste Fraktion im Reichstag werden, konnten die Deutsch-Völkischen einen ersten Erfolg buchen und die KPD den größten Teil der Konkursmasse der USPD an sich ziehen. Radikale von rechts und links erreichten 41,4 % der Stimmen und stellten 199 von 472 Reichstagsabgeordneten.

Der wirtschaftliche Aufschwung des Jahres 1924 und eine gewisse außenpolitische Entlastung trugen dazu bei, daß die Wahl vom Dezember dieses Jahres einen gewissen Erfolg für die demokratischen Republikaner brachte. Kommunisten und Völkische, jetzt unter dem Namen Nationalsozialistische Freiheitsbewegung, verzeichneten starke Einbußen, während die Mitte zu Gewinnen kam. Erst nach vier Jahren, für die Weimarer Republik eine ungewöhnlich lange Zeit, gingen die Wähler erneut zur Urne. Die inzwischen sogar in die Regierung eingetretene DNVP erwies sich als Verlierer dieser Wahl, während sich die Sozialdemokraten fast um ein Drittel ihrer Sitze steigern konnten; Verluste hatten DDP und DVP hinzunehmen, so daß die Weimarer Koalition im Reichstag noch immer nur die Minderheit war.

Die Wirtschaftskrise und die durch das Volksbegehren gegen den Young-Plan aufgeputschten politischen Leidenschaften führten in der Wahl vom 14. 9. 1930 zu einem Erdbeben in der deutschen Parteienkonstellation, 107 Mandate gingen

*) DDP = Deutsche Demokratische Partei,
DNVP = Deutschnationale Volkspartei,
DVP = Deutsche Volkspartei,
USPD = Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands.

an die NSDAP, 18,3 % der Wähler hatten sich für sie entschieden. DNVP und DVP wurden praktisch halbiert, die DDP, seit 1930 deutsche Staatspartei, mußte große Verluste hinnehmen, auch die SPD verlor, während die KPD sich von 10,6 % auf 13,1 % steigern konnte. Relativ stabil über den gesamten bisher betrachteten Zeitraum hielten sich lediglich das Zentrum und die Bayerische Volkspartei.

In den beiden 1932 folgenden Wahlen setzte sich der Trend für die NSDAP fort, wenn auch mit einem schweren Rückschlag im November 1932. Die bürgerliche Mitte wurde völlig zerrieben, die Sozialdemokratie mußte Teile ihrer Wählerschaft an die KPD abgeben, resistent gegenüber den Extremen blieb in erster Linie der politische Katholizismus, das Zentrum nahm sogar leicht zu.

Die letzte halbwegs demokratische Wahl schon während der nationalsozialistischen Diktatur ist in diesem Zusammenhang für die Entwicklung der politischen Stärkeverhältnisse nur bedingt aussagekräftig, da ihr von der nationalsozialistischen Regierung völlig andersartige Ziele zugeschrieben wurden: Der Präsident des Preußischen Landtages, der NSDAP-Abgeordnete Kerrl erklärte am 5. 2. 1933 in Münster ganz offen, daß „nach dem 5. März nicht mehr gewählt werde. Adolf Hitler habe jetzt die Macht und niemand in der Welt könne ihn wieder davon abbringen. Die Wahlen des 5. März fänden statt, nicht um eine neue Regierung zu bestimmen, sondern um eine feste Fundamentierung dieser Regierung im Volke vor aller Welt durch die Zahl der Stimmen bekunden zu lassen“²⁾. Der Einsatz aller staatlichen Mittel führte zu einer Wahlbeteiligung von 88,8 %, der höchsten bei Reichstagswahlen bisher erreichten. Die NSDAP kam auf 43,9 % der Stimmen, blieb jedoch in den katholischen Gebieten deutlich unter diesem Ergebnis. Das Zentrum konnte trotz der Behinderungen im Wahlkampf sogar 200.000 Stimmen hinzugewinnen, ging aber angesichts der höheren Wahlbeteiligung prozentual um 0,7 % gegenüber der letzten Wahl auf jetzt 11,2 % zurück. Ebenso konnte sich die SPD behaupten, sie büßte nur 66.000 Stimmen ein, die Verluste der KPD dagegen waren beträchtlich (1,13 Mio.), was aber angesichts der Verfolgungen nach dem Reichstagsbrand nicht verwunderlich ist. Die NSDAP hatte also die absolute Mehrheit nicht erreicht, dazu verhalfen jedoch die 8 % des Koalitionspartners DNVP, im Wahlkampf als „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ angetreten.

Dieser allgemeine Überblick für das Deutsche Reich beschreibt jedoch die Verhältnisse in jeder einzelnen Region nur im Ausnahmefall einigermaßen zutreffend. Denn im Wahlakt „erweisen sich die vielfältigen Reaktionen der ökonomisch bedingten wie der weltanschaulich oder religiös bedingten sozialen Gruppen auf das Parteiwesen“³⁾. Diese aber sind in großräumigen Untersuchungsgebieten, wenn überhaupt, so nur höchst ungenau zu erfassen, angesichts der vielfältigen, z. T. sehr kleinräumigen Traditionsbindungen und der sehr differenzierten sozioökonomischen und konfessionell-weltanschaulichen Struktur Deutschlands. Abendroths Forderung, möglichst begrenzte Untersuchungsgebiete zu wählen und die untersten technisch erfaßbaren Einheiten zu berücksichtigen, kann daher nur unterstrichen werden⁴⁾.

Die einschlägige Literatur zeigt jedoch, daß diese Aufgabe so leicht gar nicht zu lösen ist, wie dies zunächst scheinen mag. Untersuchungen, die die Entwicklung auf der Gemeindeebene mit berücksichtigen, sind dünn gesät⁵⁾, während doch in einer Reihe von Arbeiten die Wahlstruktur auf Länderebene untersucht wird. Als gelungenes Beispiel einer Landesstudie, die die Gemeindedaten aufbereitet, kann die Arbeit von Hans Hüls über das Land Lippe gelten, wo ein solches Vorgehen durch die Kleinräumigkeit des Landes ermöglicht wird⁶⁾.

Für den niedersächsischen Raum hat Günther Franz die Wahlergebnisse von 1867-1949 auf Kreisebene zusammengestellt und, graphisch allerdings wenig befriedigend, anschaulich zu machen gesucht ⁷⁾. Eine Untersuchung für das ehemalige Land Oldenburg und die ehemalige preußische Provinz Hannover liegt nicht vor, während die Wahlen in Braunschweig von Ernst-August Roloff mitbehandelt werden ⁸⁾.

Ein Beitrag zur Verringerung dieses Defizits ist jedoch allein schon von der Erreichbarkeit der Daten her so leicht gar nicht zu leisten. Die Statistik des Deutschen Reiches weist Wahlergebnisse für Gemeinden nur bei mehr als 2000 Einwohnern aus; für die Wahlen zur Nationalversammlung wurden nur die Ergebnisse der Reichstagswahlkreise und für die beiden Reichstagswahlen des Jahres 1932 lediglich die der Ämter gegeben. Weitergehende Zahlen enthält auch das Staats-Handbuch des Freistaates Oldenburg nicht für alle Wahlen.

Amtliche Unterlagen für die Zeit vor 1945 sind, wenn überhaupt noch vorhanden, nur sehr schwer greifbar, so daß man gezwungen ist, auf die zeitgenössischen Berichte der Tageszeitungen, im vorliegenden Fall auf die Oldenburgische Volkszeitung und die Münsterländische Tageszeitung zurückzugreifen. Die damalige Berichterstattung war nicht in dem Maße statistisch orientiert wie wir dies heute gewohnt sind, so daß Prozentzahlen zur Wahlbeteiligung fehlen und diese z. T. nur aus Vergleichen annähernd erschlossen werden können, was natürlich unbefriedigend bleibt. Ein kaum hinreichendes methodisches Problem stellt die wechselnde Zuordnung einzelner Gemeindeteile dar. Hier bleibt nichts anderes möglich, als die jeweiligen Zahlen aufzunehmen, da ein Auseinanderrechnen eben einfach unmöglich ist. So bedauerlich solche Mängel im einzelnen sein mögen, das Gesamtbild der größeren Trends dürfte dadurch zumindest nicht schwerwiegend beeinflusst sein.

Die beherrschende politische Kraft im Oldenburger Münsterland war das Zentrum. Die Partei konnte ihre Spitzenstellung von 1912 (letzte Reichstagswahl vor dem Ersten Weltkrieg) bei der Wahl zur Nationalversammlung wieder einnehmen und beispielsweise im Amt Cloppenburg 89 % der gültigen Stimmen gewinnen, gegenüber 97 % im Jahre 1912 ⁹⁾. Die Zentrumspartei konnte ihre führende Stellung im Oldenburger Münsterland fast durchweg bis zum Ende der Weimarer Republik behaupten.

Unter diesen Umständen beschreiben die oben knapp skizzierten Trends der Wahlentwicklung im Deutschen Reich die politischen Verhältnisse der Südoldenburger Region natürlich nicht zutreffend. So läßt sich zwar das Zusammen-

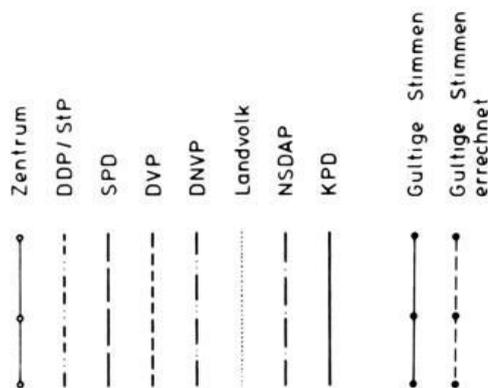


Abb. 2 Ämter Cloppenburg u Friesoythe

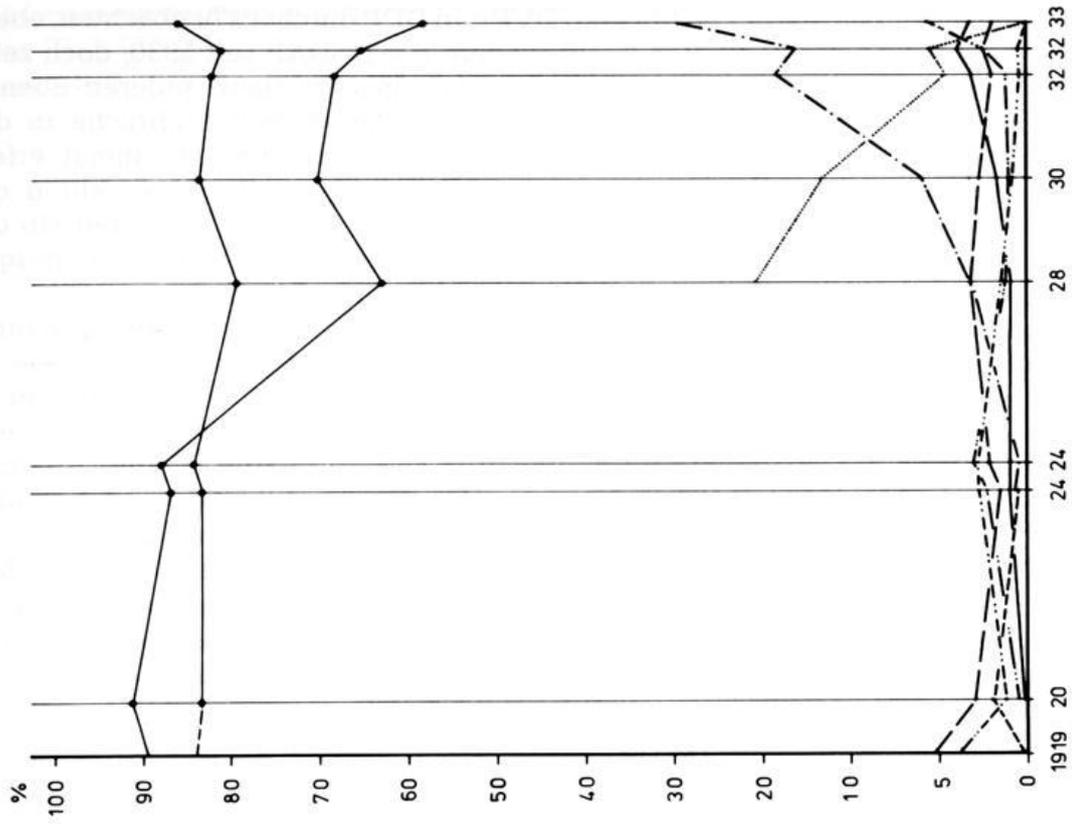
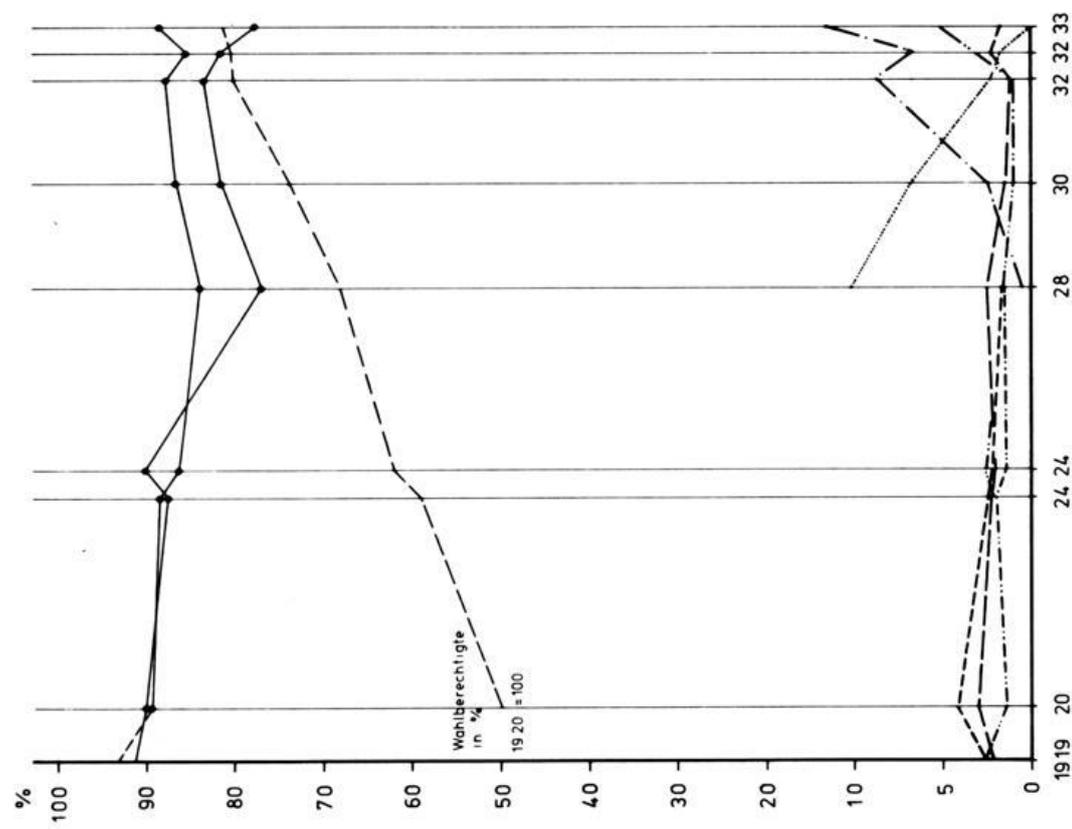


Abb. 1 Amt Vechta



schmelzen der bürgerlichen Mitte an DVP und DDP durchaus beobachten, ebenso der Aufstieg der Radikalen, insbesondere der NSDAP seit 1930, doch zeigt ein Blick auf die Abbildungen 1 und 2, daß dies auf ganz anderen Ebenen geschah als im Reichsdurchschnitt und selbst die großen Einbrüche in das Parteiengefüge des Oldenburger Münsterlandes damit nicht einmal erfaßt werden. Die folgende knappe Analyse soll vor allem die Entwicklung der „großen“ Parteien dieses Raumes verfolgen, Differenzierungen innerhalb der heutigen Kreise Cloppenburg und Vechta nachgehen und dabei die gängigen Thesen zum Aufstieg des Nationalsozialismus im Blick behalten.

An den Wahlergebnissen der heutigen Kreise Vechta und Cloppenburg ist nicht der Aufstieg des Nationalsozialismus das Überraschende, dies ist eher, wie für ein weitgehend katholisch geprägtes Gebiet nicht anders zu erwarten, ein im Vergleich zum Reichsdurchschnitt ziemlich gebremster Aufstieg. Überraschend ist vielmehr der starke Einbruch, den die Zentrumsparterie in ihrer Stammwählerschaft im Jahre 1928 hinnehmen mußte. Das Zentrum verlor im heutigen Kreis Cloppenburg nicht weniger als über 20 % seiner Wähler, über 10 % im Amt Vechta. Gleichzeitig erreichte die Landvolkpartei aus dem Stand zwischen 10 und 20 % der Wählerstimmen, die sie offenbar direkt dem Zentrum abnehmen konnte¹⁰⁾. Die Ämter Cloppenburg und Friesoythe einerseits und Vechta andererseits unterscheiden sich zwar in der Stärke dieser Bewegung, nicht aber im allgemeinen Trend der Stimmenentwicklung auch bei den anderen Parteien, wobei diese im Cloppenburger Raum etwas stärker vertreten sind als im Vechtaer Bezirk. Da beide Gebiete stark agrarisch geprägt sind, muß nach weiteren oder differenzierenden Faktoren gesucht werden, die für diese Entwicklung die Ursache sein könnten.

Der Vergleich einer ganz überwiegend bäuerlichen Gemeinde wie Bakum (Abb. 3) mit einer bäuerlich gewerblich strukturierten wie Lohne (Abb. 4) (Stadt- und Landgemeinde) zeigt die prinzipiell ähnliche Entwicklung. Unterschiede sind lediglich in der Breite des Parteienspektrums zu beobachten. Allerdings konnte sich in Bakum die Landvolkpartei bis zur zweiten Wahl des Jahres 1932 relativ gut halten, während deren Stimmen von 1930 bis zur ersten Wahl 1932 in Lohne wahrscheinlich der NSDAP zugute kamen. Ein vergleichsweise hohes Ansteigen der kommunistischen Stimmen auf immerhin 5 % in Lohne kann ein Hinweis auf dessen industrielle Prägung sein, obwohl der weitaus größte Teil der Arbeiter treue Zentrumswähler waren. Bemerkenswert ist hier noch der deutlich sichtbare Wechsel einer Anzahl von Wählern zwischen KPD und NSDAP in den Wahlen 1932-33.

Es kann demnach festgehalten werden, daß die Krise, die über die deutsche Landwirtschaft hereinbrach, und zwar lange vor dem „Schwarzen Freitag“ des Jahres 1929, die konfessionellen Bindungen an das Zentrum, die Partei des deutschen Katholizismus, im Amt Vechta nur bedingt aufzubrechen vermochte. Die Landvolkpartei, in dieser Region unter christlich-konservativem Vorzeichen als „Christlich-Nationale Landvolk- und Bauernpartei“ angetreten, konnte zwar Einbrüche erzielen, die aber das Zentrum in den folgenden Wahlen zum größten Teil wieder wettzumachen vermochte. Die allgemeine Wirtschaftskrise seit 1929 führte auch in einer gewerblich orientierten Gemeinde lediglich zur Aktivierung eines Protestpotentials von knapp 10 % der Wähler, das sich den radikalen Parteien zuwandte.

Inwieweit die katholische Konfession eine Bedingung für den langsameren Anstieg der NSDAP war, kann an den beiden Gemeinden des Amtes Vechta

Abb 4 Lohne (Stadt- u Landgemeinde)

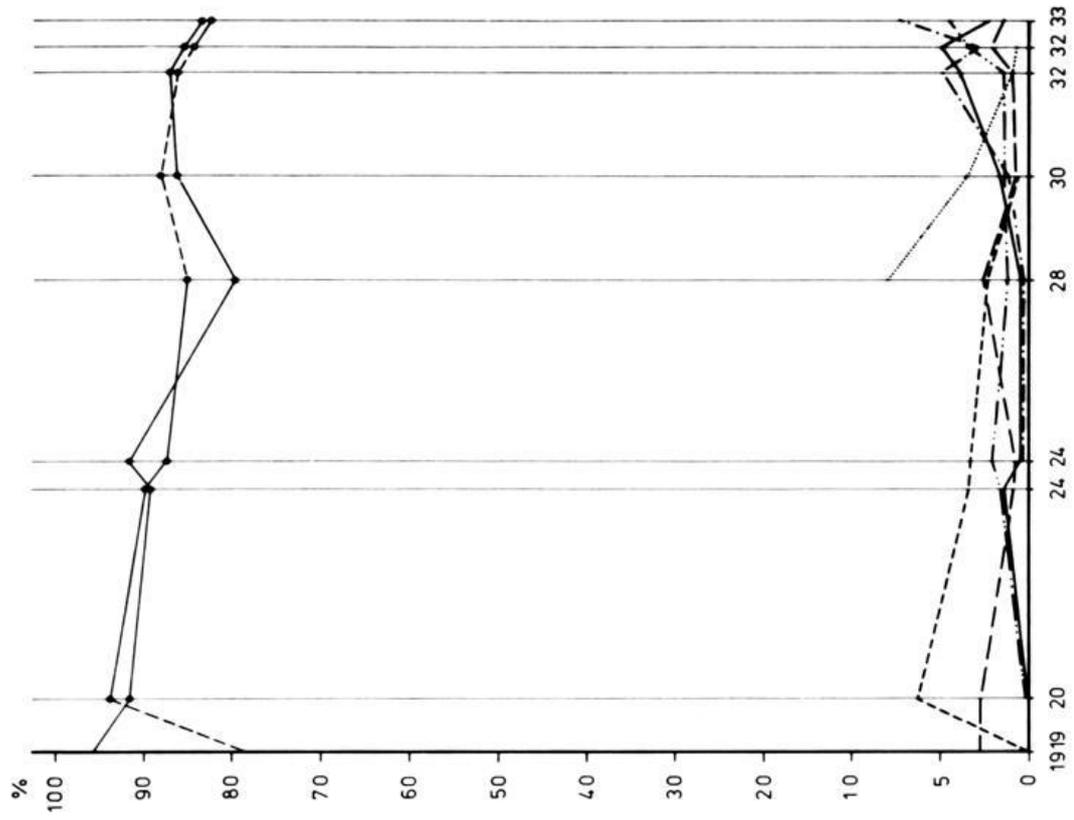
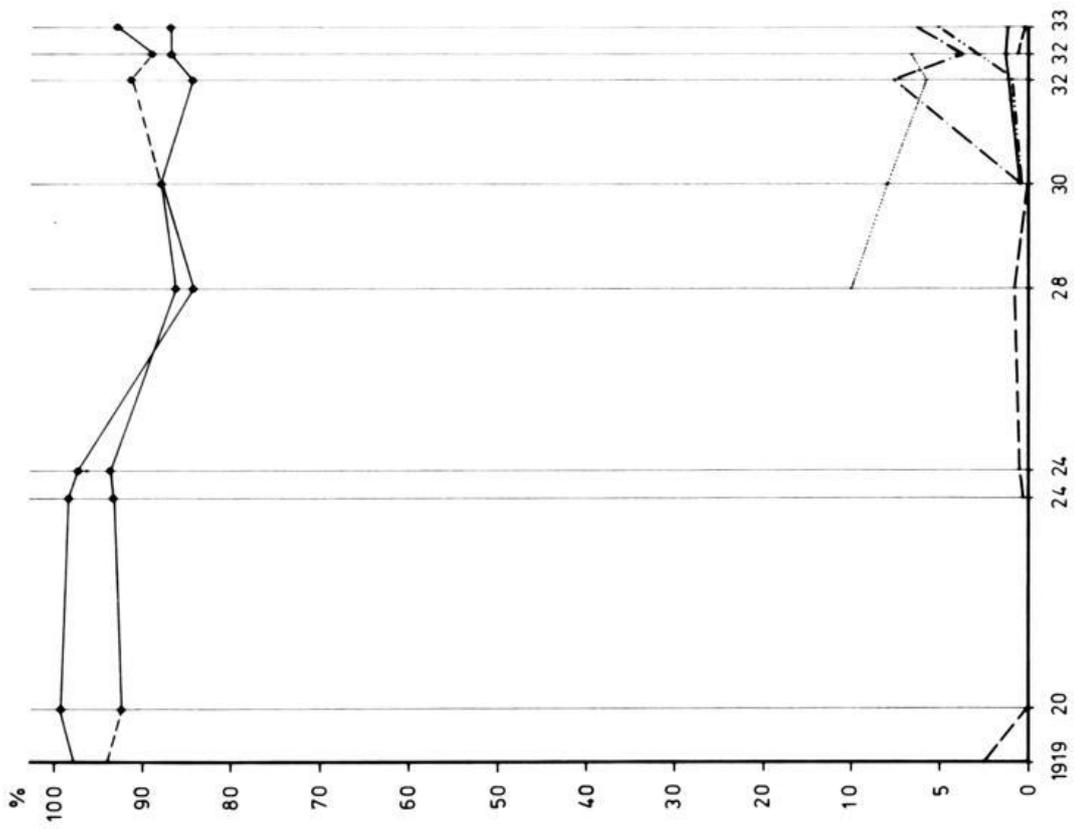


Abb 3 Bakum



mit einem etwas höheren protestantischen Bevölkerungsanteil überprüft werden, nämlich Goldenstedt und Neuenkirchen. Im Jahre 1932 hatte Goldenstedt 33,1 % und Neuenkirchen (zusammen mit Holdorf) 17,9 % protestantische Einwohner ¹¹⁾.

Beide Gemeinden (Abb. 5 u. 6) weisen ein sehr viel differenzierteres Bild in den von den Wählern bevorzugten Parteien auf, wobei dies für Goldenstedt mit dem höheren Anteil nicht katholischer Einwohner noch stärker zutrifft. Der Niedergang dieser Parteien bis 1928 trifft zusammen mit dem Aufbruch des Landvolks und den Einbußen des Zentrums. Während das Zentrum etwa die Hälfte der 1928 verlorenen Stimmen zurückgewinnen konnte, trat ein großer Teil der Landvolkwähler zur NSDAP über, die außerdem von der höheren Wahlbeteiligung profitierte und einen Teil der neuhinzukommenden Wahlberechtigten auf sich ziehen konnte ¹²⁾.

Es scheint sich hier also das Bild von der Resistenz des politischen Katholizismus gegenüber dem Nationalsozialismus zu bestätigen. Die Funktion der Landvolkparteien kann in diesem Zusammenhang beschrieben werden als eine Art Katalysator für den Nationalsozialismus. Gerade die weltanschaulich-emotional nicht so stark auf eine Partei fixierte Wählerschaft folgte dieser reinen Interessenpartei und wechselte dann um so leichter zu den Nationalsozialisten, als sich die „Aussichtslosigkeit politischer Sonderaktionen der Bauern“ ¹³⁾ herausstellte. Dieser Prozeß ist nicht allein als ein direkter Übergang von Landvolkwählern zur NSDAP zu verstehen. Vielmehr konnte durch die Landvolkbewegung bei einem Teil der Zentrumswählerschaft die weltanschauliche Bindung auf den zweiten Platz der Wahlentscheidungskriterien gedrängt werden. Die einmal gelockerten Bindungen waren selbst bei einer Rückkehr zur „Stamm-partei“ in der bedrängenden Situation der Jahre 1932/33 und der emotional stark aufgeladenen Atmosphäre des Frühjahrs 1933 leichter erneut aufzubrechen, nicht zuletzt unter dem Vorzeichen einer Art „Erlösungserwartung“, mit der man dem „Dritten Reich“ vielfach entgegensah.

Die NSDAP ihrerseits erkannte ihre Chance und verstärkte gleichzeitig ihre Bemühungen um die Landbevölkerung durch erhöhte Propaganda und den Aufbau der Organisationsstruktur der Partei für den Agrarbereich ¹⁴⁾.

Für das Amt Vechta - mit Ausnahme der Stadt Vechta - ist dies an dem mit dem Abstieg der Landvolkpartei einhergehenden Aufstieg der NSDAP ablesbar. Es erhielten in Prozent der gültigen Stimmen:

Tabelle 1: Rückgang der Landvolkpartei und Aufstieg der NSDAP 1928-1933 im Amt Vechta

	Landvolkpartei				NSDAP			
	1928	1930	1932	1933	1928	1930	1932	1933
Bakum (+ Langförden)	10,0	8,0	5,8	—	0,1	0,1	7,4	6,5
Damme	8,9	4,1	3,2	—	0,3	1,2	5,6	12,7
Dinklage	8,1	4,6	1,9	—	0,2	2,0	6,6	8,7
Goldenstedt (+ Lutten)	20,2	15,0	3,5	—	0,6	7,7	19,9	26,3
Lohne	8,1	3,5	1,0	—	0,5	1,3	4,9	7,3
Neuenkirchen (+ Holdorf)	13,5	8,4	1,9	—	0,4	3,4	19,9	24,6
Steinfeld	7,4	3,0	2,1	—	0,5	1,8	4,1	7,4
Visbek	14,2	11,9	3,4	—	0,5	2,1	7,9	16,1

Abb 6 Goldenstedt

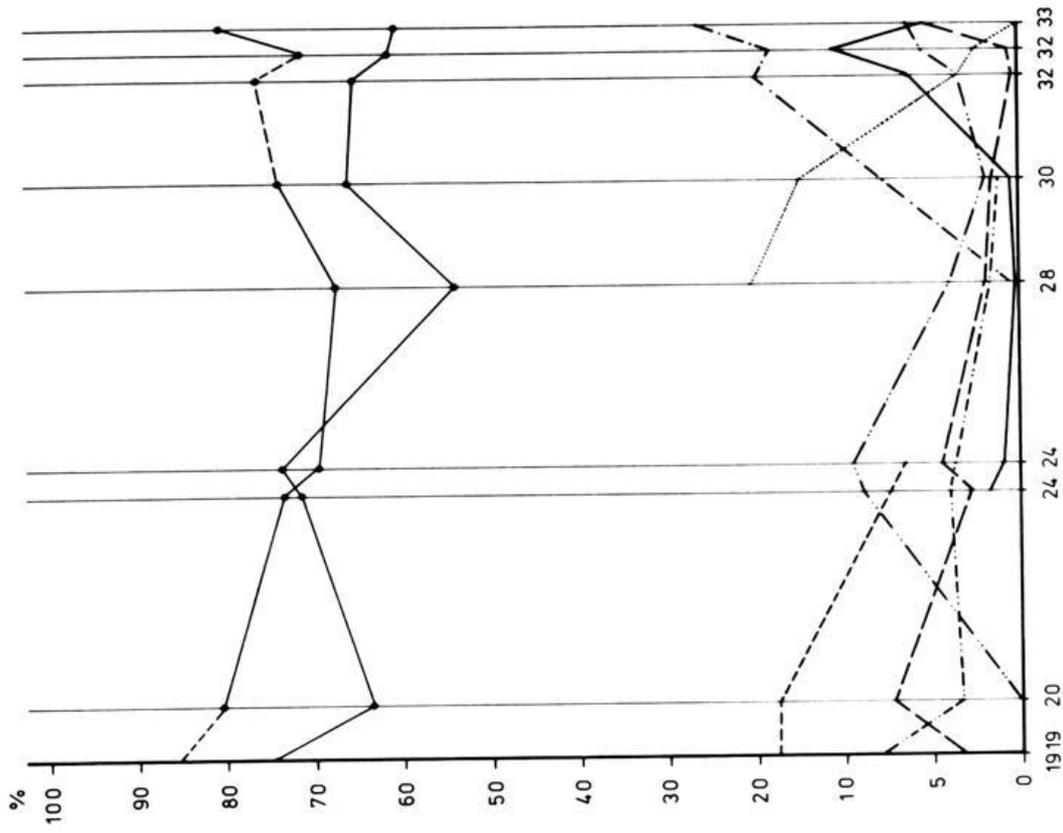
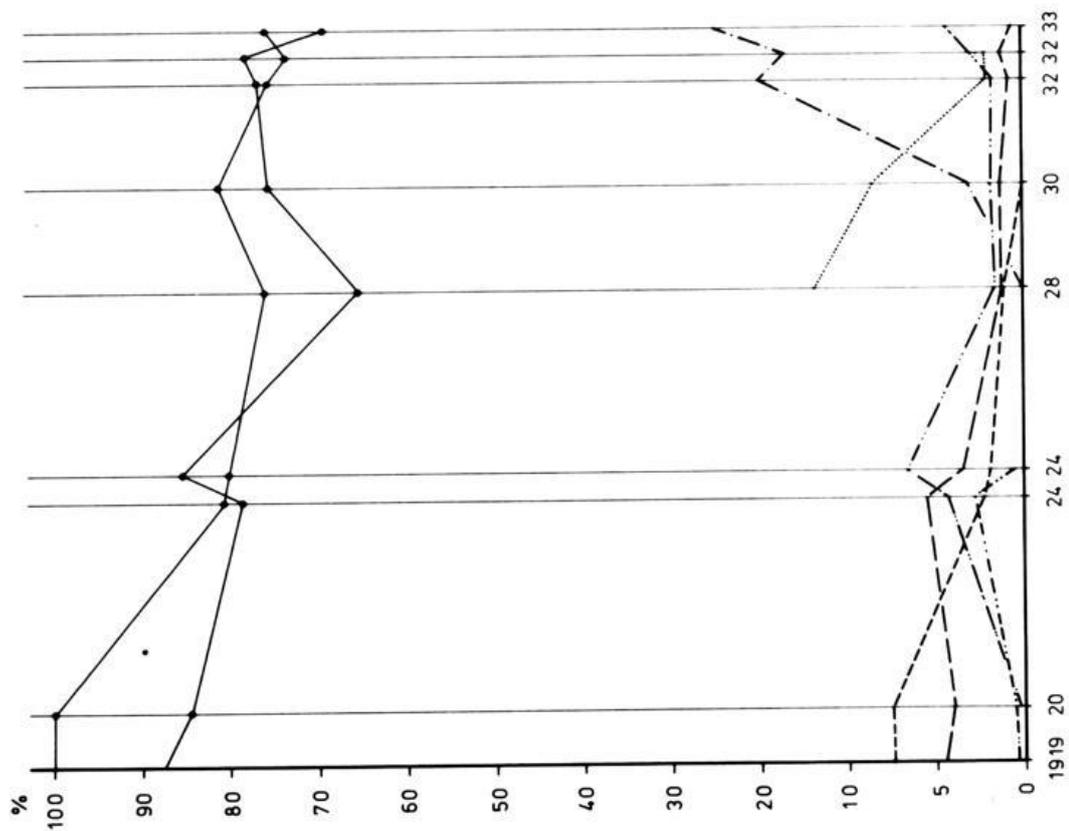


Abb 5 Neuenkirchen



Die folgende Graphik zeigt an einigen Beispielen, daß der Übergang der Wähler vom Landvolk zur NSDAP am stärksten dort der Fall war, wo es dem Zentrum nicht gelang, die verlorenen Wähler wiederzugewinnen, nämlich in den gemischt-konfessionellen Gebieten (Abb. 7).

In den drei Städten (s. Abb. 8, 9 u. 10), bei denen Zahlen für die Stadtgebiete vorliegen, war die Bewegung zu den „Grünen Listen“ der zwanziger Jahre naturgemäß geringer, der Einbruch beim Zentrum in Vechta und Cloppenburg daher weit weniger gravierend. Während für das stärker landwirtschaftlich orientierte Friesoythe der oben geschilderte Ablauf z. T. auch gelten kann, müssen die Stimmen der NSDAP in Vechta und Cloppenburg aus einem anderen Reservoir stammen. Einesteils dürfte die Reichspartei des deutschen Mittelstandes eine ähnliche Rolle gespielt haben wie die Landvolkparteien in den stärker agrarisch bestimmten Gebieten. Sie erhielt 1930 in Vechta 5,5 % und in Cloppenburg 2,6 % der Stimmen. Der Zulauf zur NSDAP von immerhin 28,2 % bzw. sogar 36,9 % in Cloppenburg und Friesoythe in der letzten Reichstagswahl dürfte sich zudem noch aus anderen Quellen speisen, indem der NSDAP selbst ein gewisser Einbruch in die Zentrumswählerschaft gelang, wahrscheinlich bei dem durch die Wirtschaftskrise stark betroffenen Mittelstand, auch wenn dieser zuvor nicht die Mittelstandspartei gewählt hatte¹⁵⁾. Darüber hinaus war das Potential der im Laufe der Entwicklung zerriebenen anderen Parteien in den Städten höher als auf dem Lande.

Wendet man die oben an ausgewählten Gemeinden des Amtes Vechta exemplifizierte These auf die Ämter Cloppenburg und Friesoythe an, so ergibt sich daraus angesichts der Zahlenverhältnisse keine völlig plausible Erklärung. Das Amt Friesoythe mit einem stärkeren protestantischen Bevölkerungsanteil weist keine dementsprechende höhere Stimmzahl für die NSDAP auf¹⁶⁾.

Tabelle 2: Konfessionsgliederung in den Ämtern Cloppenburg, Friesoythe und Vechta 1932

Amt	römisch-katholisch	evangelisch
Cloppenburg	96,4	3,5
Friesoythe	74,2	25,5
Vechta	93,4	6,5

Die Landvolkpartei konnte im Amtsbezirk Cloppenburg sogar fast 5 % mehr Stimmen gewinnen, während ein Teil der Zentrumsverluste im Jahre 1928 der SPD zugute gekommen sein kann. Der schnellere Zusammenbruch der Landvolkpartei im Friesoyther Raum begünstigte den frühen Anstieg der NSDAP, der im Cloppenburger Bezirk erst 1933 folgte und lediglich knapp 5 % unter der Endmarke des Jahres 1933 im Amt Friesoythe lag.

Den Zusammenhang zwischen Abwärtsentwicklung der Landvolkparteien und Aufstieg der NSDAP in den drei Amtsbezirken verdeutlicht die Graphik Abb. 11 (s. auch Abb. 1, 11a und 11b).

Nähere Aufschlüsse über die Unterstützungsfaktoren des nationalsozialistischen Anstiegs kann die Analyse einzelner Gemeindeergebnisse aus den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe liefern. Für letzteres sind Zahlen aus den Gemeinden Barbel und Strücklingen greifbar, die in den Abbildungen 12 und 13 dargestellt sind. In beiden Gemeinden existierten zu Beginn der Weimarer Republik neben dem Zentrum noch weitere ernstzunehmende politische Kräfte, immerhin kamen USPD und DVP zu Zeiten bis auf fast 15 % bzw. 11 % der

Abb 9 Stadt Cloppenburg

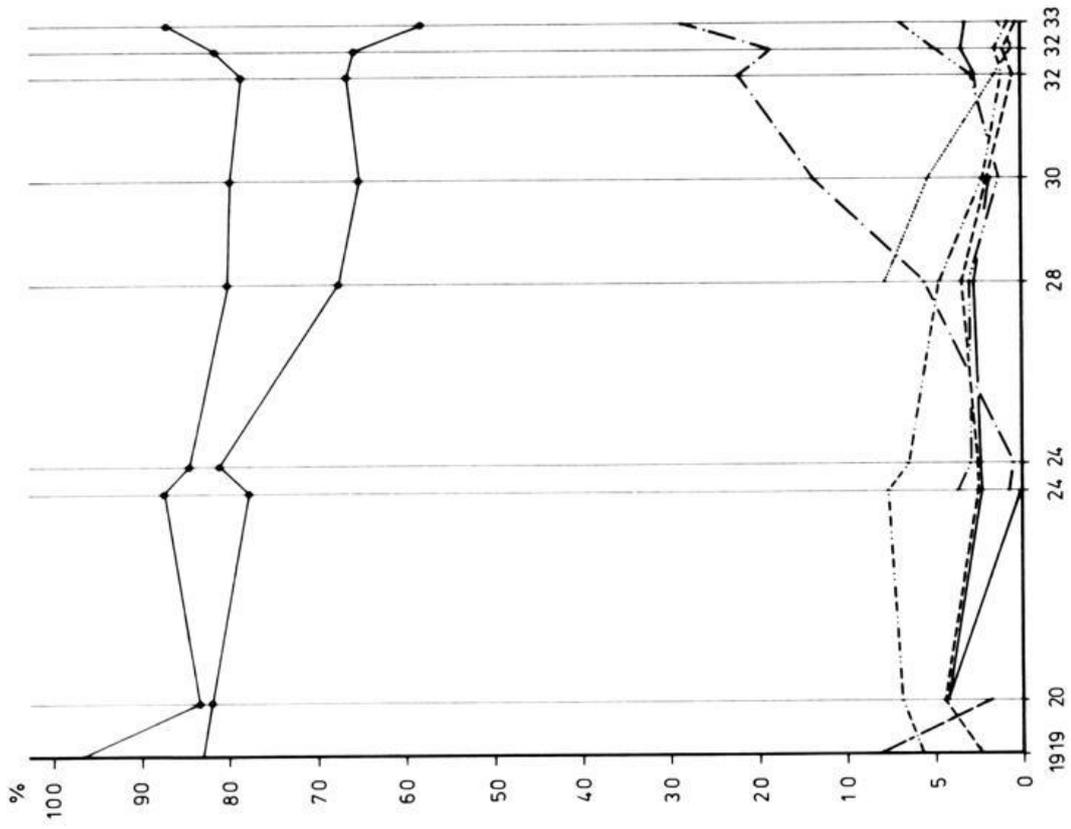


Abb 8 Stadt Vechta

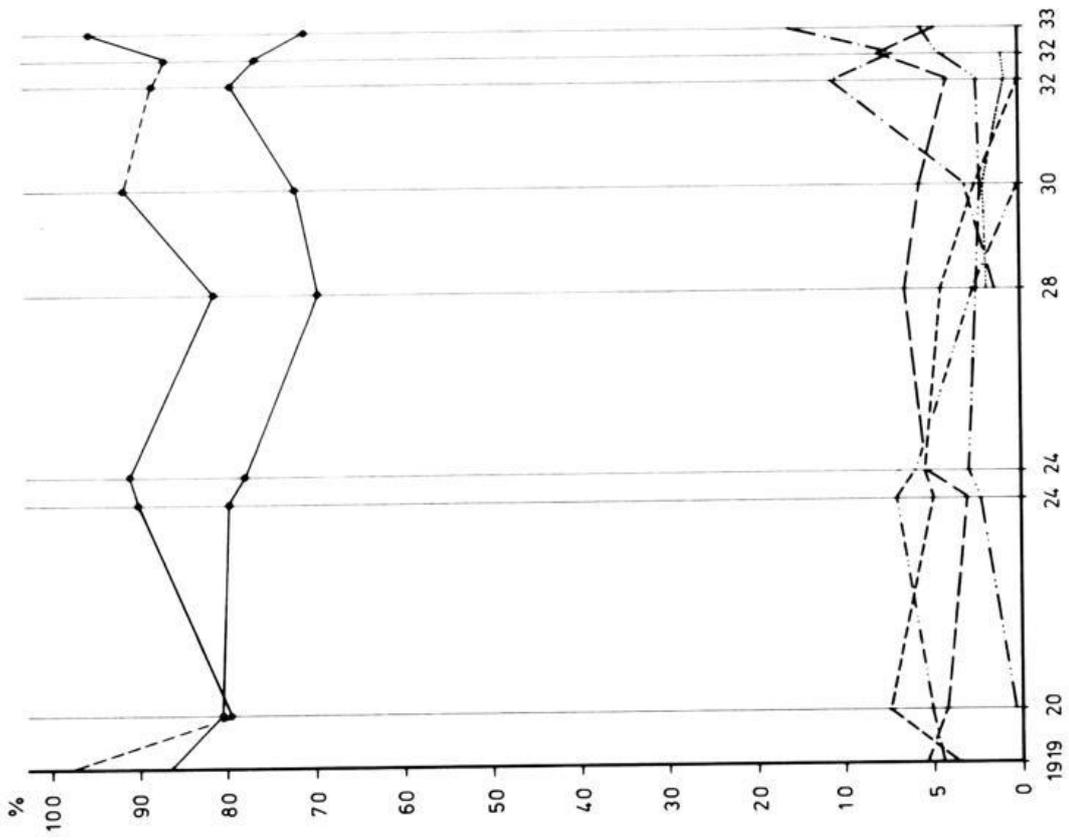


Abb 10 Stadt Friesoythe

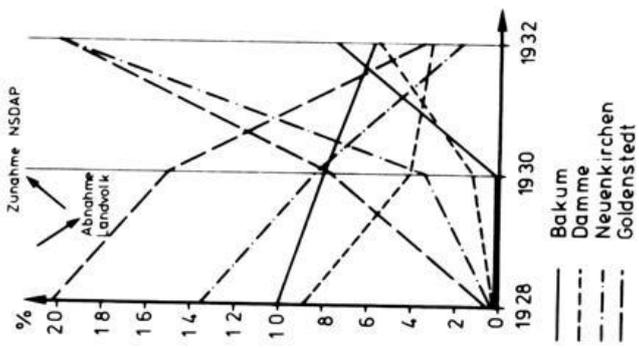
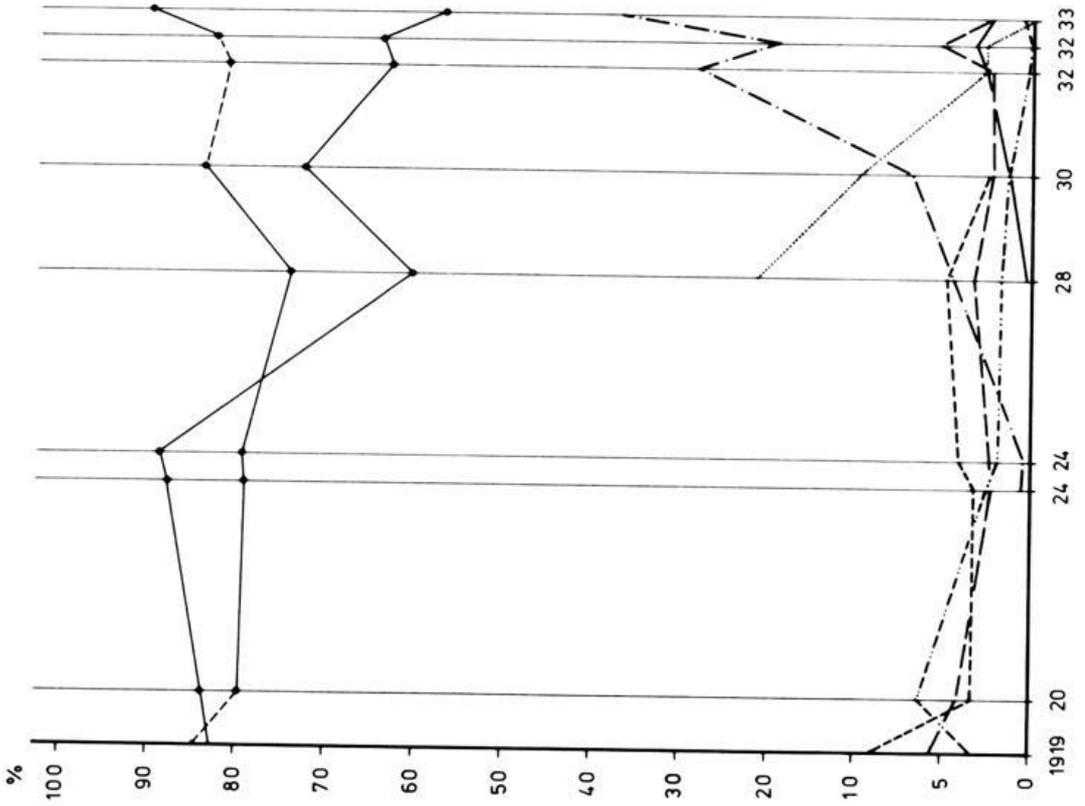


Abb 7 Abnahme der Landvolk- und Zunahme der NSDAP-Stimmen in % der gültigen Stimmen

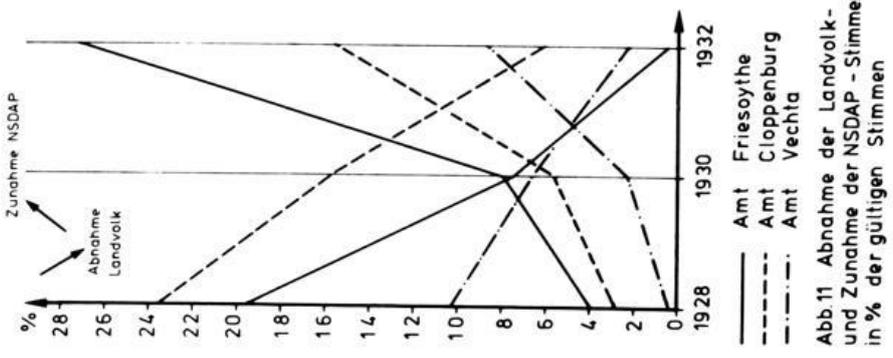


Abb 11 Abnahme der Landvolk- und Zunahme der NSDAP-Stimmen in % der gültigen Stimmen

Abb. 11b Amt Friesoythe

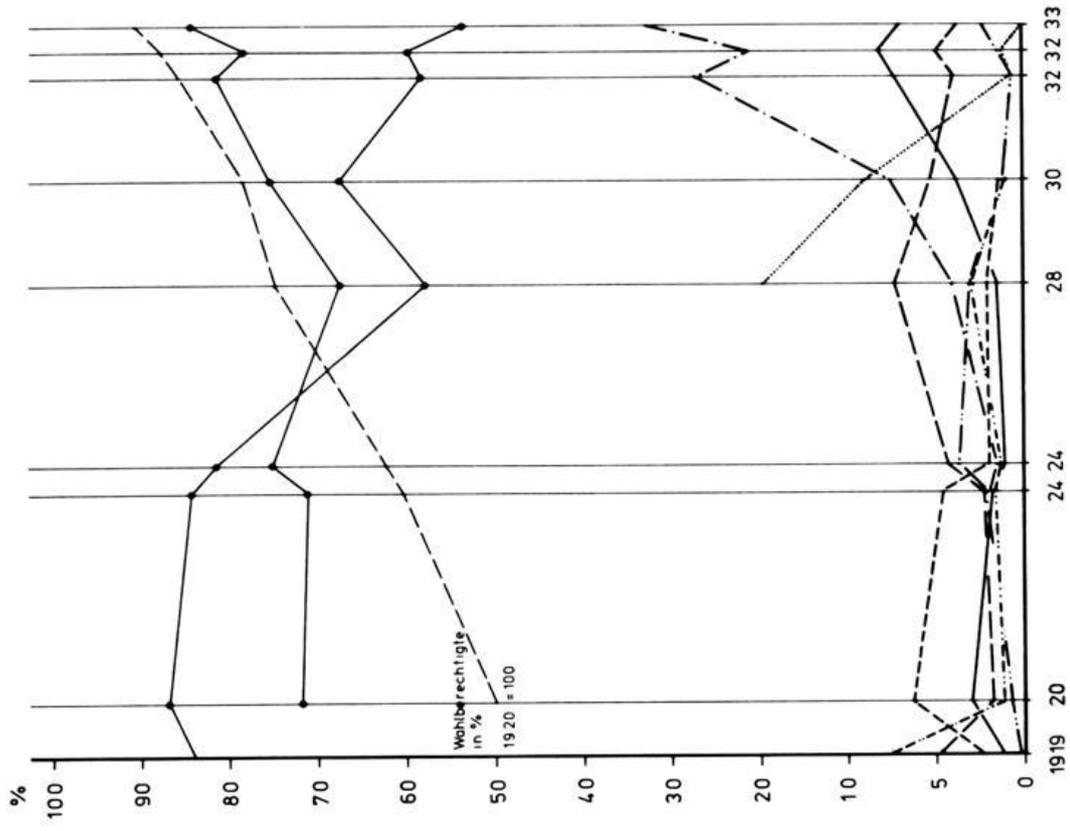
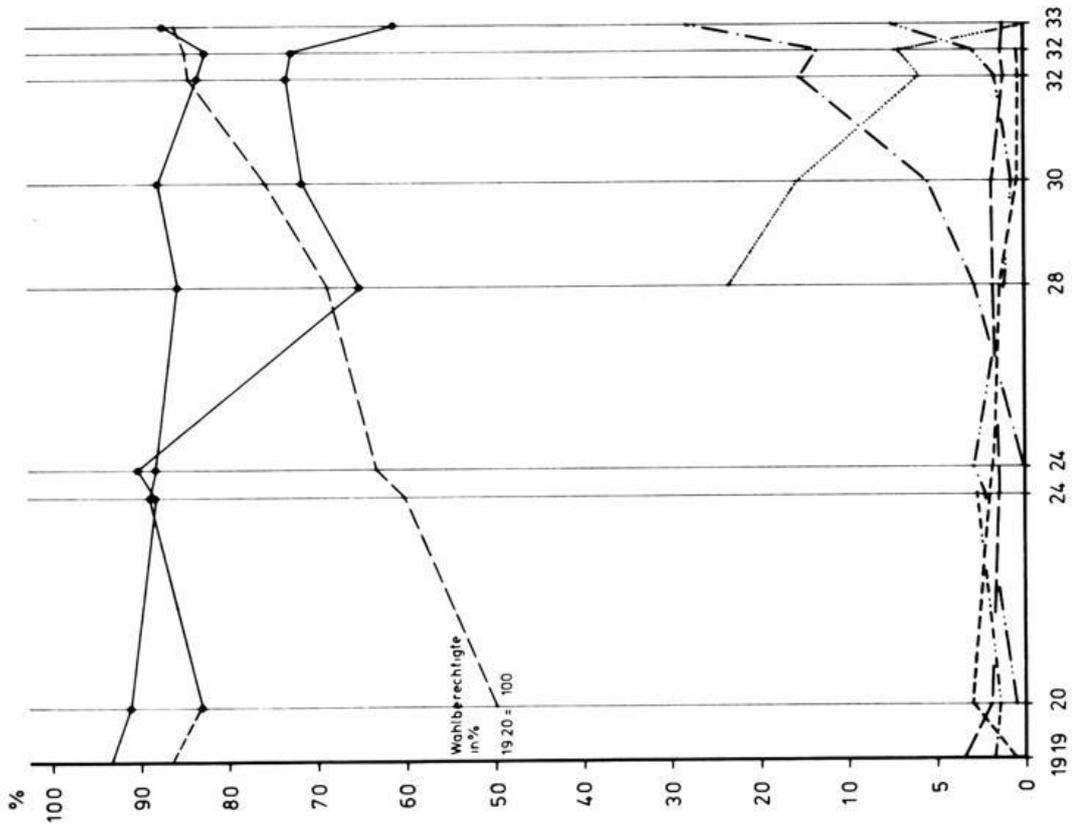


Abb. 11a Amt Cloppenburg



Stimmen. In Strücklingen erreichte die SPD 1919 sogar über 30 %. In Barbel kam die Landvolkpartei 1928 auf über 6 % der Stimmen, ohne daß dies auf Kosten des Zentrums ging, das 1930 knapp 10 % seiner Wähler offenbar direkt an die NSDAP abgeben mußte, die im übrigen von der zerschlagenen politischen Mitte profitierte und dann von dem später einsetzenden Rückgang des Landvolks. Überraschend groß ist der Absturz der Zentrumsstimmen im März 1933, die wiederum der NSDAP zugute kamen.

In beiden Gemeinden, in Strücklingen jedoch in noch höherem Maße, ist eine relativ schwache Wahlbeteiligung bis hin zu den Wahlen des Jahres 1928 zu beobachten, so daß ein großes Reservoir potentieller Wähler zur Verfügung stand, das es auch bis zu über 80 % auszuschöpfen gelang. Die bedrohlichen Einbrüche in den „Zentrumsturm“ kamen in Strücklingen auch der SPD zugute, die 1928 drittstärkste Partei werden konnte. Zwar gelang dem Zentrum 1930 eine gewisse Regeneration, die nicht zurückgewonnenen Stimmen jedoch gingen an die Nationalsozialisten, während die SPD einen Teil ihrer Stimmen an die KPD abgeben mußte und von dieser im Juli 1932 fast um das Doppelte überflügelt wurde; im November 1932 nahm die KPD den dritten Rang ein, indem sie auf 17,8 % der gültigen Stimmen kam.

Aus dem Vergleich der beiden Gemeinden wird deutlich, daß in den konfessionell nicht homogenen Gebieten des Amtes Friesoythe der gleiche Mechanismus der Brückenfunktion der Landvolkpartei zur NSDAP zu beobachten ist (Strücklingen 51,8 %, Barbel 20,9 % Protestanten)¹⁷⁾. Allerdings stieg die NSDAP auch in solchen Gemeinden stark an, wo die Landvolkpartei nur begrenzt Fuß fassen konnte und dies zunächst nicht einmal auf Kosten des Zentrums. Es bestätigt sich hier also der schon häufiger dargelegte Zusammenhang zwischen Konfession und Anfälligkeit für den Nationalsozialismus.

Demnach bleibt die Frage stehen, inwieweit diese Anfälligkeit allein auf die Konfession zurückgeführt werden kann und ob nicht ebenso auch andere Faktoren - angesichts der Krisensituation der Landwirtschaft in erster Linie wohl ökonomische - eine Rolle spielen. Es wäre dann zu fragen, welchen dieser Faktoren, gegebenenfalls unter welchen Bedingungen, Priorität für die Wahlentscheidung zukam.

Vergleicht man die Entwicklung der Stimmenverhältnisse hinsichtlich der Ergebnisse, die die NSDAP bei den Reichstagswahlen 1930 und denen von Juli 1932 und 1933 erreichen konnte, so ergibt sich für die Ämter Cloppenburg und Friesoythe folgendes Bild:

Tabelle 3: NSDAP in % der gültigen Stimmen¹⁸⁾

Amt Cloppenburg	1930	Juli 1932	1933
Cappeln	4,4	10,8	13,0
Cloppenburg	13,7	21,8	28,2
Emstek	3,6	11,0	25,7
Essen	4,5	12,3	24,0
Garrel	5,9	23,2	36,9
Krapendorf	5,5	16,2	29,0
Molbergen	5,5	21,9	42,7
Lastrup	3,0	19,6	27,4
Lindern	1,4	13,3	30,9
Lönigen	4,8	13,5	27,5

Abb. 13 Strücklingen

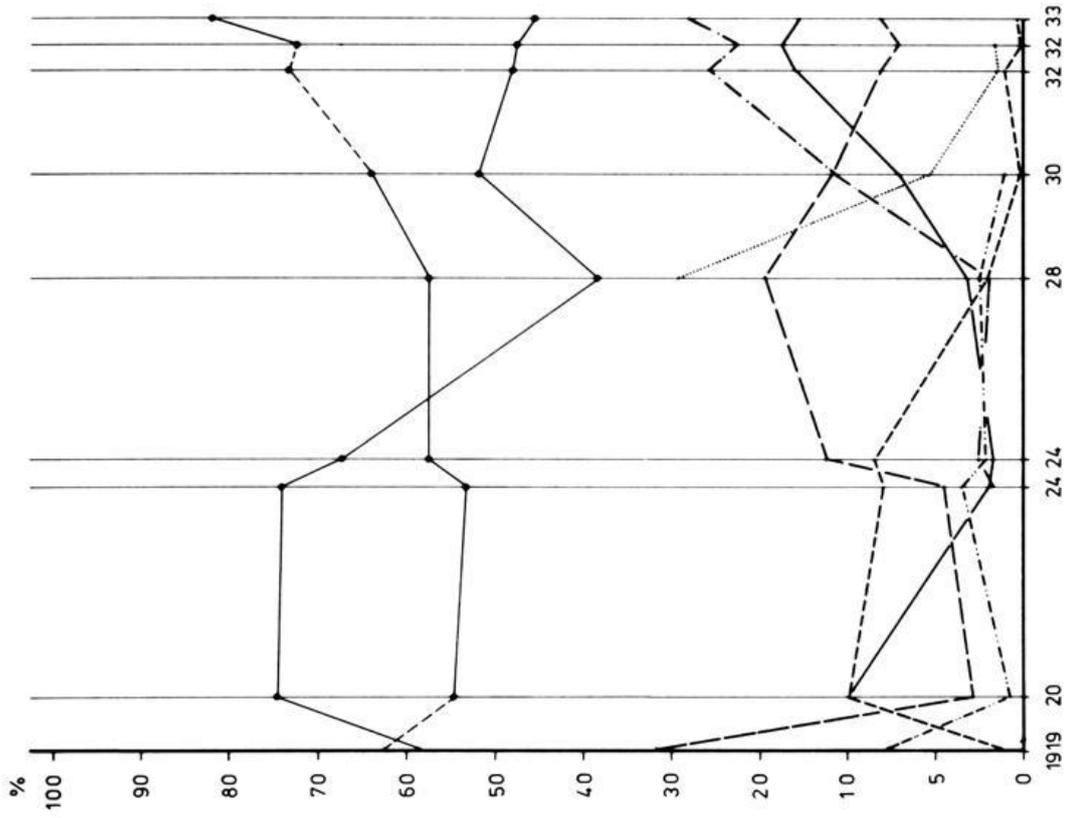
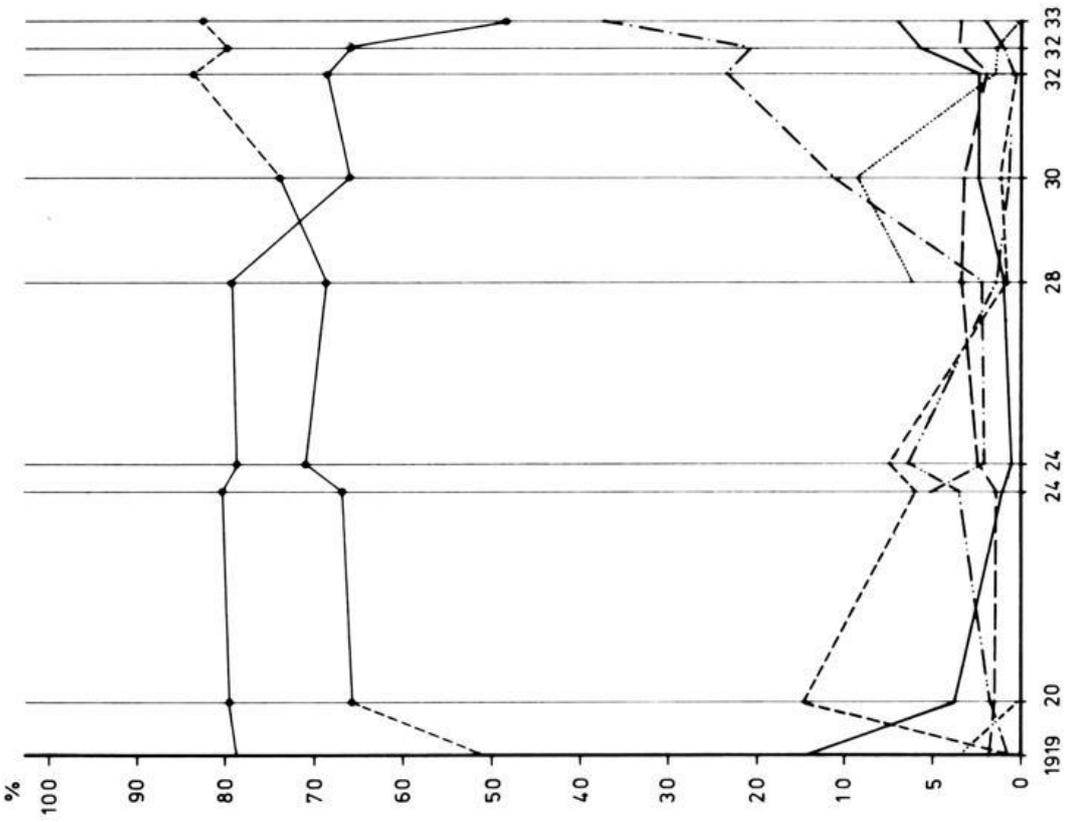


Abb. 12 Barßfel



Amt Friesoythe	1930	Juli 1932	1933
Altenoythe	10,0	42,6	46,5
Barßel	9,2	23,4	22,5
Bösel	1,4	12,7	18,5
Elisabethfehn-Nord	19,9	51,9	} 52,4
Elisabethfehn-Ost	14,8	47,6	
Friesoythe	6,4	28,0	
Markhausen	3,4	22,0	44,8
Neuscharrel	1,4	31,7	50,0
Ramsloh	6,6	22,5	30,8
Scharrel	3,4	14,5	20,7
Strücklingen	10,0	25,8	27,4

Die Zusammenstellung zeigt, daß nicht nur die Stadt Cloppenburg schon bei der Reichstagswahl im Juli 1932 über 20 % NSDAP-Stimmen aufwies - die möglichen Gründe dafür wurden oben diskutiert - sondern auch die Gemeinden Garrel und Molbergen und auch Lastrup nur wenig zurückstanden. Am 5. 3. 1933 erreichte die NSDAP in Garrel und Molbergen 36,9 % bzw. 42,7 % der gültigen Stimmen, womit in Molbergen der Reichsdurchschnitt von 43,9 % nur knapp verfehlt wurde, allerdings bei einer Wahlbeteiligung die ebenfalls knapp (3 %) unter dem Durchschnitt auf Reichsebene lag. Ähnliche Verhältnisse zeigten sich auch in den Gemeinden des Amtes Friesoythe, teilweise noch mit weit höheren Ergebnissen für die NSDAP. Die beiden Gemeinden Garrel und Molbergen sind jedoch deshalb näherer Betrachtung wert, weil für sie der konfessionelle Faktor bei der Wahlentscheidung ebensowenig eine Rolle spielen kann wie der mittelständische. Es sind also Gründe zu vermuten, die in den je spezifischen Gegebenheiten dieser Gemeinden zu suchen sind. Die Wahlstatistik der beiden Gemeinden (Abb. 14 u. 15) zeigt als Besonderheit zunächst die überaus hohen Verluste des Zentrums bei der Wahl 1928, dessen Stimmenanteil in Garrel um 53 %, in Molbergen um 61 % sank. Die Landvolkpartei konnte mit 48,7 % (+ 1,6 % Deutsche Bauernpartei) in Garrel und mit 51,9 % (+ 1,3 % DBP) in Molbergen mit Abstand stärkste Partei werden. In Molbergen flossen aus diesem Verlust der Zentrumspartei auch schon die ersten Stimmen, wenn auch nur 5,8 %, der NSDAP zu. Zwar konnte sich das Zentrum in der folgenden Wahl von diesem Verlust wieder um etwa 20 % auf Kosten der neuen Partei verbessern, der andere Teil der ursprünglichen Einbußen konnte weder vom Landvolk gehalten noch ans Zentrum zurückgeführt werden, er ging zur NSDAP über.

Fragt man nach den Spezifika gerade dieser beiden Gemeinden, so sind ohne weiteres keine strukturellen Besonderheiten im Vergleich zu den anderen Gemeinden des Amtes Cloppenburg auszumachen. Molbergen wie Garrel sind in ökonomischer Hinsicht agrarisch bestimmt und konfessionell fast rein katholisch. Weiteren Aufschluß könnte eventuell eine differenzierende Betrachtung der ökonomischen Grundlagen der beiden Gemeinden geben, die in den Entwicklungszusammenhang der Landwirtschaft am Ende der zwanziger Jahre zu stellen wären.

Aus verschiedenen Gründen, auch solchen die wesentlich durch den internationalen Austausch der Landwirtschaftsprodukte bedingt waren, ergab sich seit Mitte der zwanziger Jahre für die deutsche Landwirtschaft eine verstärkte Kon-

Abb. 15 Molbergen

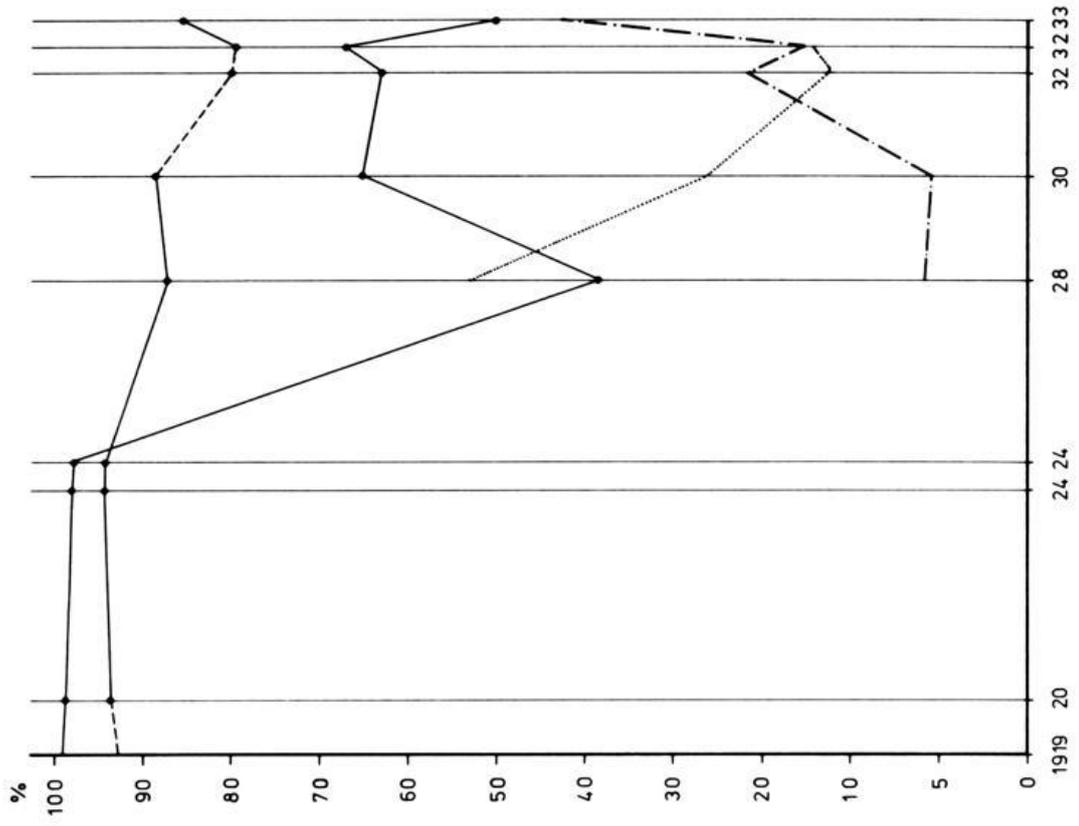
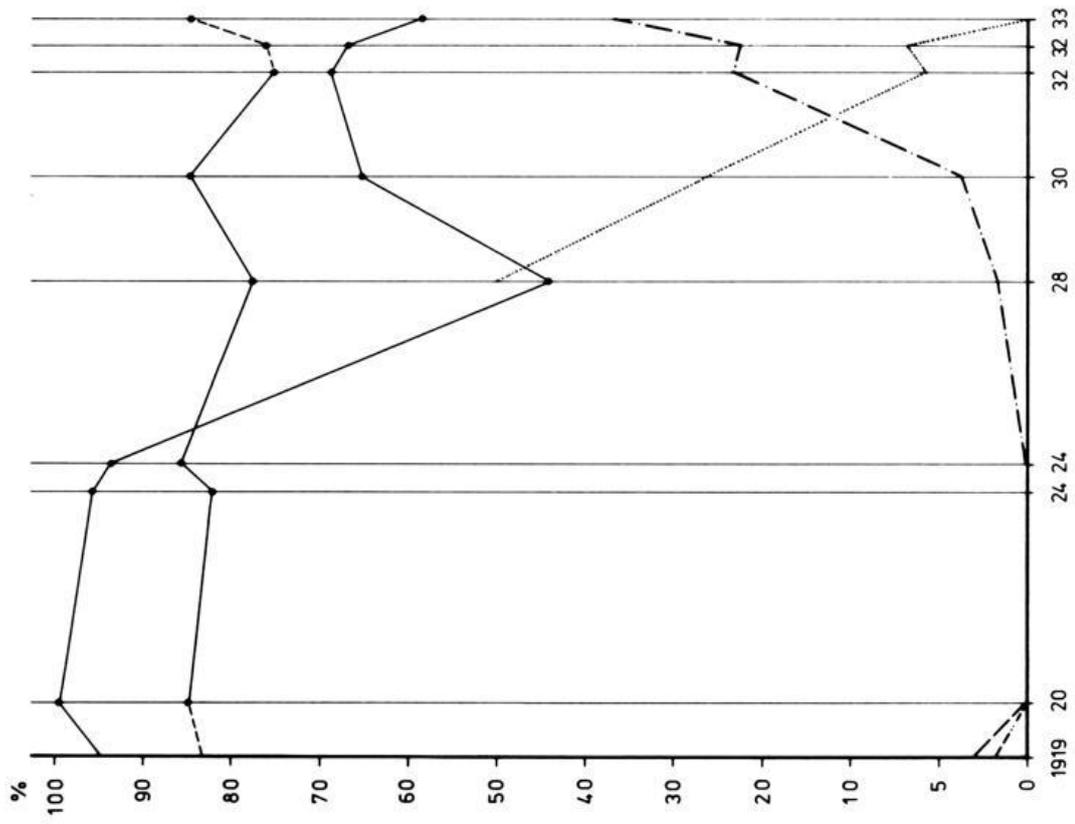


Abb. 14 Garrel



kurrenzsituation, so daß sich ihre Lage zunehmend verschärfte. Die Erholung der Landwirtschaft von den Kriegsschäden konnte nur auf Kreditbasis erfolgen und war den Belastungen eines inzwischen sehr hohen Zinsniveaus ausgesetzt¹⁹⁾. Da diese Kosten angesichts sinkender Preise nicht mehr aufgebracht werden konnten, kam es zu einem starken Anwachsen der Zahl der Zwangsversteigerungen und der Steuerpfändungen. Die Reaktion der Landbevölkerung ging hin bis zu Unruhen und Revolten, die in einer Reihe von Terroraktionen in den besonders betroffenen Gebieten und in sich zu Tumulten entwickelnden Demonstrationen in der Stadt Neumünster kulminierten, sowie in einem Boykott dieser Stadt durch die Bauern des Umlandes vom August 1929 bis zum Juli 1930. Diese Bewegung hatte ihren Kern in Schleswig-Holstein, griff aber auch in der Provinz Hannover, im Rheinland und in Oldenburg um sich, wo es in der Nacht zum 3. 6. 1929 zu einem Anschlag auf das Finanzamt Oldenburg kam²⁰⁾.

Auf unser Problem angewendet wäre zu klären, welche Betriebe der Krise in besonderem Maße ausgesetzt waren. Heberle²¹⁾ stellt für Schleswig-Holstein an allgemeinen Erscheinungen fest, daß die Betriebe auf ärmeren Böden durch die Krise besonders hart getroffen wurden, sich die Betriebe mit schnellem Kapitalumschlag und niedrigeren Kosten der familienfremden Arbeit zunächst widerstandsfähiger zeigten, daß zwar die Betriebe mit weniger fremden Geldern besser fuhren, andererseits aber die Großbauern aufgrund ihrer Rationalisierungsreserven und höherer privater Einschränkungsmöglichkeiten insgesamt weniger getroffen wurden. Unter dem Gesichtspunkt wirtschaftlicher Erfolgsrechnung standen sich demnach die kleineren und mittleren Betriebe allgemein besser als Großbauern und Güter, jedoch nach dem Kriterium des wirtschaftlichen Druckes, der sich in Arbeitslast und Einschränkung der Lebenshaltung zeigte, erwies sich die Lage dort als besonders problematisch, wo allein mit familieneigenen Kräften gearbeitet wurde. Am schlimmsten jedoch erging es den Siedlern auf ehemaligem Ödland, die häufig auf relativ kleinen und zu hoch verschuldeten Betrieben arbeiteten.

Diese Aspekte eröffnen einer Interpretation der Wahlergebnisse der Gemeinden Molbergen und Garrel neue Möglichkeiten. Die beiden Gemeinden hatten im Amt Cloppenburg den höchsten Prozentsatz an Moorflächen und Ödland, nämlich 77 % (Garrel) und 63 % (Molbergen)²²⁾. Beide Gemeinden sind mit den vergleichsweise ärmsten Böden des Amtes Cloppenburg ausgestattet, wobei die der Gemeinde Molbergen „mit zu den schlechtesten in Niedersachsen“²³⁾ gehören und sich deutlich von den Nachbargemeinden abheben. Ähnliches gilt für die Gemeinde Garrel (ebenso für Altenoythe), wo ebenfalls nur geringe bis schlechte, z. T. sogar (als) sehr schlechte Acker- und Grünlandböden“²⁴⁾ vorhanden sind. Beide Gemeinden haben einen sehr hohen Prozentsatz an Kleinbetrieben (bis 20 ha), nämlich je etwa 89 %²⁵⁾.

Obwohl diese Angaben nur eine relativ grobe Einschätzung ermöglichen, könnte doch mit Recht geschlossen werden, daß innerhalb des Amtes Cloppenburg Molbergen und Garrel durch die Landwirtschaftskrise am stärksten getroffen wurden. Von daher erklären sich also die außerordentlich hohen Verluste des Zentrums und der Aufstieg der Landvolkparteien, nämlich durch die weitaus schwierigere ökonomische Situation der Bevölkerung dieser Gemeinden.

Zu der eingangs angesprochenen Problematik der begünstigenden Faktoren für den Aufstieg der NSDAP lassen sich somit aus dieser knappen Analyse der Ergebnisse im Oldenburger Münsterland folgende Feststellungen treffen:

Als ein Hemmnis für das Eindringen des Nationalsozialismus erweist sich die katholische Konfession der Bevölkerung. In gemischt-konfessionellen Gebieten gelingt es der NSDAP zuerst Fuß zu fassen, und zwar um so stärker, je höher der Anteil der protestantischen Bevölkerung ist.

Angesichts der Krise in der Landwirtschaft geht ein Teil der Wählerschaft der Zentrumspartei verloren, der voll den Interessenparteien der Landbevölkerung zugute kommt, die in einzelnen Gemeinden einen kometenhaften Aufstieg erleben. Die Zentrumspartei kann zwar einen Teil dieser Wähler, nicht aber ihre ursprüngliche Stellung zurückgewinnen. Die Wähler der neuen, reinen Interessenparteien wenden sich von diesen z. T. wieder ab, nachdem sich keine kurzfristige Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage zeigt und sehen im Nationalsozialismus eine Alternative, was durch eine gewisse Affinität der Landvolkbewegung zum Nationalsozialismus erleichtert wird ²⁶⁾. Die Korrelation zwischen Rückgang der Landvolkstimmen und Ansteigen der NSDAP-Stimmen ist in den bäuerlich-katholischen Gemeinden der Ämter Vechta und Cloppen-

Aufstieg NSDAP
1930 - Juli 1932

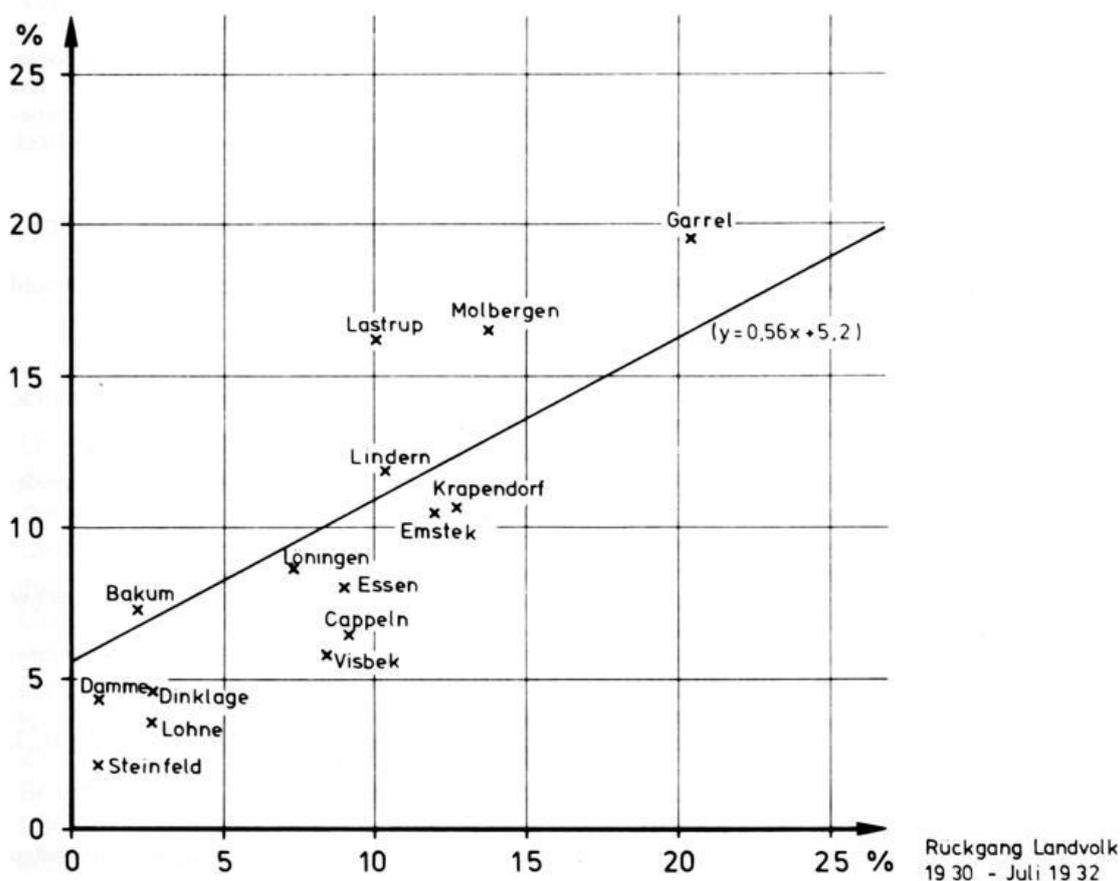


Abb. 16 Korrelation zwischen Rückgang des Landvolks und Aufstieg der NSDAP in katholischen bäuerlichen Gemeinden 1930 - Juli 1932

burg hoch signifikant ($r = 0,78$ bei $N = 13$, Sicherungswahrscheinlichkeit = 99 %, vgl. Abb. 16).

Der Übergang zur NSDAP wurde insbesondere dort erleichtert, wo die Interessenpartei zunächst hohe Anteile erringen konnte. Die Bindungen der Wähler an die Zentrumsparterie waren auch dann substantiell gelockert, wenn sie sich in der nächsten Wahl wieder für ihre angestammte Partei, das Zentrum, entschieden. Diese Wähler waren Wechselwähler geworden, die im weiteren auf das neue Angebot des Nationalsozialismus positiv reagierten.

Für den allgemeineren Zusammenhang kann demnach gesagt werden, daß die katholische Konfession in der Weimarer Zeit zwar einen Resistenzfaktor gegen das Aufsteigen des Nationalsozialismus darstellt, der jedoch nur bei einer ökonomisch halbwegs noch erträglichen Lage wirksam blieb. Sank das wirtschaftliche Niveau unter gewisse Mindestgrenzen, wurde die Konfession sekundäres Wahlentscheidungskriterium. Unter der Voraussetzung, daß die Anbindung an die katholisch-konfessionelle Zentrumsparterie einmal instabil geworden war, konnte die NSDAP dann auch in katholischen Gebieten solche Resonanz gewinnen, daß ihr ein Anstieg in den Reichstagswahlen vom März 1933 bis zu den Reichsdurchschnittswerten möglich wurde²⁷⁾.

Anmerkungen

- 1) Alfred Milatz: Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik, Bonn², 1968
- 2) Münsterische Morgenpost vom 7. 3. 1933
- 3) Wolfgang Abendroth: Aufgaben und Methoden einer deutschen historischen Wahlsoziologie, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 5, 1957, S. 301; zum Methodenproblem vgl. auch das soeben erschienene Werk von Otto Büsch, Monika Wölk, Wolfgang Wölk (Hrsg.): Wählerbewegung in der deutschen Geschichte. Analysen und Berichte zu den Reichstagswahlen 1871-1933, Berlin 1978
- 4) Abendroth, S. 307
- 5) Für die Zeit 1918-1933 vgl. Martin Schumacher: Wahlen und Abstimmungen 1918-1933. Eine Bibliographie, Düsseldorf 1976
- 6) Hans Hüls: Wähler und Wahlverhalten im Land Lippe während der Weimarer Republik, Detmold 1974
- 7) Günther Franz: Die politischen Wahlen in Niedersachsen 1867-1949, Bremen 1951
- 8) Ernst-August Roloff: Bürgertum und Nationalsozialismus 1930-1933. Braunschweigs Weg ins Dritte Reich, Hannover 1961 und ders.: Braunschweig und der Staat von Weimar. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 1918-1933, Braunschweig 1964
- 9) Errechnet nach: Münsterländische Tageszeitung (MT) vom 13. 1. 1912 bzw. vom 20. 1. 1919
- 10) Angegeben ist die Summe der Stimmen für die „Christlich-Nationale Bauern- und Landvolkpartei“ und die „Deutsche Bauernpartei“; letztere kam allerdings nur auf wenig über ein Prozent.
- 11) Zahlen nach: Schematismus der Diözese Münster, Münster 1932
- 12) Zu der steigenden Zahl der Wahlberechtigten vgl. die Abbildungen 1, 11a und 11b
- 13) Rudolf Heberle: Landvolk und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung politischer Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918-1932, Stuttgart 1963, S. 159
- 14) Vgl. Horst Gies: NSDAP und landwirtschaftliche Organisation, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 15, 1967, S. 341 ff.
- 15) Vgl. Seymour Martin Lipset: Soziologie der Demokratie, Neuwied 1962, S. 154
- 16) Zahlen nach: Statistik des Deutschen Reiches, bearb. v. Statistischen Reichsamte, Bd. 401, I, Berlin 1928, S. 380
- 17) Zahlen nach: Schematismus der Diözese Münster
- 18) Zahlen nach Oldenburgische Volkszeitung (OV) und MT
- 19) Vgl. Ernst Klein: Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Industriezeitalter, Wiesbaden 1973, S. 165 f.
- 20) Herbert Michaelis, Ernst Schraepler (Hrsg.): Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart, Bd. VIII, Berlin o. J., Nr. 1831, S. 487
- 21) Heberle, S. 128 f.

- 22) Zahlen nach: Der Kreis Cloppenburg vor 100 Jahren, hrsg. vom Arbeitskreis für Heimatkunde im Katholischen Oldenburgischen Lehrerverein, Heft 4, Vechta 1958, S. 51 f.; die Prozente sind aus den Daten für 1910 errechnet, die den Verhältnissen gegen Ende der zwanziger Jahre von den dort gegebenen Zahlen für 1893, 1910, 1948, 1956 am nächsten kommen dürften; für 1927 konnten schon die Autoren des Heftes keine Unterlagen beschaffen.
- 23) Paul Hesse und Ernst Köhne: Die Landwirtschaft im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen, ihr gemeindeweiser Aufbau, ihre Betriebsformen und Leistungen, Teil I, Oldenburg 1942, S. 545
- 24) Ebd. S. 276
- 25) Errechnet aus den Zahlen für 1949, nach: Landwirtschaftskammer Weser-Ems: Agrarstrukturelle Vorplanung Landkreis Cloppenburg, 1972, S. 6; die dort für 1949 angegebenen Zahlen dürften unseren Zeitraum insgesamt noch zutreffend beschreiben, sie differieren nur geringfügig von den von Hesse/Köhne für die entsprechenden Landbauzonen (eine jeweils zusammengefaßte Anzahl von Gemeinden gleicher oder sehr ähnlicher Strukturmerkmale) angegebenen.
- 26) Vgl. Heberle, S. 157
- 27) Vgl. dazu auch die von Schauff 1928 konstatierte Gefährdung der Zentrumspartei. In dessen Analyse der Reichstagswahl von 1928 werden zwar die Verluste tabellarisch ausgewiesen, ohne daß jedoch auf die Ursachen für den in absoluten Zahlen höchsten Verlust in Oldenburg und die dafür verantwortlichen Ursachen eingegangen wird. Von 1924 bis 1928 ging der das Zentrum wählende Anteil der Katholiken in Oldenburg von 93,4 % auf 75,8 % zurück, war aber immer noch der höchste Anteil im Reich; Johannes Schauff: Das Wahlverhalten der deutschen Katholiken im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, hrsg. u. eingel. v. Rudolf Morsey, Mainz 1975, S. 191 f u. 198

Die graphischen Darstellungen der Wahlergebnisse sind erstellt nach den Angaben in der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Statistik des Deutschen Reiches; benutzt wurden die Bde 291, II; 315, II; 315, IV; 372, II; 382, II; 434.

Soweit Zahlen für die Gemeinden dort nicht angegeben waren, wurden sie der Oldenburgischen Volkszeitung und der Münsterländischen Tageszeitung entnommen.

100 Jahre Pfarrkirche St. Jacobus in Lutten

Ein Beitrag zur Baugeschichte

VON ENGELBERT HASENKAMP

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in verschiedenen Kirchspielen des Münsterlandes die alten Gotteshäuser vielerorts entweder baufällig geworden oder genügten räumlich nicht mehr den gestellten Anforderungen. Auch in Lutten mehrten sich die Stimmen für einen Kirchenneubau. Die Vorbereitungen setzten schon im Herbst 1867 ein, mehr als ein Jahrzehnt vor Baubeginn. Das neue Gotteshaus wurde am 16. Oktober 1879 seiner Bestimmung übergeben. Aus Anlaß dieser Hundertjahrfeier und des nachweislich vor 500 Jahren (1478) als ersten Pastor in Lutten genannten Menke van Kappeln will die Katholische Kirchengemeinde im Herbst 1979 eine Festwoche begehen.

Zur gleichen Zeit, als man sich in Lutten mit Neubauplänen befaßte, war die Bevölkerung dort innerhalb der letzten 40 Jahre von gut 700 Einwohnern auf 986 gestiegen (= 178 Wohnhäuser mit 196 Haushalten). Dieser Umstand ist wahrscheinlich auf die schon frühzeitig durchgeführte Markenteilung zurückzuführen, denn kurz danach begann infolge der Eigenkulturen ein Ansteigen der kultivierten Flächen. Das wiederum hatte ein Anwachsen der Siedlungen und damit das Ansteigen der Bevölkerungszahl zur Folge. Zum anderen wies Lutten bei der Feststellung im Jahre 1866 ¹⁾ von allen Gemeinden den höchsten Prozent-

satz an Kulturfläche auf, nämlich 85 %. Es war also im großen Umfange bisheriges Ödland nutzbar gemacht worden, was sich auch in dem verhältnismäßig hohen Viehbestand niederschlug. Ferkelaufzucht und Mast brachten vielen Haushaltungen Wirtschaftsgeld und teilweise sogar Rücklagen.

Begünstigt durch diese stabilen wirtschaftlichen Verhältnisse war es auch der politischen Kirchspielsgemeinde möglich gewesen, einige Überschüsse aus den Steuereinnahmen der letzten Jahre zu erzielen, die nun, wie im nächsten Abschnitt näher ausgeführt ist, das Startkapital für den Neubau der Kirche werden sollten. In verschiedenen anderen Gemeinden mußte man von vornherein das nötige Geld durch Umlagen von den Pfarrangehörigen oder mehrjährigen Pachteinnahmen beschaffen. Grundstücksverkäufe wurden grundsätzlich nicht genehmigt.

1. Bildung eines Committees zur Verwaltung des Kirchenbaufonds

Erste Aufgabe für die Verwirklichung des Bauvorhabens war selbstverständlich auch in Lutten die Sicherstellung der finanziellen Grundlage. Bei einer Kirchenvisitation im Jahre 1867 wurde in Gegenwart des Bischöflichen Offiziars Reismann, Amtmann Bödecker, Pastor Kirchenrat Krümpelbeck, Kirchenprovisor Hasenkamp, Gemeindevorsteher Sieveke und des gesamten Gemeinderates erstmals der Wunsch zur Bildung eines Kirchenbaufonds vorgetragen. Der Amtmann war damals geborenes Mitglied des Kirchenvorstandes und der Kirchspielsausschuß gleichzeitig Kirchenausschuß²⁾. In dem Visitationsprotokoll vom 10. 8. 1867 heißt es nun wörtlich: „Der Gemeinderat und Gemeindevorsteher stellten vor, sie beabsichtigen, allmählich einen Fonds behufs Neubaus der Kirche und des Turmes durch freiwillige Subscriptionen auf mehrere Jahre zu sammeln und zu dem Ende ein Committee zu wählen. Sie wünschten zu wissen, ob von Seiten der kirchlichen Behörde dabei etwas zu erinnern sei“.

Es wurde erwidert, „daß bei solchem Projekte nicht nur nichts zu erinnern sei, sondern daß dasselbe nur gebilligt werden könne. Man möge aber darauf achten, daß zu dem Committee, welches die angesammelten Gelder zu verwalten und zinslich zu belegen und demnächst darüber Rechnung abzulegen hätte, zuverlässige, fähige und für die gute Sache sich interessierende Personen gewählt würden“. Der Gemeindevorsteher hatte vorher bereits bekannt gegeben, daß die weltliche Gemeinde Lutten einen Schatzungsüberschuß von ca. 4000 Rthlr. (genau 3587 Rthlr., 9 gr., der Verf.) besitze, deren Verwendung zu dem gedachten Neubau ebenfalls beabsichtigt sei.

Schon am selben Tage wurden vom Gemeinderat in das neu zu bildende Committee folgende Pesonen gewählt:

Vikar Heinrich Krogmann
Gemeindevorsteher Sieveke
Zeller Johann Heinrich Holzenkamp

Etwa einen Monat später unternahm Gemeindevorsteher Sieveke den ersten Anlauf zur Vermehrung des vorhandenen Grundkapitals, indem er am 16. September beim Amt Vechta um die Genehmigung zur „Abhaltung einer Collecte für die Beschaffung von Mitteln zum Bau einer neuen Kirche“ nachsuchte. Die Erlaubnis wurde auch ziemlich schnell am 21. September von der Regierung

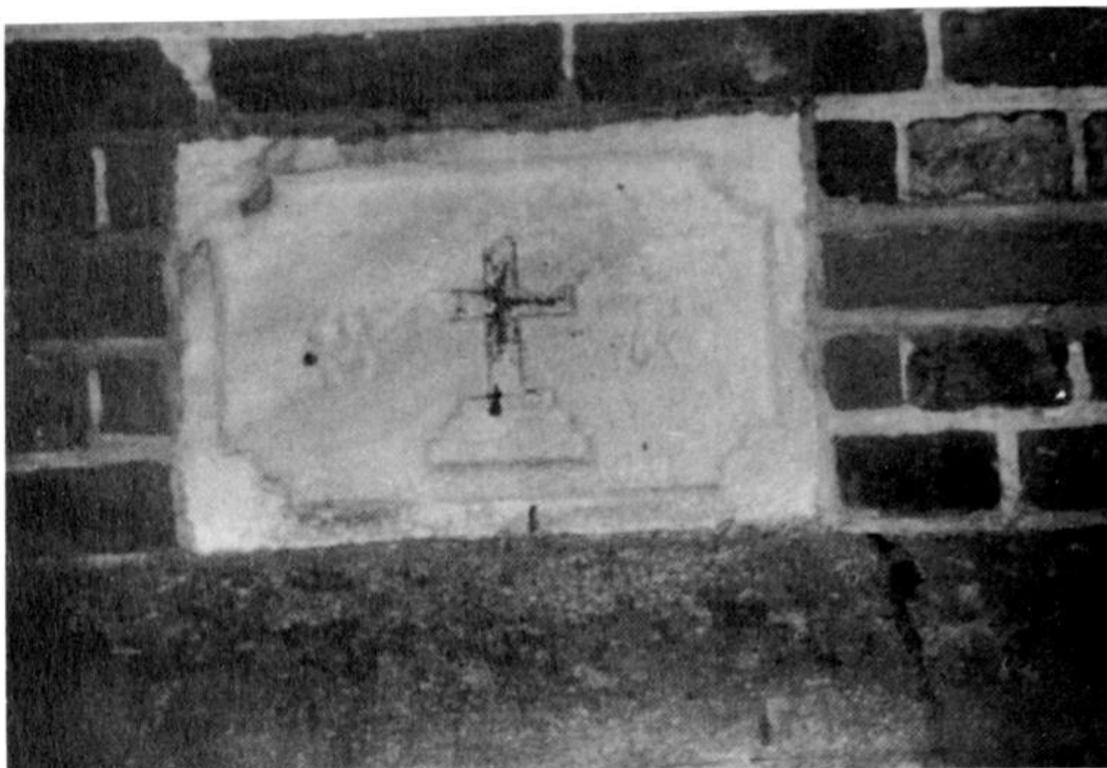


Alte Kirche in Lutten - Ölgemälde von Vikar Kühling aus Emstek (1878-1885 in Lutten)

Oldenburg mit der Bedingung erteilt, „daß nur verschlossene Sammelbüchsen verwendet werden dürfen“.

Gleich nach Jahresbeginn 1868 beschlossen Gemeinderat und Committee, „die bisher vorhandenen 4 - 5000 Rthlr. an die Vechtaer Vorschußkasse zu verleihen oder sonst nach ihrer gewissenhaften Überzeugung auch das ferner eingehende zu belegen“.

Dann vergingen einige Jahre, in denen man weniger vom geplanten Kirchenbau hörte. Es galt vornehmlich, zunächst die erforderlichen Mittel aufzubringen. Inzwischen verstarb am 1. 6. 1870 im hohen Alter von 84 Jahren Pastor Kirchenrat Johann Heinrich Krümpelbeck. Sieben Wochen später begann der Krieg von 1870. Vikar Krogmann wurde mit der Verwaltung der Pfarrgemeinde beauftragt, und er bemühte sich eifrig darum, weitere Mittel für den Kirchenbaufonds zu sammeln. Erst im August 1873 kam der neu ernannte Pfarrer Joseph Neteler, bisher Pfarrer in Garrel, nach Lutten. Dieser brachte einige Erfahrungen auf dem Gebiet des Kirchenbaues mit, denn unter seiner Mitwirkung war 1869 bis 1871 in Garrel eine neue Pfarrkirche errichtet worden. Schon vorher hatte er Pfarrer Niehaus, dem späteren Bischöflichen Offizial, in Oldenburg beim Bau der St. Peter-Pfarrkirche als treuer Helfer zur Seite gestanden ³⁾. Unverkennbar ist auch eine gewisse Ähnlichkeit im Baustil der drei Pfarrkirchen in Oldenburg, Garrel und Lutten, was aber nicht unbedingt auf seinen Einfluß zurückgeführt werden muß.



Grundstein an der Ostseite der Kirche (Jahreszahl 1878)

Am 14. Mai 1871 teilt Vikar Krogmann mit, daß die Kapitalien zum größten Teil bei der Vechtaer Vorschußkasse und der Oldenburgischen Landesbank zinslich belegt sind. Vorhanden waren nun:

zu 4 % jährlich zinslich belegt =	6.370 1/2 Rthlr.
gezeichnete Beiträge, die innerhalb von zwei Jahren eingezahlt werden =	1.063 Rthlr.
ein nach Aussage des Testators testamentarisches Vermächtnis =	100 Rthlr.
	73 Rthlr.
zur Zeit fällige Zinsen =	
	<hr/>
	zusammen: 7.606 1/2 Rthlr.

1872 kommt jedoch in der Bevölkerung von Lutten hinsichtlich Verwaltung der bis dahin gesammelten Gelder Unmut auf, der sich in einer fünf Seiten langen Eingabe ⁴⁾ „Gehorsamste Vorstellung und Bitte der Endesunterschriebenen der Gemeinde Lutten betreffend den Neubau der Kirche daselbst“ an das Großherzogliche Amt Vechta niederschlägt. Unterzeichnet ist das Gesuch von drei Gemeinderatsmitgliedern und 96 Einwohnern der Gemeinde, die ihre Bedenken wie folgt formulieren:

„Gerügt wird es und Keiner giebt etwas auf die moralische Verpflichtung, welche nur die dunkle Seite des Komites decken kann. Es ist diesem Komitee kein Rechnungsführer beigegeben, noch wirkliches Gemeindegut wird doch erst Kirchengut, wenn es im Neubau verwendet ist. Mit Recht verlangt der Geber, der nur sein Geld gab unter Bedingung

einen Rechnungsführer mit Bürgschaft für die Gelder und jährliche Rechnungsablage im allgemeinen“.



Pfarrer Joseph Neteler, (1873-1917 in Lutten)

Inhaltlich wird im weiteren Text die Meinung vertreten, die alte Kirche halte noch mehrere Jahre, und es wäre ein Leichtes, aus dem vorhandenen Kapital mit den Zinserträgen und anderen Zuschüssen mit der Zeit die erforderliche Bau-summe anzusammeln. Es fehle aber noch mehr als die Hälfte und doch sei Riss und Bestick bereits angefertigt, ohne daß ein Wort darüber verlautet werde, in welchem Baustil der Neubau hergestellt werden soll. Es sei eine Frechheit, daß ein oder zwei Personen vom Komitee nur ihre eigenen Sonderinteressen verfolgen, ohne auf das Gemeindewohl zu achten. Man möge bedenken, daß einer Gemeinde von 960 Einwohnern bald eine Last aufgelegt werden, die schwer drückt und für lange Zeit den Fortschritt hemmt. Selbst der Gemeinderat sei überfahren worden, und man habe ihm das „Ja“ aufgedrängt. Drei Ratsmitglieder hätten allerdings im Namen der Gemeinde protestiert und für sie sei Zwiespalt in Aussicht gestellt. Statt eines klugen und natürlichen Vorgehens, vergreife sich eine kleine Partei wegen ihrer Sonderinteressen an dem verfrühten Neubau, „vielleicht dadurch die Gunst des Oberen in Betracht der Pfarrstelle zu erwerben“! Wenn aus dem Inhalt der Eingabe bisher nicht so recht ersichtlich war, wer mit der „kleinen Gruppe von Sonderinteressen“ gemeint ist, so wird an dieser Stelle deutlich auf den Pfarrverwalter Krogmann angespielt. Die Pfarrstelle war ja seit 1870 vakant und vielleicht hatte Krogmann gehofft, Pastor in Lutten zu werden.

Heftig wird dann noch bemängelt, daß die neue Kirche wieder auf dem alten Platze stehen soll. Sie gehöre nach allgemeiner Ansicht auf das Grundstück südlich des Pfarrhauses. Dort führe der Hauptweg, die Straße vorüber und die

Kirche läge von allen Seiten frei. Schließlich wolle man die alte Kirche solange behalten, bis die neue fertig sei und keine Notkirche eingerichtet werden brauche.

Das Gesuch endet mit der Vorstellung: „Die gerechte Leitung eines Großherzoglichen Amtes als Kirchenvorstand zu Lutten will doch gewiß, daß einem Jeden sein Recht wiederfahre und duldet nicht, daß die begründeten Wünsche der Mehrzahl zurückgewiesen werden, aus Eigennutz der Wenigen mit der Bitte

Hochgeneigtest dahin wirken zu wollen, einen Rechnungsführer mit Bürgschaft für die einkommenden Gelder zu bestellen und jährlich Rechnungsablage im Allgemeinen,

mit dem Neubau der Kirche solange einzuhalten, bis die erforderliche Summe zusammen ist,

die alte Kirche solange stehen zu lassen, bis die neue fertig ist, mithin gehört diese auf einen anderen Platz,

die allgemeinen und verwirrten Zustände des Lutter Kirchenbauprojektes nochmals zur wohlwollenden Berücksichtigung ehrerbietigst empfehlend, unterzeichnen ganz gehorsamst ...“

Anlaß zu dieser Beschwerde war wohl der Gemeinderatsbeschluß vom 1. Juli 1872 gewesen. In dem Sitzungsprotokoll steht folgendes vermerkt: „Dem Gemeinderat wurde vorgestellt, daß es an der Zeit sein werde, den Bau einer neuen Kirche zu Lutten ins Auge zu fassen und gleichzeitig der von dem Architekten Deeken aufgestellte Plan einer solchen vorgelegt. Nach einigem Verhandeln beschloß der Gemeinderat mit 5 gegen 3 Stimmen auf den Vorschlag des Kirchenvorstandes:

1. es sei mit dem Bau nach dem ihm vorgelegten Plane des Architekten Deeken, vorbehaltlich etwaiger oberlich anzuordnender geringer Veränderungen vorzugehen, mit demselben jedoch nicht vor dem nächsten Jahre zu beginnen,
2. Es würden dazu die Kosten, soweit solche nicht durch die freiwilligen Beiträge, das zu verwertende Material der alten Kirche mit Thurm, durch anderweitige Schenkungen oder sonst gedeckt seien, bis zur Summe von höchstens 13.000 (dreizehntausend) Thaler zu Lasten der Kirchengemeinde übernommen, vorbehaltlich weiterer Beschlußnahme über die Beschaffung dieser Mittel,
3. die Gemeinde übernehme außerdem das Anfahren der nöthigen Mauersteine und Dachziegel zu ihren Lasten, mit der Beschränkung jedoch, daß keine Fuhr über die Grenzen des Amtsbezirks hinaus zu leisten sei, desgleichen übernehme die Gemeinde die Lieferung des nöthigen Mauersandes und das Anfahren des Holzes, welches zum Bau zu verwenden sei, unter obiger Beschränkung,
4. wegen Verlegung des Weges, soweit solcher zum Kirchhofe planmäßig zu ziehen sei und Abtretung des dazu erforderlichen Areals von der Pfarrgemeinde, sei ein billiges Abkommen mit dem Pfarrverwalter resp. der kirchlichen Oberbehörde zu treffen. Der Pfarrverwalter Krogmann erklärte, daß er gern bereit sei, das betreffende Areal von den Pfarrgründen abzutreten, müsse sich aber wegen der Vergütung die Genehmigung und Bestimmung der kirchlichen Oberbehörde vorbehalten.

Gegen obige Beschlüsse stimmten die Gemeinderatsmitglieder Zurborg, Kohle und Holzenkamp, indem diese der Ansicht waren, daß die gesammelten und die noch etwa einkommenden Gelder solange zinslich belegt werden müßten, bis solche zum Betrage der ganzen Bausumme angewachsen seien und eine zwangsweise Aufbringung von Geldern nicht erforderlich sei“.

Anscheinend hat man die Unterzeichner der schon erwähnten Beschwerdeschrift

nicht von dem vollen Inhalt dieses Antrages unterrichtet, denn am 26. November 1872 richteten 22 Einwohner an den Kirchenvorstand folgendes Schreiben:

„Gehorsamst Unterzeichnete erlauben sich hiermit dem Kirchenvorstande zu Lutton anzuzeigen, daß sie in Betreff des Gesuches um Aufschub des Luttoner Kirchenbaues ganz hintergangen sind. In demselben lag eine grobe Verläumdung unseres Hochwürdigsten Herrn Pfarrverwalters Krogmann, welche aber bei der eigenthümlichen Darstellungsweise des Gesuchs uns nicht gleich klar wurde, ja für die Meisten rein unverständlich war. Bei der Nachfrage, welchen Inhalt das Gesuch eigentlich hätte, wurde einfach gesagt, daß man mit dem Kirchenbau noch einige Jahre warten wolle und daß die neue Kirche nicht wieder auf dem alten Platze stehen sollte. Da man uns also mit dem vollen Inhalte jenes Gesuches nicht bekannt machte, so wurde unsere Unterschrift ganz und gar erschlichen. Aus diesem Grunde erklären wir unsere Unterschrift für ungültig und nehmen sie hiermit wieder zurück“.

Welche wahren Hintergründe nun zu dem Mißklang in der Baugeschichte der Lutter Kirche eine Rolle gespielt haben, wissen wir nicht, denn Zeugen aus jener Zeit sind nicht mehr unter den Lebenden. Unverkennbar sind jedoch die Verdienste von Vikar Krogmann, der wahrscheinlich als Urheber des Kirchenbaugedankens anzusehen ist und der bedeutende Summen dafür gesammelt hat. Heinrich Krogmann war 1835 in Kroge geboren und vom 1. 5. 1866 bis 28. 8. 1873 Kooperator in Lutton. Zwei Tage nach Einführung von Pfarrer Neteler wurde er als Pfarrverwalter nach Garrel versetzt.

Die Bausumme hatte sich inzwischen wieder etwas vermehrt, denn nach einem Bericht vom 21. 5. 1873 waren vorhanden:

„An Kapitalien sind zu 4 % belegt	
bei der Vorschußkasse Vechta	2.420 Rthlr.
bei der Oldenburgischen Landesbank	4.287 Rthlr. 12 gr.
beim Häusler Zurborg, Oythe	250 Rthlr.
bei den Minorenen des weiland Kammerhern Lois von Elmendorff	150 Rthlr.
bei der Armengemeinde Lutton	200 Rthlr.
beim Zeller Garling, Lutton	120 Rthlr.
beim Zeller Meyer, Lutton	50 Rthlr.
bei der Kirchenziegelei Lohne zu 3 1/2 %	300 Rthlr.
zusammen:	7.777 Rthlr. 12 gr.

dazu ein Kassenbestand von 27 Rthlr. , 28 gr. und nach Aussagen eines noch lebenden Testators voraussichtlich 100 Rthlr. An gezeichneten Beiträgen sind noch 323 Rthlr. rückständig, welche aber wahrscheinlich nicht alle eingezahlt werden, da eine gewaltsame Beitreibung nicht statthaft ist. Zusammen sind also 8.288 Rthlr., 10 gr. vorhanden“.

Am 16. 1. 1874 werden in das Komitee für den Kirchenbau für den wegen hohen Alters ausgeschiedenen Gemeindevorsteher Sieveke jetzt der Zeller Johann Dammann und für den versetzten Vikar Krogmann nunmehr Pastor Neteler gewählt.

Da die Zweifel an der ordnungsmäßigen Verwaltung der Kirchenbaugelder aber offenbar immer noch nicht verstummt waren, sah sich der Gemeinderat am 28. 6. 1876 genötigt, über „die Verwaltung der zum Neubau einer Kirche in Lutton gesammelten und sonst verfügbaren Gelder eine geordnete Verwaltung einzuführen“ ernstlich zu beraten. Der Gemeinderat stellte nun fest: „Die gesammel-

ten und sonst verfügbaren Gelder sind gehörig verwaltet und mit Wissen des Komitees bei der Oldenburgischen Landesbank zu 4 % belegt. Im Allgemeinen ist die Verwaltung nicht tadelhaft“.

Inzwischen war, bedingt durch die Reichsgründung (1871) und durch das Inkrafttreten des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 ⁵⁾, die Währungseinheit von Thaler auf Mark umgestellt worden. Bei der Umrechnung wurde der Thaler zum Werte von drei Mark in Umlauf gesetzt. Pastor Neteler gab deshalb dem Gemeinderat folgende neue Übersicht über die „Kapitalien für den Neubau der Kirche zu Lutten“ zur Kenntnis:

Es sind belegt zu 4 %		Mark/Pf
A. in Oythe	750 —
B. in Vechta	1.	360 —
	2.	450 —
C. in Oldenburg	1.	1.035 —
	2.	7.600 —
	3.	900 —
	4.	188 40
	5.	13.386 30
	6.	535 40
	7.	1.035 50
	8.	632 —
	9.	901 30
insgesamt:		27.773 80

Wo die einzelnen Beträge festgelegt waren, wurde hier nicht angegeben.

Daraufhin zeigte sich der Gemeinderat geneigt, die bisherige Verwaltung bestehen zu lassen, denn „es werde sich wohl keine Persönlichkeit finden, die die Bürgerschaft übernehme und nachfolgende Kosten sowie Hebungsprozente brächten eben keinen Nutzen. Für die Abwendung finanzieller Schäden werde die jährliche Rechnungsablage an die Behörde schon Sorge tragen“. Nach längerer Beratung war aber doch noch ein Ratsherr gegen diesen Beschluß und verlangte eine geordnete Verwaltung.

Schließlich fand sich der Zeller J. H. Zurborg bereit, das Amt als „Provisor des Kirchenbaufonds“ gemäß § 26 des Normativs zur Verwaltung des Kirchenbaufonds zu übernehmen. Er wurde am 18. August 1876 vorgeschlagen und am 6. 9. 1876 beim Amt Vechta wie folgt vereidigt: „Nach Erinnerung an die Heiligkeit des Eides wurde der Comparent mittelst körperlichen Eides dahin verpflichtet,

daß er das ihm zu übertragende Amt treu und gewissenhaft nach Maßgabe der bestehenden oder noch zu erlassenden gesetzlichen Bestimmungen sowie der ihm zu erteilenden oberlichen Anweisungen verwalten wolle“.

In einer Übergabeverhandlung wurde dem neuen Provisor am 21. September 1876 von Pastor Neteler folgendes ausgehändigt:

1. ein Schuldschein der Erben des Hauptmanns L. von Elmendorff vom 16. 10. 1869 über 150 Rthlr.,
2. desgleichen des Kaplan Grobmeyer, des Gymnasiallehrers Brägelmann und des Gymnasialleiters Menke vom 1. 6. 1874 über 120 Rthlr. Cour.,
3. desgleichen des Häuslers J. H. Zurborg von Oythe vom 20. 2. 1851 über 100 Rthlr.,

4. desgleichen desselben vom 3. 7. 1821 und vom 3. 8. 1848, resp. 8. 4. 1869 über 150 Rthlr.,
5. desgleichen der Oldenburger Landesbank vom 20. 9. 1876 über 26.935,70 Mark.

Der Gesamtbetrag der Baumittel betrug nunmehr insgesamt 28.495,70 Mark.

Aber schon nach 3/4 Jahren bat Zeller Zurborg im Mai 1877 um seine Entlassung aus dem Amt, „weil er seine Ländereien verpachten und in nächster Zeit eine längere Reise (nach Amerika) antreten wolle“.

Einen Monat später schlug der Kirchenvorstand den Zeller Heinrich Adolph Teping aus Westerlutton als Nachfolger vor. Dieser erklärte jedoch, er könne das Amt nicht annehmen, „weil sein Vater sonst die ihm zustehende Abfindung gegen ihn ingrossieren lassen wolle, er 4 Kinder habe und bereits mit zwei Vormundschaften belastet sei“. Daraufhin war schließlich Gemeindevorsteher Johann Adolph Dammann bereit, „im Interesse der Sache und um Weiterungen zu vermeiden“, das Amt des Provisors zu übernehmen. Er wurde am 30. Juli 1877 verpflichtet. Dammann ist wahrscheinlich bis zur endgültigen Abrechnung des Neubaus Provisor geblieben, denn Pastor Neteler bittet später nach mehrfacher Erinnerung um Fristverlängerung bis zum 15. Dezember 1883, weil Provisor Dammann erkrankt sei. Am 17. März 1884 berichtet er, daß die Kirchenbaurechnung sobald wie möglich eingesandt werde. Der genaue Zeitpunkt der Rechnungsablage ist nicht überliefert.

2. Der Kirchenneubau

Nachdem der Gemeinderatsbeschluß vom 1. Juli 1872, die neue Kirche nach den Plänen des Architekten Deeken aus Vechta für höchstens 13.000 Rthlr. zu bauen, nicht hatte verwirklicht werden können, wurde es zunächst still um das Bauvorhaben. Am 26. August 1873 kam Joseph Neteler als neuer Pfarrer nach Lutton. Er hat im Pfarrarchiv niedergelegt: „Bei meinem Amtsantritt sagte der Herr Offizial zu mir, ich müsse nun sehen, ob ich zuerst ein neues Pfarrhaus oder eine Kirche bauen wolle. An Ersteres denke ich nicht“.

Pfarrer Neteler war also von Anfang an für einen Kirchenneubau. Er ging dabei von der inzwischen sich durchgesetzten Vorstellung aus, daß die neue Kirche an einem anderen Platze und zwar ungefähr der alten gegenüber, östlich der Straße stehen solle. Er selber schreibt darüber: „Im Jahre 1874, vor der Verkoppelung kaufte ich im Esche vier Stücke Land, ca. fünf Scheffelsaat zu je 300 Mark von Schmiedemeister Dammann an, in der Absicht, daraus später einen Begräbnisplatz zu machen. Der Gemeinderat, den ich ersuchte, von mir das Land wieder zu diesem Zwecke zu übernehmen, war damit einverstanden und wurde dann bei der Verkoppelung der jetzige Platz gewählt. Später legte man noch den Pfarrländereien ein Stück in der Länge des Platzes, ca. 1 1/2 Scheffelsaat hinzu gegen Entschädigung von 300 Mark á Scheffelsaat, wobei ich versprach, die Entschädigung selbst übernehmen zu wollen, wenn innerhalb eines gewissen Zeitraumes mit dem Kirchenbau begonnen werde. Dieses ist geschehen, so daß ich die Entschädigung leisten muß. Der Begräbnisplatz ist ein längliches Viereck, worauf westlich die neue Kirche gebaut wird“.

Bereits am 29. Oktober 1874 drängt Pfarrer Neteler beim Amtsverband um die Genehmigung zum Baubeginn und meint, daß man für 12.000 Rthlr. eine einfache, einschiffige Kirche mit 500 Sitzplätzen und Turm bauen kann. Er habe sich Auskunft beim Architekten Lutz in Osnabrück eingeholt.

Erstmals taucht hier der Name eines anderen Architekten auf. Vermutungen, daß Neteler den Osnabrücker Planer bereits vom Kirchenbau in Garrel kannte, haben sich nicht bestätigt. Die Garreler Kirche wurde nach Entwürfen des Architekten Johann Bernhard Hensen aus Sögel gebaut. Es war nicht festzustellen, aus welchem Grunde die bereits vorliegenden Pläne des Vechtaer Architekten Deeken verworfen oder nicht umgearbeitet wurden.

Wiederum dauert es 2 1/2 Jahre, bis das Bauvorhaben endlich konkrete Formen annimmt. Kirchenvorstand und Ausschluß beschließen dann am 13. März 1877:

- „1. Die Erforderlichkeit des Neubaus wie derselbe dargestellt und auf dem in Aussicht genommenen Platze, wird anerkannt (5:1 Stimmen),
2. Für den Neubau wird der vorliegende Plan und Kostenvoranschlag des Architekten Lutz, Osnabrück, (Bausumme 39.000 Mark) genehmigt. Es wird vorausgesetzt, daß die Fuhren zum Herbeischaffen der Steine von der Gemeinde im Naturaldienst geliefert und zu dem bisherigen gesammelten Kapital von 30.000 Mark weitere 6.000 Mark durch die Kirchhofanlage genommen werden.
3. Die Gesamtkosten dürfen bei der Ausverdingung nicht 42.000 Mark überschreiten.
4. Zur Aufbringung der Baukosten werden die vorhandenen Fondsgelder, die durch die Kirchhofanlage zu erwartende Summe und die ferneren freiwilligen Beiträge verwendet. Die Deckung der weiter erforderlichen Mittel geschieht durch Verkauf von Kirchenländereien, die aus der Markenteilung stammen, mit Ausnahme der Tannenkämpfe und der alten Zuschläge. Erst wenn eine weitere Deckung erforderlich ist, darf eine Besteuerung der Gemeindemitglieder erfolgen“.

Architekt Lutz hatte bereits im Oktober 1875 einen detaillierten Kostenvoranschlag mit folgenden Positionen vorgelegt:

	Mark
I. Erdarbeiten	
1. Schachtruthen - Ausschachtung 41 5/6	104,58
II. Maurerarbeiten (Löhne)	10.616,71
A. Banquette	
2. wie oben 3.124 cub.	
B. Fundamente	
3. bis Oberkante des Sockels 9.409 1/4 cub.	
C. Aufgehendes Mauerwerk	
4. bis zum Hauptgesimse 34.405 1/2 cub.	
D. Mauerwerk über dem Hauptgesimse	
III. Maurermaterial	12.194,89
IV. Steinmetzarbeiten	4.048,50
V. Zimmerarbeiten	4.965,39
VI. Dachdeckerarbeiten	2.382,05
VII. Tischlerarbeiten	470,25
VIII. Schlosser- und Schmiedearbeiten	1.371,10
IX. Glaser- und Anstreicherarbeiten	954,40
X. Unvorhergesehenes	1.892,04
insgesamt:	39.000,—

Auch der Gemeinderat erklärte sich nun einstimmig zur Ausführung des Kirchenneubaues bereit, stellte aber folgende Bedingungen:

- a) Die Gesamtkosten dürfen sich nach Einhaltung des vorliegenden Planes und des Voranschlages nicht über 42.000 Mark stellen.

- b) Zur Aufbringung der Baukosten werden zunächst die zu diesem Zwecke vorhandenen Fondsgelder und Erträge, die aus der Kirchhofsanlage zu erwarten sind, bereitgestellt. Die Deckung des dann noch vorhandenen Fehlbetrages erfolgt durch den Verkauf von Kirchenländereien, die aus der Markenteilung herstemmen.

Mit diesen Beschlüssen war nun endlich ein konkreter Anfang gemacht. Pfarrer Neteler wurde sofort aktiv und beantragte am 26. 3. 1877 beim Offizialat die Genehmigung zum Verkauf der Kirchengrundstücke Nr. 564, 567, 572 und 586 b mit einer Gesamtgröße von rund 10 Jück (1 Kataster-Jück = 56 ar). Zur Erläuterung fügte er hinzu, daß die jetzige Einnahme aus diesen Grundstücken 18 Rthlr., 4 Sgr. und 1 Pf. betrage. Beim Verkauf würden 700 bis 800 Rthlr. und vielleicht auch mehr erzielt werden. Durch die Anlage des neuen Begräbnisplatzes habe die Kirche ein Grundstück um Werte von 700 Rthlr. bekommen, so daß ein Verkauf der obengenannten Grundstücke für die Kirche gewissermaßen nur ein Tausch sei. Der neue Kirchof war 0.46.58 ha groß. Der Vollständigkeit halber wird hier eingefügt, daß der Kirche weitere folgenden Markenplacken gehörten:

Flur 1, Parz.	535/152	Vor dem Freesenholze	2.12.54 ha
	169/22	Im Hasbruch	1.48.36 ha
	224/22	An der Nordseite	1.46.01 ha
	543/225	In der Riehe	1.05.18 ha
	244/22	Am Lohkamp	2.04.07 ha
	249/22	Beim dicken Holze	2.18.40 ha
Flur 4, Parz.	583/1	Im Fangbruch	0.98.72 ha
	625/1	Im Fangbruch	0.43.66 ha

Pfarrer Neteler trug in seinem Gesuch an das Offizialat zu dem Planentwurf noch vor, er wünsche, daß das Gewölbe des Chores mit der Höhe des Kirchengewölbes übereinstimme und daß den einzelnen Fenstern und den Krönungen eine gefälligere und mehr gotische Form gegeben werde.

Die Baupläne hatten inzwischen dem Architekten A. Hanemann in Münster zur Begutachtung vorgelegen. In seinem Revisionsbericht schreibt er: „Die für ca. 900 Seelen gedachte Kirche hat mit den vorgesehenen 468 Sitzplätzen hinreichend Raum. Es ist allerdings nur ein Mittelgang von 1,25 Breite möglich (soll normalerweise 1,60 betragen). Die Größe der Sitzplätze von 0,75 m x 0,48 m reicht aus. Die Stärken der Mauern und Strebepfeiler sind richtig. Zum Fundament kann ohne Kenntnis der örtlichen Verhältnisse kein Urteil abgegeben werden. Auch die Bögen und Gewölbe sind in Ordnung, wenn diese mit gehörigen Verstärkungsrippen ausgeführt werden“. Vorgeschlagen wurden noch einige kleinere, statisch bedingte Änderungen. Die Kosten dieses Gutachtens betragen 20,10 Mark.

Der Kirchenvorstand versicherte am 23. Mai 1877 dem Offizialat, daß die genannten baulichen Beanstandungen beachtet würden. Falls der Grundstücksverkauf genehmigt werde, entstünden für die Kirchengemeinde wohl Minder-einnahmen von 54 Mark, die aber durchaus tragbar seien, denn die Gemeinde sorge aus eigenen Mitteln für die Cultuskosten und für die Unterhaltung der Kirche. Die in den letzten Jahren aus den Überschüssen angesammelten Kapitalien hätten soviel Zinsen erbracht, als der Pachtausfall betragen würde. Die Gemeinde brauche höchstwahrscheinlich nach der Bauausführung keine erheblichen Summen aufbringen, so daß die Aufnahme einer Anleihe nicht vorgesehen sei.



Nach Vorlage des Bauantrages mit Plänen und Zeichnungen teilte die „Commission zur Wahrnehmung der staatlichen Rechte hinsichtlich der katholischen Kirche in Oldenburg“ dem Officialat in Vechta am 11. Juni 1877 mit, daß sie mit der Ausführung des projektierten Neubaus an dem in Aussicht genommenen Platze einverstanden sei, aber die erbetene Genehmigung zur Veräußerung von Kirchengrundstücken nicht erteilen könne.

Nachdem die bisherigen Vorbereitungen so schwierig gewesen waren und soviel Mühe gekostet hatten, muß diese Entscheidung der Oldenburger Commission die Verantwortlichen schwer getroffen haben. Alles schien vergebens zu sein, da nun wieder eine große Lücke in den Finanzierungsmitteln klaffte. Aber man gab den Mut nicht auf. Der Kirchenvorstand verhandelte nochmals mit dem Kirchenausschuß, der sich dann zwar weigerte, die Zustimmung zum Neubau „ohne den Verkauf von Grundstücken“ zu geben, aber keine Bedenken hatte, den Ausverdingungstermin anzusetzen, um „je nach Ausgang der Verdingung seine endgültige Entscheidung zu treffen“.

Am 19. Juli 1877 fand der Ausverdingungstermin, der in den „Öffentlichen Blättern und durch Anschlag an die Kirchen, gehörig bekannt gemacht worden war“, unter Zuziehung des Gemeinderates und des Architekten in Brüggemanns Wirtshaus statt. Einzelheiten der Ausschreibung waren schon vorher nach sorgfältiger Vorbereitung in den „Allgemeinen Bedingungen, nach denen die Arbeiten und Lieferungen zum Neubau der Kirche zu Lutten vergeben werden sollen“, festgelegt worden. Nach Abgabe der Gebote stellten sich folgende Mindestforderungen heraus:

1. von dem Zimmermeister Ferdinand Holthaus zu Dinklage, der als Mitnehmer den Maurermeister Heinrich Wahl aus Bersenbrück, zur Zeit in Dinklage, angab 28.150 Mark
 2. von dem Zeller und Ziegeleibesitzer A. Bröring zu Hagen bei Vechta für Steinlieferungen 10.640 Mark
 3. Sandlieferungen nach den Kostenanschlägen 306 Mark
- zusammen: 39.096 Mark

Die Zuschläge wurden vorbehaltlich der Genehmigung des Officialates sofort erteilt und im Einzelnen noch folgendes vereinbart:

„Die Annehmer übernehmen nach Maßgabe des vorliegenden Planes und des Kostenanschlages auch die Lieferung sämtlicher zum Bau erforderlichen Materialien mit Ausnahme der Sandlieferungen und der Backsteine und die Ausführung des Baues. Als Termine sind gesetzt: bis 15. 10. 1877 Fertigstellen des Fundamentes bis zur Sockelhöhe, bis 15. 10. 1878 ist der Bau ganz fertig zu stellen mit Ausnahme der letzten Turmetage und der Dachspitze. Während des Winters ist der Turm mit einem Bretterdach wasserdicht abzukleiden, bis zum 1. 8. 1879 ist der Bau abnahmefertig herzustellen. Bei Nichteinhaltung der Fristen erfolgt pro angefangene Woche, 5 % Abzug der nicht fertig gestellten Teile. Die Auszahlung der Annahmesumme von 28.150 Mark erfolgt durch Abschlagszahlungen, jedoch ohne rechtlichen Anspruch. Der Restbetrag wird nach Abnahme des Baues unter Zurückhaltung einer Garantiesumme von 2000 Mark auf 2 Jahre gezahlt. Dieser Betrag ist mit 4 % zu verzinsen.

Der Kirchenvorstand verpflichtet sich dafür zu sorgen, daß immer genügend Steine und Sand vorhanden sind. Ebenso ist Ziegeleibesitzer Bröring bereit, die erforderlichen Steine einschließlich der Formsteine nach Bedarf zu liefern. Es müssen sofort 6 Probesteine binnen 8 Tagen beim Amt hinterlegt werden.

Kirchensachen.

26] Am 19. dieses Monats, Nachmittags 3 Uhr, kommen die zum Neubau einer Kirche in Lutten erforderlichen Arbeiten und Lieferungen, namentlich:

1. die Lieferung der Ziegelsteine, Dachpfannen, Sandsteine, Holz etc.,
2. die Erd-, Maurer-, Zimmer-, Tischler-, Steinhauer-, Glaser-, Schlosser-, Schmiede-, Dachdecker- und Klempner-Arbeiten, in Brüggemanns Wirthshause zu Lutten, zur öffentlichen mindesterfordernden Ausverdingung. Riß, Kostenanschlag und Bedingungen liegen auf dem Amte. Bescha zur Einsicht offen.

Bescha, 1877 Juli 4.

Lutter Kirchenvorstand.
v. Fumetti. Neteler.

Ausschreibungs-Bekanntmachung vom 4. 7. 1877 in den „Oldenburgischen Anzeigen“ Nr. 162 v. 15. 7. 1877)

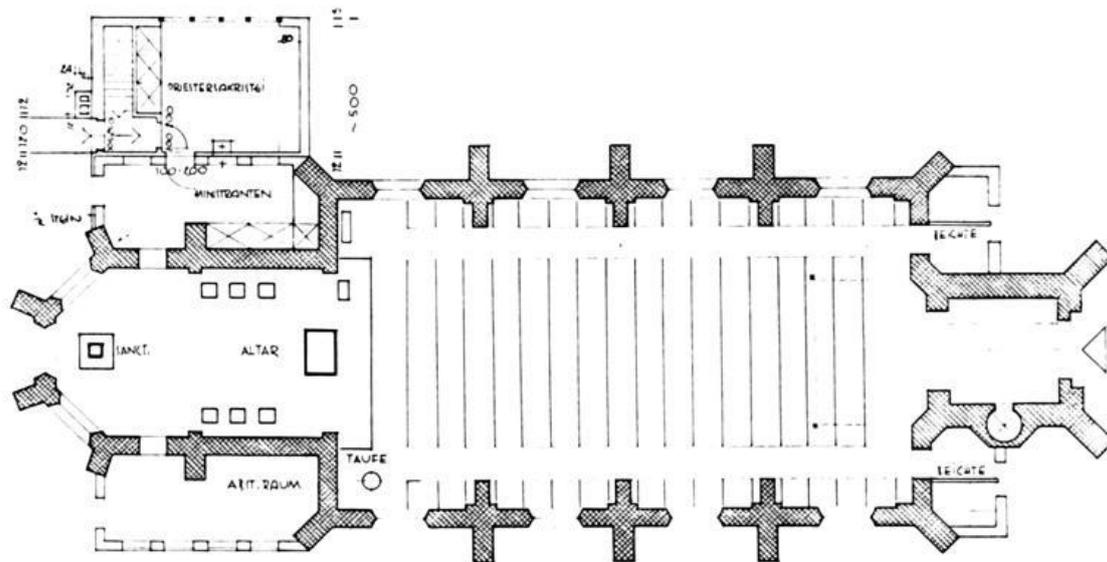
Die Steine sind ausschließlich aus der Ziegelei des Annehmers oder aus derjenigen des Zellers Harbers in Hagen zu den genannten Terminen zu liefern und immer 20.000 Stück mehr zur Verfügung zu halten, als augenblicklich gebraucht werden. Bei Nichteinhaltung werden dem Lieferanten für je 1000 Steine und pro Tag 1 Mark Conventionalstrafe und Ersatz für den durch die Verzögerung entstandenen Schaden angedroht.

Die Steine werden durch beauftragte Fuhrwerke des Kirchenvorstandes von der Ziegelei abgeholt. Der Abnehmer hat die Zahl bei jeder Fuhre in ein Register einzutragen, das auf Verlangen dem Kirchenvorstand vorzulegen ist. Die Zahlung des Kaufpreises erfolgt nach Schluß der drei gesetzten Termine und der tatsächlichen vermauerten Steine als Abschlagszahlung, aber ohne Rechtsanspruch auf diese“.

Die beantragte Zuschlagserteilung erfolgte schon am 8. August 1877 von der Oldenburger Commission an das Officialat. Es war aber wiederum vermerkt, „daß eine Verwendung aus dem Verkaufe von Kirchengrundstücken auf den Neubau ausgeschlossen sei“.

Für die Anfuhr von Steinen und Sand hatte man in einem „Repartionsmodus vom 17. 9. 1877“ folgendes festgelegt:

„Für 4 Mark nach Grund- und Gebäudesteuer müssen 1000 Ziegelsteine von Hagen frei nach der Kirchenbaustelle gefahren werden. Falls sich Pflichtige zurückhalten oder die Fahrt absichtlich verschieben, zahlen sie für die für ihren Anteil bestimmte Anzahl je 1000 Steine 15 Mark Ersatz und die Kosten der Schadensrechnung des Bauunternehmers. Das Anfahren von Mauer- und



Grundriß der Kirche Lutten, Aufmaß und Entwurf Architekt Dipl.-Ing. Gerd Rohling, Cloppenburg (1962)

Füllsand soll möglichst in Verdingung gebracht und dann die Beträge nach Einkommensteuer repartiert werden“.

Die Fuhrleistungen wurden am 7. 10. 1877 an Zeller Clemens Fortmann zu Lutten für 600 Mark vergeben. Der Sand solle möglichst in Lutten aus der sogenannten Wegerde entnommen werden.

Am 6. September 1877 war Baubeginn. Pfarrer Neteler, der den Fortgang der Bauarbeiten vom Fenster seines Arbeitszimmers mit einem Feldstecher beobachtet haben soll, hat folgendes niedergeschrieben: „Schon in den ersten Tagen kam man beim Auswerfen der Fundamente auf einen Brunnen, dann noch auf einen, weshalb man zweimal die ganze Kirche etwas verrücken mußte. Die Brunnen waren an der Nordseite am ersten und am letzten Pfeiler der Kirche. Wo jetzt die Kirche steht, war überall der beste Baugrund. Am 23. 11. 1877 hatte man ohne sonstige Unfälle den Sockel fertig. Diesen ganzen Winter hat es nicht gefroren und hätte man ganz gut den ganzen Winter durcharbeiten können. So weit habe ich bis heute, den 2. März 1878 eingetragen. Gebe Gott, daß wir den Bau glücklich vollenden zur Ehre Gottes und zum Besten der Gemeinde“.

Die beiden erwähnten Brunnen deuten darauf hin, daß der Bauplatz früher schon bewohnt gewesen ist. Soweit bekannt, wurden Fundamente aber nicht gefunden. Tatsache ist aber, daß sich ursprünglich im Orte Lutten sechs Hofstellen befanden: Kallage, Frilling, Kohl, Scheele, Suermann und Wennemeyer. Für die Grundstücke an der östlichen Straßenseite (heute von Lesemann bis Tebbert) finden wir in alten Katasterkarten ⁶⁾ die Flurbezeichnung „Hausstätte“ oder „Hausstette“. Höchstwahrscheinlich haben die Bauern Kallage und Kohl etwa gegenüber von Pöhlking und Albers gewohnt. Die Brunnenschächte weisen jedenfalls mit Sicherheit auf menschliche Ansiedlungen hin, die evtl. Heuerstellen einer der beiden Bauern gewesen sind.

Am 16. 4. 1878 hatte der Kirchenvorstand festgestellt, daß die Qualität eines



KATH. PFARRKIRCHE IN LUTTEN

Südseite der Kirche, Maßstab 1 : 100 (Entwurf Architekt Gerd Rohling, Cloppenburg, 1962)

Teiles der von Bröring gelieferten Steine nicht den vorgelegten Proben entsprachen. Ihm wurden deshalb für 12.000 Steine 312 Mark abgezogen. Die für den Sockel und die Pfeiler gelieferten Formsteine waren nicht hart genug. Bröring nahm die fehlerhaften Steine zurück und lieferte bessere.

Die Bauarbeiten gingen nun weiter zügig voran, so daß man bald an die Grundsteinlegung denken konnte. Am 27. 6. 1878 teilte Pfarrer Neteler dem Offizialat mit: „Der Unterzeichnete beehrt sich gehorsamst zu berichten, daß derselbe am 19. Mai des Jahres in feierlicher Weise nach dem Rituale Romanum im Beisein der Gemeinde, dem gewordenen Auftrage gemäß, die Grundsteinlegung zur neuen Kirche vorgenommen hat“.

Ob dem Grundstein eine Urkunde beigelegt wurde und welchen Wortlaut diese gehabt hat, ist nicht überliefert.

In der nun folgenden Zeit wurde mit dem voranschreitenden Bauarbeiten den Verantwortlichen immer mehr klar, daß die vorhandenen Mittel nicht ausreichen würden. Man mußte jetzt Wege suchen, die Kostenlücke zu decken.

Das Kirchenvisitationsprotokoll vom 26. 6. 1879, also vier Monate vor Vollen-
dung des Bauwerkes, berichtet über die Lösung des Finanzierungsproblems
folgendes: „Bei den Neubaukosten der Kirche ist ein Defizit von 5 bis 6000 Mark
zu erwarten, das zum Teil daraus herrührt, daß das Fundament nicht in dem
Kostenvoranschläge aufgenommen wurde. Außerdem kommen die Kosten für
neue Kirchenbänke hinzu. Der Gemeinderat, der bei der Verhandlung zugegen
war, erklärte nach längerer Aussprache, daß er die Kosten übernehmen wolle
unter der Bedingung, daß der Erlös aus dem Verkauf der alten Kirche, außer dem
der Gemeinde gehörenden Turmes, in die Baukosten fließe“. Dieses Angebot
wurde selbstverständlich gern vom Kirchenvorstand und vom Offizialat ak-
zeptiert.

Am 31. 7. 1879 berichtet Pfarrer Neteler dem Offizialat, daß die neue Kirche
voraussichtlich Ende August fertig sein werde und bittet, dafür zu sorgen,
daß „alsdann die neue Kirche auch benediciert werden könne“. Der Bischöf-
liche Offizial ließ Pfarrer Neteler wissen, daß er die feierliche Handlung selbst
vornehmen wolle. Aus den Akten ist außer der folgenden nüchternen Notiz
nichts weiter zu entnehmen:

„16. Oktober 1879. Durch mündliche Besprechung des Pfarrers Neteler
zu Lutten mit dem Herrn Offizial Niehaus war der 16. 10. 1879 als Tag der
Einweihung der neuen Kirche zu Lutten festgesetzt und hat der Herr
Offizial Niehaus am heutigen Tage die Benediktion der Kirche vorge-
nommen“.

Über Einzelheiten berichtet allerdings die „Neue Zeitung Vechta“ (Vorgängerin
der heutigen „Oldenburgischen Volkszeitung“) am 26. 9. 1879 folgendes:

„Lutten, 24. September., Unsere neue gothische Kirche steht jetzt in ihrer Voll-
endung da und harret nur noch der kirchlichen Einweihung, um dem gottes-
dienstlichen Gebrauche übergeben zu werden. Die Kirche macht auf jeden Be-
sucher einen sehr günstigen Eindruck; sie ist zwar einfach, aber solide und
sauber gearbeitet und in jeder Hinsicht gefällig. Der Thurm ist sehr schön, die
Glasgemälde in den Fenstern, namentlich des Chores, sind gut gelungen. In
den drei Fenstern des Chores sind Gruppenbilder, und zwar in dem mittleren
die Darstellung, wie der hl. Aloysius aus der Hand des hl. Carl Borromäus
die erste hl. Communion empfängt, diesem zur Rechten die Hinrichtung des hl.
Jacobus, zur Linken der Tod des hl. Joseph. - Es ist schade, daß das Inventar der
alten Kirche theilweise auch noch in der neuen dienen muß; hoffentlich wird
die Opferwilligkeit unserer Gemeinde dafür sorgen, daß in kurzer Zeit ein
schöner gothischer Altar die Kirche ziert“.

Bezüglich des letzten Satzes dieses Berichtes erschien in der Zeitungsausgabe
vom 3. 10. 1879 folgende Gegendarstellung:

„Die Redaktion ist um Aufnahme der nachstehenden Erklärung ersucht worden.
Lutten, 30. September., In Nr. 77 der Vechtaer Zeitung steht unter Lutten, 24.
September ein Artikel, von welchem man sagte: „Das hat der Pastor oder der
Vikar geschrieben“. Diese sahen sich daher veranlaßt, hier in der Gemeinde
folgende Erklärungen zu veröffentlichen:

1. Von uns ist der in Rede stehende Artikel nicht geschrieben worden, wie man
leicht vermuthen könnte und auch vermuthet hat; auch ist er von uns nicht ver-
anlaßt worden; er kann uns also nicht in die Schuhe geschoben werden.
2. Es steht in dem besagten Artikel folgender Satz: „Hoffentlich wird die Opfer-
willigkeit unserer Gemeinde dafür sorgen, daß in kurzer Zeit ein schöner
gothischer Altar die Kirche ziert“. Darauf ist zu erwidern: „Daß die Gemeinde



Kirche zu Lutten, Nordseite

Lutten ihr würdiges Gotteshaus würdig einrichten könne und werde, daran ist jedenfalls nicht zu zweifeln. Daß aber in kurzer Zeit schon ein schöner gothischer Altar angeschafft werde, ist jedenfalls noch nicht beabsichtigt. Der alte Altar wird in der neuen Kirche aufgestellt werden und dort solange dienen, bis ein schöner neuer Altar angeschafft werden kann, ohne der Gemeinde eine drückende Last aufzuladen."

Von den Einweihungsfeierlichkeiten berichtet wiederum die „Neue Zeitung Vechta“ recht ausführlich:

Lutten. Der 16. Oktober war für die Gemeinde Lutten ein schöner Festtag, es wurde das neuerbaute Gotteshaus eingeweiht. - Je näher der Neubau im Laufe des Sommers seiner Vollendung entgegenrückte, desto mehr steigerte sich das Interesse der Gemeindeangehörigen für denselben. Schaarenweise eilten die Leute am Sonntage vor und nach dem Gottesdienst auf den Bauplatz, um so von Woche zu Woche das neue Gebäude in seinen einzelnen Theilen und Verhältnissen gleichsam emporwachsen zu sehen. Von allen Richtungen der Ge-

meinde lugte man durch Gebüsch und Bäume, ob man wohl vom Hause von der Stube aus den neu errichteten Thurm sehen könne. Die Glocken wurden aus dem alten Thurm in den neuen Thurm hinübergeschafft; man lauschte nun den Klängen derselben, die aus freier Höhe kräftiger über die Gemeinde dahintönten. „Wann wird die neue Kirche eingeweiht? Wann ziehen wir ein? Das war eine seit Monaten oft wiederholte Frage. Man sehnte sich vielfach geradezu nach dem Tage des Umzuges. Dieser Tag kam endlich heran und hundert fleißige Hände griffen freiwillig zu, um das alte Inventar in die neue Kirche hinüberschaffen, um das neue Gotteshaus würdig schmücken zu helfen. Büsche und Wälder wurden durchstreift, um das frischeste Grün zu finden; Gärten wurden ihrer letzten Zierde beraubt. Diese Plünderung der Gärten war gerade zur rechten Zeit geschehen, denn am Tage der Einweihung war bereits ein rauher Frost zerstörend über sie dahingegangen. Das andauernde trübe Wetter hatte einem frischen sonnigen Herbsttage Platz gemacht; der Himmel war so unserer Feier äußerst günstig.

Der hochwürdigste Herr Official nahm selbst den Act der Einweihung vor; außerdem betheiligten sich 10 Geistliche daran. Zum letzten Male wurde der Segen in der alten Kirche gegeben, die jetzt im Innern geradezu den Anblick einer Ruine bietet, und dann die Stätte verlassen, die Jahrhunderte dem Gottesdienste gedient. Diese Procession wird manche eigenthümliche Gefühle und Stimmungen wach gerufen haben. Das Innere der neuen Kirche, von der Sonne milde beleuchtet, bot einen freundlichen Anblick. Die restaurierte Orgel, die in der alten Kirche manchmal böse Schrullen und Tücke entwickelte, war kaum wiederzuerkennen. Nach einem Levitenamt hielt der Hochwürdigste Herr Official die Festpredigt und endigte die ganze Feier mit dem Tedeum. Die Eingesessenen der Gemeinde hatten sich jedenfalls so zahlreich eingefunden, wie an den höchsten Festtagen des Jahres; es waren außerdem noch Manche aus den benachbarten Gemeinden hinzugekommen; trotzdem bot die Kirche Raum in Überfluß. Die Besorgnis, daß die Kirche nicht groß genug sein würde, konnte also mit Recht schwinden. Eine andere Besorgnis schwand ebenfalls: aus vielen neuerbauten Kirchen klagt man über schlechte Akustik. Mit Recht durfte man auch hier besorgt sein, zumal da man während des Baues der Kirche sich schlecht verstehen konnte. Indessen das Singen macht wenig Anstrengung, der Ton kommt zur vollen klaren Entwicklung und die Festpredigt konnte man in allen Ecken und Winkeln Wort für Wort verstehen. Die Akustik ist also gut. Ob die Gründe hierfür zu suchen sind in der flachen Construction der Gewölbe oder darin, daß die Kirche nur einschiffig ist, als die meisten neuen Kirchen, bei welchen man über diesen Übelstand klagt, oder ob alles dieses zusammengenommen in Betreff des Tones eine so günstige Wirkung hervorbringt, das mögen andere unterscheiden“.

Quellennachweis

- 1) Ostendorf, Johannes: Der Kreis Vechta im 19. Jahrhundert, Vechta 1961, Seite 83
- 2) Fimmen und Tenge: Sammlung der im Herzogtum Oldenburg geltenden Gesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen, Oldenburg 1905, Seite 34 und 41
- 3) Gemeindechronik Garrel: Garrel 1972, Seite 101 und 133
- 4) Staatsarchiv Oldenburg: Bestand 230-10
- 5) Reichsgesetzblatt I, Nr. 22, Seite 233 (1873)
- 6) Katasteramt Vechta: Alte Amtskarte von 1839, Supplement, Handriß 1878

Die in dem Bericht angegebenen Protokollinhalte, Daten und wörtlichen Passagen sind sämtlich dem Bestand 230-10 des Staatsarchiv Oldenburg und der Akte B - 37c - 1 des Officialatsarchivs Vechta entnommen.

Die Altargeräte der Kirche St. Vitus in Lönningen

VON ELFRIEDE HEINEMEYER

Teil II*)

Vom 19. bis zum 20. Jahrhundert

Die nach dem Zeitalter der Aufklärung einsetzende geistige Erneuerung der Kirche suchte nach geeigneten Ausdrucksmitteln, um diese Bewegung auch nach außen hin sichtbar werden zu lassen. Zugleich herrschte während dieser Epoche, besonders auf dem Gebiet des Kunstgewerbes große Unsicherheit, da mit dem Aufkommen des Industriezeitalters technische Erfindungen die künstlerische Gestaltung überflüssig zu machen schienen. Gottfried Semper hat in seiner Schrift: Wissenschaft, Industrie und Kunst, diese Probleme analysiert und eine Reform der herrschenden Gestaltungsprinzipien gefordert. Er schlug vor, sich an den Stilen vergangener Epochen zu orientieren, ohne sie jedoch zu kopieren¹²⁾. Bei allen sich stellenden Aufgaben sollte demnach die Form gewählt werden, durch die die Funktion des Objektes, sei es ein Gebäude oder ein Meßkelch, symbolhaft dokumentiert werden kann. Aus dieser Forderung erklärt sich das Nebeneinander so vieler Stilformen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vorbildlich sollte jedoch immer nur der äußere Rahmen sein, innerhalb dieser Grenzen müsse der Künstler den gegebenen Formenkanon den Forderungen der Aufgabe entsprechend variieren. Für den Bereich der kirchlichen Kunst hat Heinrich Schrörs die Gedanken der Zeit in einem 1895 veröffentlichten Aufsatz zusammengefaßt¹³⁾. Nach seinen Ausführungen habe sich nun, d. h. 1895, die allgemeine Meinung durchgesetzt, daß für den kirchlichen Bereich nur einer der beiden mittelalterlichen Stile in Betracht zu ziehen sei. In ihnen sei die künstlerische Entwicklung aller vorhergehenden Epochen zu einem Höhepunkt gelangt, der zudem mit einem der bedeutendsten Abschnitte der deutschen Geschichte zusammenfiel. Die Werte des Mittelalters sollten darum den Maßstab bilden für alle modernen Künstler, ihnen Leitbild und Anregung sein, ohne jedoch zu sklavischem Kopieren zu verführen. Schon 1860 war auf der Prager Provinzialsynode offiziell die Bevorzugung des romanischen und gotischen Stiles für alle Bereiche der kirchlichen Kunst gefordert worden. Diese Epoche ist auch im Kirchenschatz von St. Vitus mit einigen Beispielen vertreten. Bis auf zwei unbezeichnete Ausnahmen wurden diese Arbeiten von den in Münster tätigen Werkstätten R. Bruun und Th. Dunstheimer hergestellt. Der aus Dänemark eingewanderte Rasmus Bruun gründete im Jahre 1843 eine kleine Werkstatt, die sich schnell zu einem großen Unternehmen entwickelte, in dem zeitweise sechzehn Hilfskräfte beschäftigt waren¹⁴⁾. Im Adreßbuch der Stadt Münster des Jahres 1875 wird neben dem Goldarbeiter Rasmus Bruun zum ersten Male auch ein Graveur Theodor Dunstheimer erwähnt, der sich ab 1893 Juwelier nennt. Rasmus Bruun starb im Jahre 1889, und der Betrieb wurde von seinem Sohn J. Bruun unter dem gleichen Namen weitergeführt. Im Adreßbuch von 1889 ist ein Zeugnis und Empfehlungsschreiben des Bischofs Johann Georg von Münster eingeleitet, das auf die Arbeiten dieser Werkstatt hinweist und sicher in kirchlichen Kreisen äußerst werbewirksam war. Später bekam die Firma den Titel päpstlicher Hofgoldschmied verliehen und arbeitete unter dem Namen R. Bruun bis zum zweiten

*) Der Teil I wurde im Jahrbuch 1978, S. 119 ff veröffentlicht.



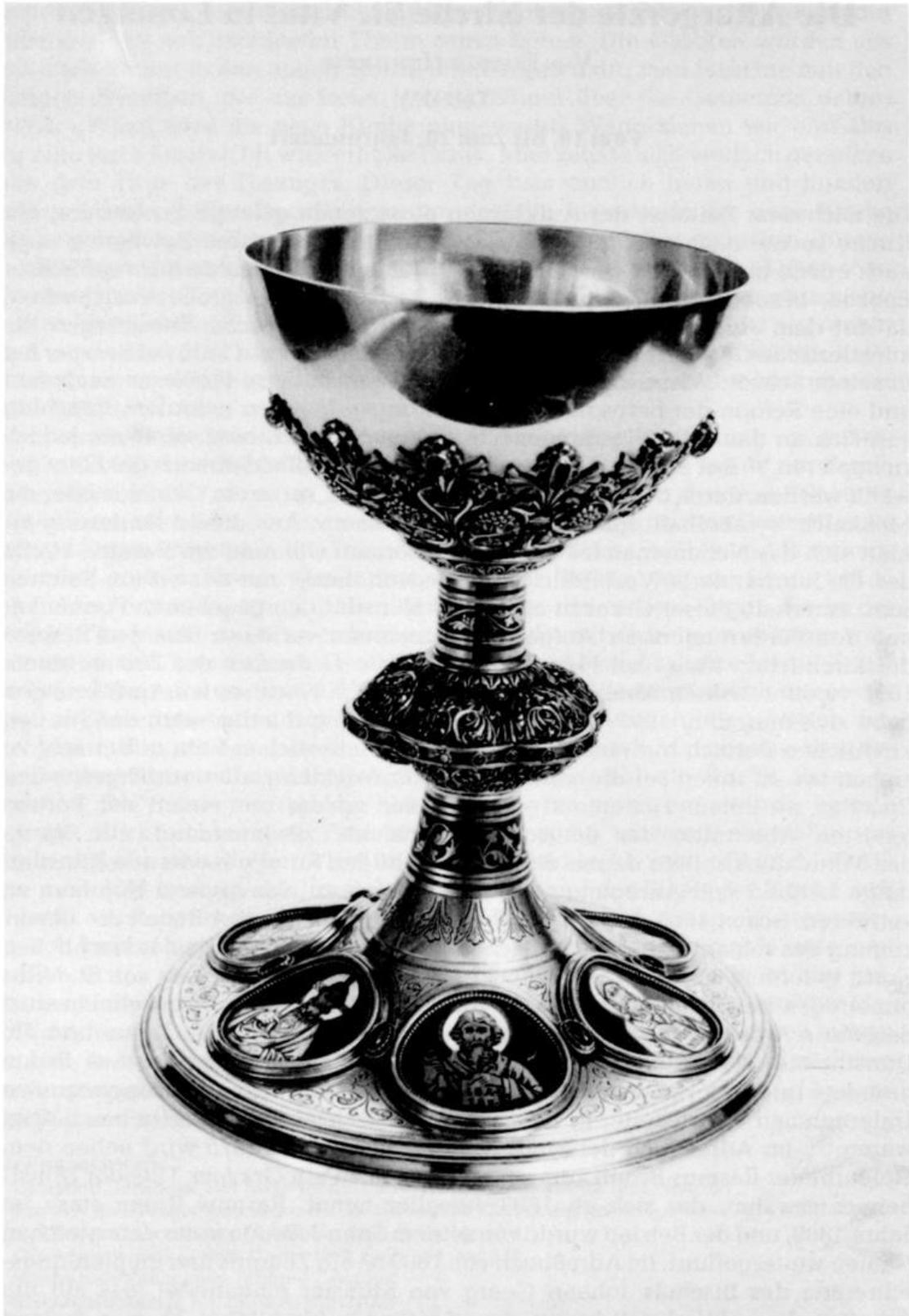


Abb. 7: Kelch, Silber, vergoldet, Email und Steineinlagen, R. Bruun, Münster 1914.

Weltkrieg. Danach wurde sie von den Nachkommen E. und F. Teuffel wieder eröffnet, der jetzige Leiter ist der Goldschmied Alf Teuffel.

Außer in Lönigen haben sich Altargeräte der Werkstatt R. Bruun in den katholischen Kirchen von Bühren, datiert 1900, Scharrel, datiert 1901, Osterfeine, Lastrup, datiert 1902, Cappeln, datiert 1920 und Dinklage, datiert 1929, erhalten.

Über das Wirken von Theodor Dunstheimer konnte nur wenig ermittelt werden. Noch 1924 bestand die Werkstatt unter seinem Namen und wurde später von Heinrich Dunstheimer weitergeführt. Im Osnabrücker Domschatz befindet sich ein 1903 datierter Kelch mit dem Zeichen Dunstheimers ¹⁵⁾.

Von R. Bruun wurde ein Kelch gearbeitet, den die Kirchengemeinde Lönigen ihrem Pfarrer Gerhard Tepe (1910-1922) zum silbernen Priesterjubiläum im Jahre 1914 schenkte (Abb. 7). Das Material ist vergoldetes Silber, verziert mit Email und Halbedelsteinen. Seine Höhe beträgt 18 cm, der Durchmesser der Cuppa 11 cm. Der runde Fuß ist mit sechs Medaillons verziert, die in Blau auf grauem Grund die Büsten von Jesus, Daniel, Ezechiel, Maria, Jeremias und Jesaias enthalten. Ovale, rote Steine in Kastenfassungen stellen die Verbindung zwischen den einzelnen Rundbildern her. Die Zwischenräume sind mit gravierten Blattranken gefüllt, und Blattranken schmücken auch den emaillierten Schaft. Der fünffach ausgebogene Nodus ist durchbrochen und mit kleinen Steinen besetzt. Plastisches Blattwerk mit Weinreben und Blüten, deren Mittelpunkt rote und grüne Steine bilden, umgibt den unteren Teil der halbrunden Cuppa. Auf der Unterseite des Fußes befindet sich die Inschrift: G. Tepe Parochia 15. 6. 1914 Jubilaeum Sacerdotii Arg. Celebranti Parochia Loeningen, sowie die Bezeichnung R. Bruun, Münster Halbmond und Krone und die Feingehaltsangabe 800. Ein Jahr später wurde von der Familie Cordes zu diesem Kelch ein Ciborium gestiftet (Abb. 8). Es ist ebenfalls aus Silber gearbeitet und vergoldet. Die Höhe beträgt 47 cm und der Durchmesser der Cuppa 17 cm. Der runde, am Rand profilierte Fuß ist mit acht gravierten Medaillons geschmückt. Sie enthalten die Szenen: Mannalese, die eherne Schlange, die Kreuzigung Christi Kommunion und letztes Abendmahl. Die einzelnen Rundbilder sind gerahmt und durch Blattwerk miteinander verbunden. Der Ansatz des runden Schaftes ist mit plastischem Blattwerk umlegt und der gedrückte Nodus durchbrochen. Der Dekor, mit dem die halbrunde Cuppa umlegt ist, endet in kleinen Blüten mit einem roten Stein als Mittelpunkt. Unterhalb des Cupparandes befindet sich die Umschrift: ECCE AGNUS DEI QUI TOLLIT PECCATA MUNDI MISERERE NOBIS. Der gewölbte Deckel ist mit gravierten Ranken verziert und mündet in eine Spitze, die von einem Kreuz bekrönt wird, das einem doppelten Blattkranz entwächst. Unter dem Fuß ist die Inschrift zu lesen: in Memoriam Maria Cordes († 13. 12. 1914) dedit fam. Cordes Loeningen 1915, sowie die Bezeichnung R. Bruun Münster i./W., mit Krone, Halbmond und dem Zeichen 800. Ebenfalls in der Werkstatt R. Bruun wurde ein zweiter, silber-vergoldeter Kelch angefertigt, dessen Höhe 19 cm und dessen Cuppadurchmesser 10,5 cm beträgt (Abb. 9). Der runde Fuß ist mit gravierten Ranken sowie vier Medaillons verziert, in denen die gegossenen Brustbilder von Christus, Maria, Joseph und Johannes aufgenietet sind. Der Ansatz des runden Schaftes ist durchbrochen und mit kleinen Türkisen besetzt. Ober- und unterhalb des Nodus verläuft ein Emailband mit Blattschmuck. Der Nodus selbst ist ebenfalls durchbrochen und mit roten Steinen verziert und die halbrunde Cuppa mit Rankenwerk umlegt. Der Fuß ist auf



Abb. 8: Ciborium, Silber, vergoldet, R. Bruun, Münster 1915.



Abb. 9: Kelch, Silber, vergoldet, Email und Steineinlagen, R. Bruun, Münster, um 1915-1920.



Abb. 10: Kelch, Silber, vergoldet, Th. Dunstheimer, Münster, 1924.



Abb. 11: Kelch, Silber, vergoldet.

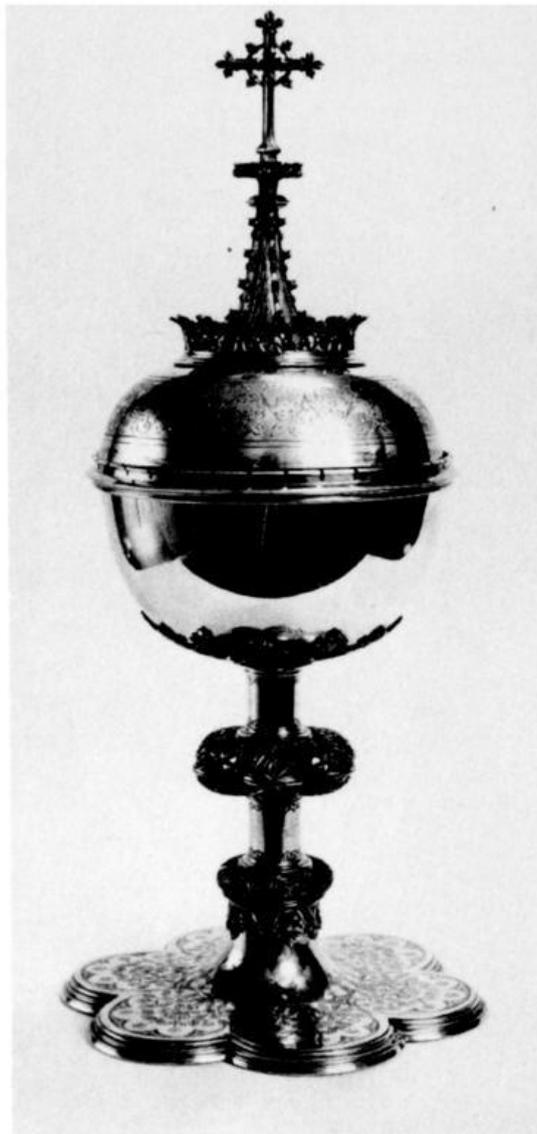


Abb. 12: Ciborium, Silber.

der Unterseite bezeichnet: R. Bruun, Münster in Westfalen, dazu kommen Halbmond und Krone sowie die Angabe 800. Zugehörig ist ein kleiner Löffel mit gekordeltem Stiel, der in einem Blattornament endet und eine Länge von 7 cm hat.

Auch der Primizkelch des Pfarrers Clemens Arlinghaus ist in historisierenden Formen gearbeitet, hergestellt wurde er von dem Goldschmied Theodor Dunstheimer in Münster (Abb. 10). Die Höhe beträgt 20 cm, und der Cuppadurchmesser 11 cm. Der runde Fuß ist mit Weinlaub und Ähren im Wechsel geschmückt und trägt am Rand die Umschrift: CALICEM SALUTATIS ACCIPIAM ET NOMEN DOMINI INVOCABO, sowie ein Cruzifix in einer Mandorla mit Strahlenkranz. Am Ansatz des Schaftes ist ein kleiner Wulst angelegt, der ebenso wie der Nodus durchbrochen und aus Weinlaub gebildet ist. Die konische Cuppa ist im unteren Teil mit plastischen Maßwerkornamenten umlegt, die nach oben in kleinen Blättern enden. Auf der Unterseite des Fußes befindet

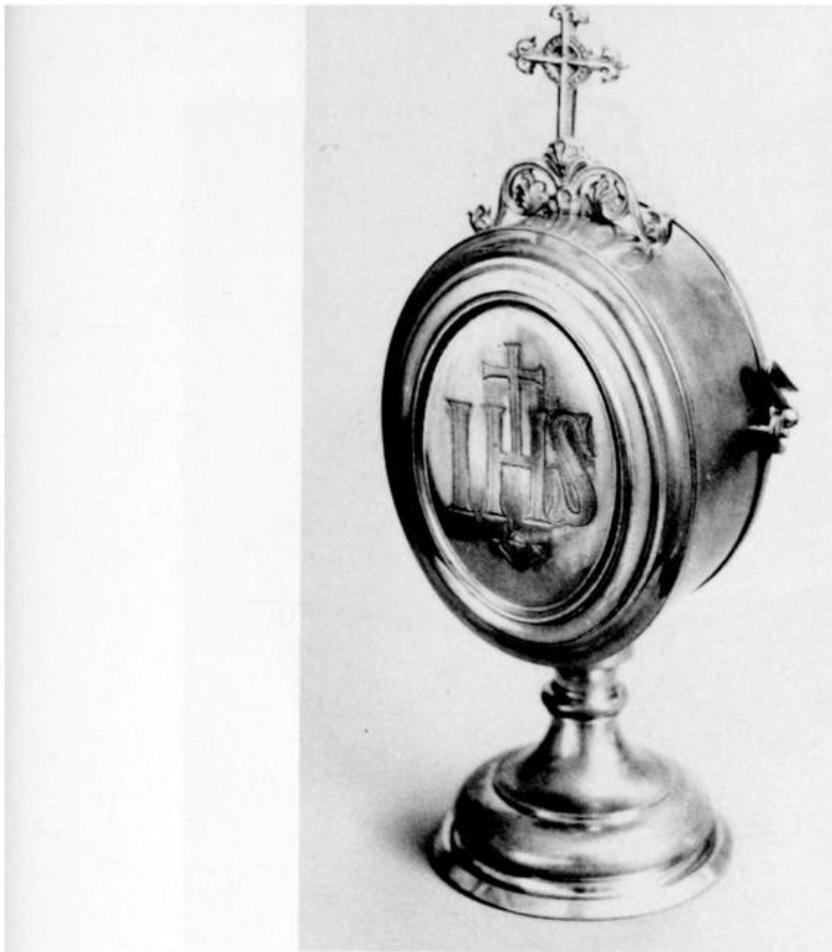


Abb. 13: Custodia, Messing, vergoldet.

sich die Inschrift: CLEMENS ARLINGHAUS 14. Juni 1924 HANC IGITUR OBLATIONEM SERVITUTIS NOSTRAE, ES SED CUNCTAE FAMILIAE TUAE QUAESUMUS, DOMINE, UT PLACCITUS ACCIPIAS, sowie der Name Th. Dunstheimer, Münster i. W. Der zugehörige Löffel endet in einem Dreiblatt und hat eine Länge von 7,5 cm.

Etwa gleichzeitig dürfte ein silber-vergoldeter Kelch entstanden sein, den die Kirchengemeinde Ramsloh ihrem scheidenden Pfarrer Lübbers zum Abschied schenkte (Abb. 11). Seine Höhe beträgt 20 cm, der Durchmesser der Cuppa 11 cm. Der runde, am Rande profilierte Fuß ist mit einer gravierten Weinranke verziert, und plastisches Rankenwerk umgibt den Ansatz des Schaftes. Der Nodus, wird aus gotischen Maßwerkornamenten gebildet, und in den Rotuli befinden sich kleine Türkise. Die halbrunde Cuppa ist im unteren Teil mit plastischem Blattwerk umlegt, und auf der Unterseite des Fußes steht die Inschrift: Augustin Lübbers, Pfarrer in Ramsloh 1944-1975 gewidmet in Dankbarkeit. Kath. Kirchengemeinde Skt. Jakobus.

Stilistisch verwandt ist ein Ciborium aus Silber von 36,5 cm Höhe und einem Cuppadurchmesser von 11,5 cm (Abb 12). Der Sechspaßfuß ist mit stilisierten Rosensträuchern verziert und der Ansatz des runden Schaftes durch eine Wein-



Abb. 14: Reliquienbehälter, Goldblech, Bergkristall und bunte Steine.

ranke betont. Der Nodus ist durchbrochen und wird aus einer Weinranke gebildet. Auch hier ist die halbrunde Cuppa in der unteren Partie mit Blattwerk umlegt, und der gewölbte Deckel endet in einer turmartigen Spitze mit einem Kreuz als Bekrönung.

In der Gruppe der Geräte mit historisierenden Formen gehört ebenfalls die Custodia für die Lunula (Abb. 13) sowie ein Reliquienbehälter. Das Material der Custodia ist vergoldetes Messing, und die Höhe beträgt 27 cm. Der runde Fuß ist gewölbt und leitet in den kurzen Schaft über. Der ovale Behälter trägt auf der Vorderseite das Christusmonogramm mit Kreuz und drei Nägeln. Der äußere Rand ist profiliert. Auf der Rückseite befindet sich der Verschluss und im Innern ein Schlitten zum Befestigen der Lunula. Die Kapsel wird von Blattranken in romanischen Formen und einem Kreuz mit Lilienenden bekrönt. Der Reliquienbehälter ist aus Goldblech getrieben und hat eine Höhe von 20,5 cm (Abb. 14). Der nahezu quadratische Fuß besteht aus vier großen Blättern, deren Mitte ein weiteres, schmales und lanzettförmiges Blatt entwächst, das die ovale Kapsel trägt. Diese ist von zartem Rankenwerk umgeben und wird seitlich von zwei gotischen Türmchen flankiert. Die vordere Scheibe wird von geschliffenen Bergkristallen eingefasst, und ein Kreuz aus roten und grünen



Abb. 15: Ciborium, Silber, vergoldet, J. van Ooyen, Kevelaer, 1947.



Abb. 16: Kelch, Silber, Rauchtropas, E. und F. Teuffel, Münster 1958.



Abb. 17: Kelch, Silber, teilvergoldet, Amethyste, 1969.

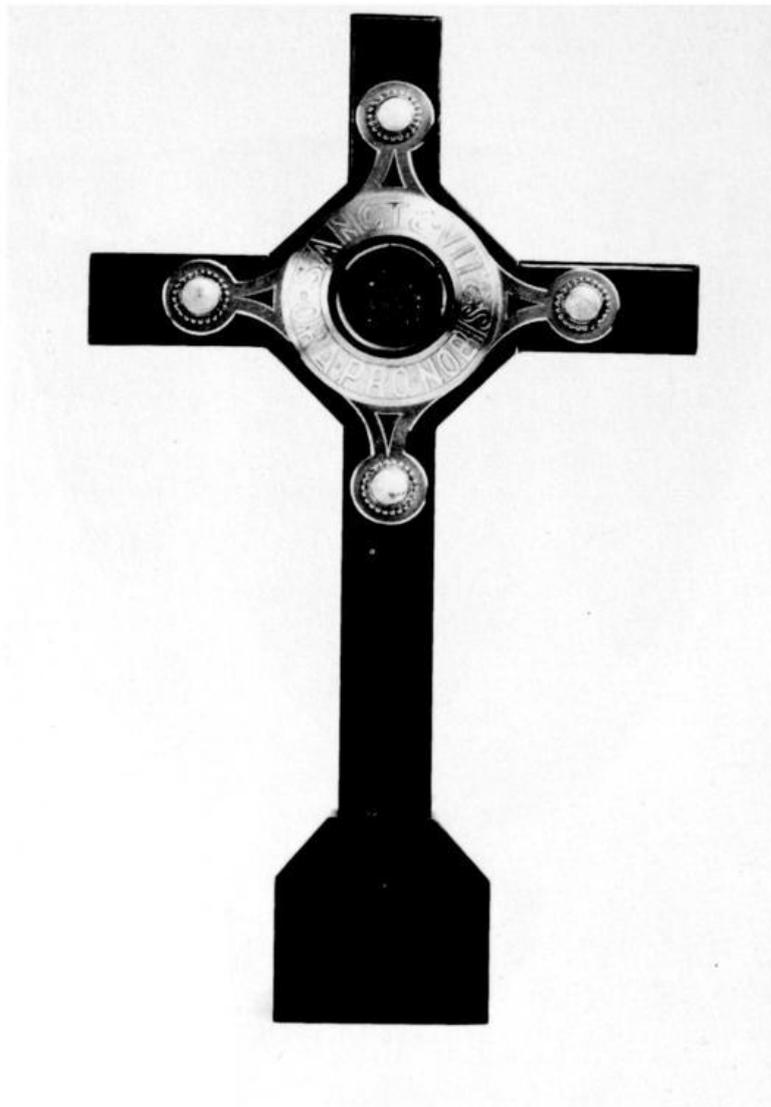


Abb. 18: Vitusreliquiar, Holz, Messing vergoldet, Türkise.

Steinen bildet die obere Bekrönung. Schon um die Jahrhundertwende setzten in kirchlichen Kreisen Bestrebungen ein, die eine Lösung von der allzu engen Bindung an die historischen Vorbilder forderten. 1914 zog Fritz Witte eine Bilanz dieser Bemühungen, aus der hervorgeht, daß die Position der konservativen Kräfte zu dieser Zeit noch sehr stark war¹⁶⁾.

Im Jahre 1919 wurde in Köln das Institut für christliche Kunst gegründet, dessen Ziel es sein sollte, den Künstlern Anregungen zu vermitteln, aber auch Geistliche und Gemeinden beratend zu unterstützen¹⁷⁾. Wie lange noch das traditionelle Formengut weiterlebte, zeigt der Primizkelch des Pfarrers Arlinghaus, der 1924 datiert ist und noch in neuromantischem Stil gearbeitet ist.

Das von dem gleichen Pfarrer 1947 erworbene Ciborium zeigt dann einen modernen Dekor unter Beibehaltung der kanonischen Grundform (Abb. 15). Das Material ist vergoldetes Silber, die Höhe beträgt 39 cm und der Cuppadurch-

messer 18,5 cm. Der runde Fuß ist mit einem gravierten Blattkranz geschmückt, unter dem kleine mit Kreuzen verzierte Spitzen hervorschauen. Der runde, konisch verlaufende Schaft trägt ein Zackenmuster und auf der halbrunden Cuppa sind umlaufend die Worte zu lesen: ECCE PANIS ANGELORUM FACTUS CIBUS VIATORUM. Der runde Deckel ist mit einem doppelten Strahlenkranz bedeckt, und als Griff dient eine durchbrochene Scheibe, die das Christusmonogramm sowie die Buchstaben Alpha und Omega umschließt. Unter dem Fuß befindet sich die Inschrift: Pfarrer Arlinghaus 1947 sowie der Name des Goldschmiedes Joh. van Ooyen, Kevelaer.

Die beiden jüngsten Altargeräte des Kirchenschatzes von Löningen sind die Primizkelche des amtierenden Pfarrers, Dechant Joseph Saalfeld, und des Kaplans Julius Voos. Der Kelch des ersteren ist aus Silber gearbeitet, seine Höhe beträgt 18 cm und der Cuppadurchmesser 10 cm (Abb. 16). Der kegelförmige Fuß ist mit einem gleicharmigen Kreuz verziert und ein Rauchtropas, dessen Oberfläche gitterförmig geschliffen ist, bildet den Nodus. Die konische Cuppa ist innen vergoldet. Auf der Unterseite des Fußes befindet sich die Inschrift: „Zur Hl. Priesterweihe 11. 2. 1958 Deine Mutter und Geschwister“ sowie das Zeichen der Goldschmiede E. und F. Teuffel in Münster mit Krone und Halbmond.

Der zweite Kelch besteht aus gehämmertem Silber und ist 19 cm hoch, mit einem Cuppadurchmesser von 11 cm (Abb. 17). Auch hier ist der Fuß kegelförmig gearbeitet und mit einem gleicharmigen Kreuz verziert. Den ringförmigen Nodus schmücken sieben Amethyste in Kastenfassungen. Die konische Cuppa ist im Inneren vergoldet. Unter dem Fuß befinden sich die Zeichen Krone und Halbmond. Durch die am 23. III. 1969 erfolgte Priesterweihe des Besitzers ist der Kelch zu datieren.

Eine Sonderstellung unter den Altargeräten nimmt das Vitusreliquiar ein (Abb. 18). Es besteht aus schwarz gebeiztem Holz in Kreuzform von 20 cm Höhe. Der Schnittpunkt der Balken ist quadratisch angelegt und die dort eingelassene Reliquie wird von einer runden, vergoldeten Fassung umschlossen auf der die Worte stehen: SANCTE VITE ORA PRO NOBIS. Die vier Kreuzbalken werden von Türkisen in Rundfassungen geschmückt, die durch kurze Stege mit der Reliquienkapsel verbunden sind.

Anmerkungen

- 12) Dora Heinz, Zum Problem des Historismus in Österreich, in: Katalog 100 Jahre Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien 1964-1965, S. XXVII f.
- 13) Heinrich Schrörs, Die kirchliche Kunst in der Gegenwart und ihre nächste Aufgabe, in: Zeitschrift für christliche Kunst VIII, 1895, Sp. 155 f.
- 14) Angaben über die Werkstatt R. Bruun, verdanke ich den Herren J. C. Osthues und A. Teuffel, Münster. Auch dem Stadtarchiv Münster sei für freundliche Hilfe gedankt.
- 15) Walter Borchers, Der Osnabrücker Domschatz, Osnabrück 1974, S. 167, Abb. 256.
- 16) Fritz Witte, Talmi gegen Gold, in: Zeitschr. für christl. Kunst 1-2, XXVII, 1914, S. 13 f.
- 17) Ders., Die ersten Arbeiten des Institutes für religiöse Kunst in Köln, in: Zeitschrift für christliche Kunst XXXIII, 1920, S. 103 f.

Die Realschule Dinklage

VON ALBERT HÖNEMANN

Die Dinklager Schulen

Im Mittelalter waren die Schulen kirchliche Einrichtungen, verbunden mit einem Kloster oder einer Domkirche, sie wurden meistens von Söhnen des Adels besucht. Hauptziel dieser Schulen war die Vorbereitung auf den geistlichen Beruf. Die Kinder der Adeligen wurden schon zu Hause von einem Hauslehrer unterrichtet. So ist auch zu vermuten, daß bei den Drost von Dinklage Hauslehrer tätig waren. Im 16. Jahrhundert wird zum ersten Male ein Johann Christian Klinghammer als Hauslehrer genannt.

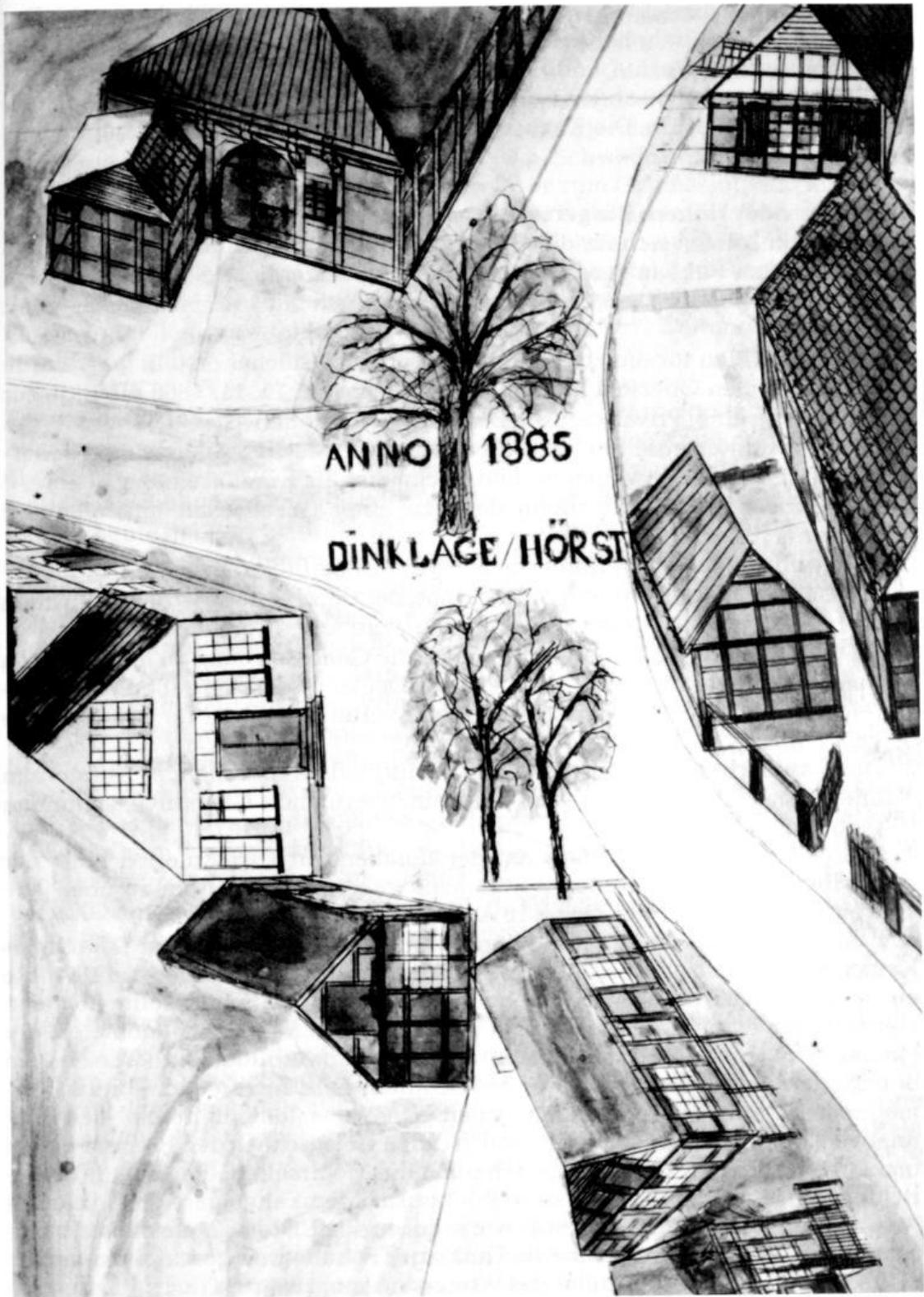
Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts stand für die Bürger von Dinklage eine Lateinschule zur Verfügung, die im Jahre 1652 erwähnt ist. Die Gründung geht wahrscheinlich auf die Initiative der Familie von Galen zurück, die seit 1641 Droste des Amtes Vechta waren. Die Gründung der Schule hat kurz nach 1641 stattgefunden. Sie hatte als Vorbilder die Lateinschulen in Vechta und Lönningen. Besondere Fächer waren Lesen, Schreiben, Rechnen und vor allem Kenntnisse der biblischen Geschichte. Das erste Schulgebäude stand neben der Kirche und wurde im Jahre 1674 durch ein neues Gebäude hinter der Kirche abgelöst. Mädchen und Jungen konnten die Schule gemeinsam besuchen. Der Schulbesuch war freiwillig. Die Freiherren von Galen ernannten die an der Schule tätigen Lehrer. Dieses Vorrecht behielten sie bis zur Einführung des Oldenburger Schulgesetzes im Jahre 1910. Die Lehrer erhielten zu der Zeit kein festes Gehalt. Ihre Einkünfte erzielten sie aus dem Schulgeld, sechs Schillinge pro Halbjahr, das die Kinder zu entrichten hatten. Zu Ostern und zu Weihnachten erhielten die Lehrer zusätzliche Bezahlungen in Naturalien (Fleisch, Eier, Korn.) Schon zu Beginn erfreute sich die Schule eines guten Besuchs. Im Jahre 1652 waren es bereits 80 Kinder; im Sommer war die Zahl geringer, da die Kinder auf dem Hof arbeiten mußten. Wichtige Neuerungen traten durch die Gesetzgebung des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen auf, die sich für Dinklage wie folgt auswirkten:

1. Von jetzt an sollte in den Schulen nicht mehr Latein, sondern Deutsch gelehrt werden. Doch konnte man weiterhin Lateinunterricht erhalten, wenn der Schüler es wünschte.
2. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt, auch für die Mädchen. Es hat zwar eine gewisse Zeit gedauert, bis die Gesetze überall verwirklicht wurden; dennoch ist es auffällig, daß der Fürstbischof schon 1674 die allgemeine Schulpflicht vorschrieb.
3. Gleichzeitig wurde ein festes Gehalt für den Schullehrer vorgeschrieben, der daneben auch weiterhin Schulgeld von den einzelnen Kindern beziehen sollte.

Bei einer Visitation der Schulen ordnete der Fürstbischof für die Dinklager Schulen folgendes an:

„Undt weilien die Schuele anitzo von neuen erbauet wirt, solle daselbstens ein Schulmeister vermög der ordnung tertiae classis angesetzt und demselben aus des Kirchspiels Mitteln dreitzigh Reichsthaler zugekehret werden.“¹⁾

Ebenfalls ordnete der Fürstbischof den Bau einer eigenen Mädchenschule an, in der im Jahre 1682 der Unterricht aufgenommen werden konnte.



In den Visitationsberichten wurde die Knabenschule immer wieder gelobt. Der Unterricht hatte ein sehr hohes Niveau, so daß immer mehr Schüler aus Dinklage die Gymnasien in Vechta und Osnabrück besuchen konnten. Beide Schulgebäude wurden um 1800 abgerissen und durch neue ersetzt. Die neue Mädchenschule brannte 1905 ab. Die Knabenschule wurde im Jahre 1953 Schulgebäude für die Mittelschule.

Rektorats- oder Höhere Bürgerschule

Viele Bürger setzten sich für die Gründung dieser Privatschule ein. Aus einem Brief des ersten Rektors der Schule an das Großherzogliche Staatsministerium zu Oldenburg im Jahre 1895 geht hervor, daß es sich um 36 Personen gehandelt haben muß.²⁾

Nachdem der Plan für die zu erteilenden Unterrichtsfächer erstellt war, wurde dem Katholischen Oberschulkollegium zu Vechta am 12. 11. 1868 die Bitte zur Genehmigung einer Privatschule in Dinklage vorgetragen³⁾.

Die Bürger wählten aus ihrer Mitte Kaufmann J. A. Mäckel, Amtsrichter Nieberding, Zeller Többe-Schwegmann und Böckmann als Kuratorium der Schule.⁴⁾

Die Begründer der Schule traten dann zu einer Gesellschaft mit folgender Organisation zusammen.

1. Zur Aufbringung der erforderlichen Mittel beteiligen sich die Mitglieder der Gesellschaft mit Anteilen. Die Höhe der Einzelanteile wird zu 10 Talern festgesetzt, jedes Mitglied kann beliebig viele Anteile erwerben.
2. Erste Anzahlung auf einen Anteil haben die Genossen dann zu leisten, wenn die Einnahmen aus dem Schulgeld zur Deckung der Ausgaben nicht ausreichen. Etwaiger Überschuß wird nicht verteilt, sondern für Schulzwecke verwandt.
3. Die Gesellschaft wird durch ein aus 4 Mitgliedern bestehendes Kuratorium und die wenigstens einmal im Jahr einzuberufende Generalversammlung vertreten.
4. In der Generalversammlung hat der Inhaber von 1–5 Anteilen eine, der Inhaber von 5–10 Anteilen 2 Stimmen, während zur Verfügung über jede weitere Stimme der Besitz von 10 Anteilen mehr erforderlich ist.

Die Einrichtung der Privatschule bedurfte danach der Zustimmung durch das Katholische Oberschulkollegium. Als diese am 30. 11. 1868 erteilt wurde, konnte am 1. 12. 1868 der Unterricht aufgenommen werden. Die Schule sollte über den elementaren Unterricht hinaus einen weiterführenden Unterricht anbieten, der einerseits für eine höhere Staatsanstalt (Gymnasium) vorbildete, andererseits den unmittelbar in den Beruf eintretenden Schülern eine bessere Schulbildung ermöglichte. Da bisher ein Übergang zu einem Gymnasium nur durch Nachhilfeunterricht möglich war, der vornehmlich durch Geistliche in den Fächern Latein und Griechisch erteilt wurde, bot sich somit die Möglichkeit, eine Schule einzurichten, die vielen Schülern bessere Bildungsmöglichkeiten gab. Eine Anknüpfung an die ehemalige Lateinschule war somit erreicht. Die Gründer dieser Privatschule haben damit eine Lücke im Dinklager Schulwesen geschlossen; gleich zu Beginn besuchten 30 Schüler das Wintersemester 1868/69.

Das Ziel der Rektoratsschule war, Schülern in einem dreijährigen Kursus bei Fortsetzung des Elementarunterrichts den Anschluß an eine höhere Lehranstalt zu ermöglichen. Schulpflichtige Kinder vom 12. Lebensjahr an und aus der Schulpflicht entlassene Kinder hatten die Möglichkeit, die Schule zu besuchen. Der Unterricht erstreckte sich damals auf die Fächer: Religion, Deutsch, Latein,

Französisch, Geschichte, Geographie, Rechnen, Mathematik, Schreiben, Zeichnen, Naturgeschichte und Naturlehre in der unteren Klasse, während die Mittelklasse außerdem in Griechisch, Physik, Chemie, kaufmännischem Rechnen und in der Buchführung unterrichtet wurde.

Als erster Rektor der Schule wurde der Dinklager Hermann Heinrich Burwinkel gewonnen. Burwinkel wurde am 16. Mai 1834 in Schwege bei Dinklage geboren. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er zum Gymnasium Vechta, wo er im August 1855 sein Reifezeugnis erhielt. Danach studierte er in Münster Philosophie und Theologie. Dann wandte er sich dem Lehrfach zu und erteilte zunächst Privatunterricht. Nach einer Berufung zum stellvertretenden Direktor in Hamburg wurde er für die Rektoratsschule in Dinklage verpflichtet. Das Katholische Oberschulkollegium erteilte Burwinkel die Erlaubnis zur Leitung der Rektoratsschule.⁵⁾

Erste Standorte. Das Gebäude, in dem der erste Unterricht stattfand, war ein altes Haus auf der Hörst. Es stand neben dem ehemaligen Krankenhaus, existiert aber nicht mehr. Die genaue Lage kann nicht mehr gegeben werden. Ein ehemaliger Nachbar der Schule ist der Meinung, daß das Gebäude dort gestanden hat, wo heute der Parkplatz des Rehabilitationszentrums angelegt ist.⁶⁾

Später mietete das Kuratorium ein Haus an der Langestraße. Dieses erhielt 1975 eine neue Fassade und einen neuen Innenausbau. Unklar ist, warum im Jahre 1894 ein eigenes Schulgebäude an der Sanderstraße errichtet worden ist. Die Schülerzahl gibt keinen Hinweis. Im Gegenteil, es besuchten nur 15 Schüler die Schule. Nach Übernahme der Schule durch die Gemeinde Dinklage steigerte sich die Schülerzahl auf 49 im Wintersemester 1901/02. Diese Zahl macht deutlich, daß nur durch die Übernahme und der damit verbundenen Senkung des Schulgeldes ein größeres Schulpotential in den niederen und mittleren Schichten die Möglichkeit einer besseren Schulung nutzte. Trotz des Anstiegs der Schülerzahl war es der Gemeinde nicht möglich, die Schule weiterhin kostendeckend zu halten. Am 11. September 1902 stellte sie ein Gesuch um jährliche Beihilfe zur Erhaltung der Höheren Bürgerschule. Dieses Gesuch wurde aber am 14. Oktober 1902 mit der Begründung abgelehnt, daß die Schule in Dinklage nicht dem Charakter einer Höheren Bürgerschule im Sinne des Artikels 90 des Staatsgrundgesetzes und des Artikels 15 des Schulgesetzes entspreche.

Die Schule zwischen den beiden Weltkriegen. Über die Zeit während des Ersten Weltkrieges sind kaum Akten vorhanden. Lediglich Nachfragen der zu der Zeit an der Schule beschäftigten Lehrer, die um eine Anrechnung ihrer Dienstjahre an der Rektoratsschule auf ihre Gesamtdienstzeit bitten. Schließlich erhielten die Lehrerin Fr. Wittrock und der Lehrer J. Dierkes am 25. September 1914 die an der Rektoratsschule zugebrachte Zeit auf ihre Gesamtdienstzeit angerechnet.

Die Schule von 1935 bis 1946. Im Jahre 1935 bestand die Rektoratsschule, auch Höhere Bürgerschule genannt, bereits 67 Jahre. Die vielfältigen Schwierigkeiten, die schon kurz nach der Aufnahme des Unterrichts am 1. September 1868 auftraten, wurden unter Aufwendung großer Mühen und den tatkräftigen Hilfen aller Kuratorien und Lehrer immer wieder gemeistert. Die Rektoratsschule hatte ihren festen Platz im Dinklager Schulwesen immer wieder behaupten können, da sie als notwendiges Sprungbrett zu höheren Schulen und zu gehobeneren Stellungen im Berufsleben diente. Die Möglichkeiten, die dieser Schultyp allen

Schülern bot, waren ohne Zweifel attraktiv, wie auch die steigenden Schülerzahlen nach der Übernahme der Schule durch die Gemeinde immer wieder bewiesen. Bedingt durch den nun herrschenden Zeitgeist des Nationalsozialismus mußte die Schule wohl in ihre schwerste Krise seit ihrem Bestehen geraten. Der Nationalsozialismus brachte vor allem eine Wende im Schulwesen, als er mit Wirkung vom 22. Juli 1932 das Katholische Oberschulkollegium in Vechta auflöste. Das gesamte Schulwesen wurde dem Minister der Kirchen und Schulen in Oldenburg unterstellt, so auch die Rektoratsschule in Dinklage. In einem Bericht vom 23. April 1935 an das Ministerium des Innern weist der Minister der Kirchen und Schulen darauf hin, daß die private Rektoratsschule in Dinklage einen jährlichen Zuschuß von der Gemeinde erhält. Da die Schule aber in ihrer Besetzung mit Lehrkräften und in ihrer Ausstattung mit Lehrmitteln in keiner Weise den Anforderungen entspricht, die an eine öffentliche Schule gestellt werden, hält er es für wünschenswert, daß die Schule geschlossen wird und der Zuschuß der Gemeinde fortfallen soll.

Dem Nachfolger des Katholischen Oberschulkollegiums, dem Ministerium der Kirchen und Schulen, war die Übernahme durch die Gemeinde im Jahre 1901 angeblich nicht bekannt. Es sah die Schule als Privatinstitution an.

Das Ministerium bestand auf einer Reihe von Änderungen, wenn die Schule fortbestehen sollte. Ordnungsgemäße Ausrüstung mit Lehrmitteln, zwei weitere Lehrkräfte und als Leiter ein pädagogisch und wissenschaftlich vorgebildeter Fachmann wurden gefordert. In Zukunft müßten auch Mädchen aufgenommen werden. Die dabei entstehenden Kosten müsse die Gemeinde selber tragen. Ein Landeszuschuß könne nicht gewährt werden, da ein staatliches Interesse am Fortbestehen der Schule nicht vorhanden sei. Der damalige Bürgermeister Diekmann sah die Erfüllung der gestellten Forderungen als nicht durchführbar an und antwortete dem Minister: „Trotzdem die Schule hier über 70 Jahre mit gutem Erfolge gearbeitet hat und die Einwohner dieselbe ungern vermissen, bleibt mir aber nichts anderes übrig als die Privatschule mit dem Ende des laufenden Schuljahres aufzulösen.“

Damit schien das Ende der Rektoratsschule gekommen zu sein. Im Jahre 1936 aber beschlossen die Gemeinderäte und der Bürgermeister auf der Gemeinderatssitzung vom 11. Januar ein Fortbestehen der Schule. Durch die Ausführung der notwendigen Änderungen konnte bereits Ende Januar die Rektoratsschule in eine Höhere Bürgerschule umgewandelt werden. Trotz mehrerer Bedenken, besonders die des Ortsgruppenamtleiters des N. S. L. B. (Nationalsozialistischer Lehrer-Bund), genehmigte der Minister der Kirchen und Schulen am 27. April 1936 das Weiterbestehen der Schule. Am 23. Januar 1937 wird die neue Satzung der nunmehr Höheren Bürgerschule genehmigt, so daß der Lehrbetrieb wieder in vollem Umfange aufgenommen werden kann.

Umwandlung der Schule in eine Mittelschule und Schwierigkeiten während des Zweiten Weltkrieges

Der genaue Hergang der Umwandlung kann leider nicht mehr rekonstruiert werden, da über diesen Vorgang nur drei Schreiben vorhanden sind. Die Initiative muß aber wohl von der Höheren Bürgerschule ausgegangen sein. Die Umwandlung in eine Mittelschule wurde durch den Erlaß des Reichsministeriums für Wirtschaft, Erziehung und Volksbildung ermöglicht. Die Umwandlung hatte zu Ostern 1940 zu erfolgen und war an eine Reihe von Bedingungen geknüpft. So benötigte die Schule einen Schulgarten, eine Lehrküche, einen Werk- und

Zeichenraum, einen Raum für Naturlehre und Lebenskunde und natürlich geeignete Lehrkräfte. Der Garten und die Räumlichkeiten konnten ohne Schwierigkeiten erstellt werden; mehr Lehrkräfte zu bekommen, war aber nicht möglich, da alle männlichen Lehrer zum Wehrdienst eingezogen waren. Zu dieser Zeit übernahm Fr. Elisabeth Meyer die Leitung der Schule. Mehrfach stellte sie Anträge an das Ministerium, pensionierte Lehrkräfte einstellen zu dürfen.

Neubeginn. Wegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Schule am 10. 4. 1945 geschlossen. Ein neuer Anfang mußte geschaffen werden. Im Herbst 1945 nahmen die Mittelschullehrerinnen Fr. Meyer, Fr. Schopen und Fr. Mauer die Neuanmeldungen entgegen. Die Leitung der Schule übernahm zunächst Vikar Sommerfeld. Mit 153 Kindern in 5 Klassen konnte der Unterricht wieder aufgenommen werden. Eine weitere Verstärkung war Lehrer Freisfeld, der aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Im Herbst 1946 legte Vikar Sommerfeld die Leitung der Schule nieder. Am 5. Oktober 1946 teilte der Gemeinderat dem Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg mit, daß Studienrat Buschenhenke die Leitung der Schule übernommen habe.

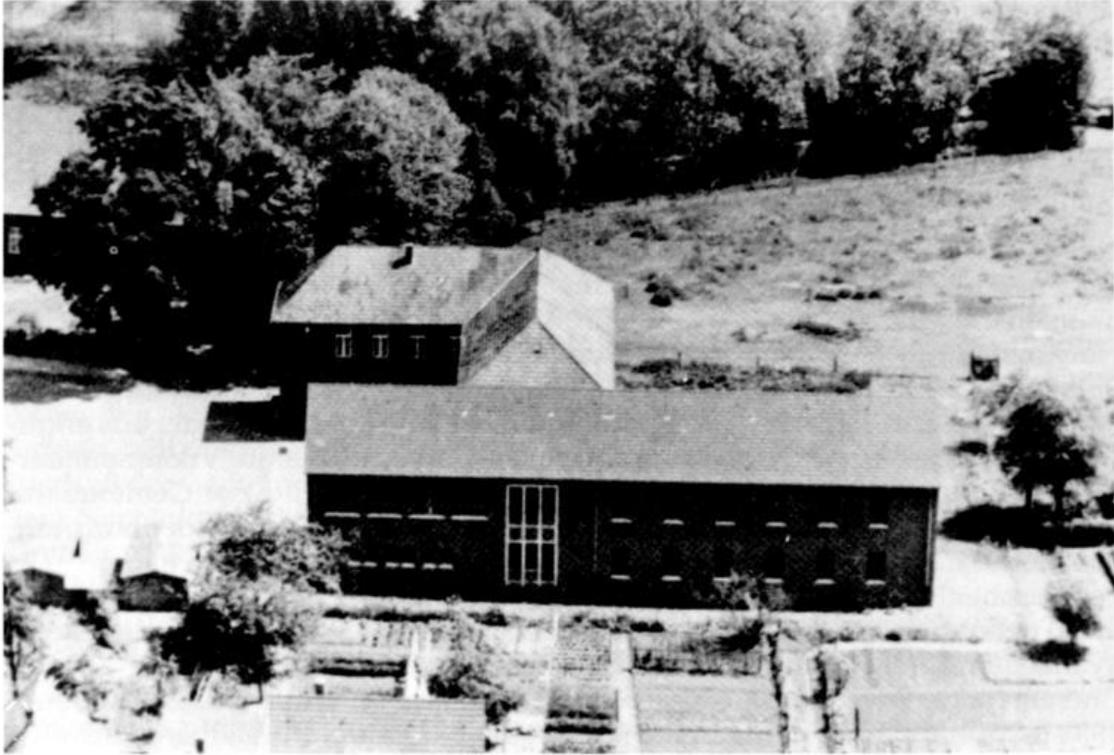
Leo Buschenhenke wurde am 19. September 1906 in Mintewede (Kreis Cloppenburg) geboren. Nach dem Besuch der Volksschule machte er 1927 an dem Realgymnasium Cloppenburg sein Abitur. Sein Studium in den Fächern Physik und Chemie führte ihn an die Innsbrucker und Münstersche Universität. Am 25. Juni 1933 legte er die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen ab, die pädagogische Prüfung folgte am 29. Juni 1935. Danach versah er seinen Dienst in Oldenburg, Cloppenburg und übernahm 1935 die Leitung der Realschule Langeoog. Ab 1946 bis zur Pensionierung im Jahre 1972 leitete er die Realschule Dinklage.

Umzug in das Schulgebäude am Kirchplatz und erste Erweiterung. Seit dem Jahre 1894 war die jetzige Realschule an der Sanderstraße untergebracht. Die Verhältnisse im Schulgebäude waren zuletzt katastrophal. Bezeichnend für ihren Zustand war der Name, den die Schüler für die Schule fanden: Rattenschule. Trotz ihres Zustandes wurde das Gebäude weiterhin von verschiedenen Schulklassen benutzt, um so einer herrschenden Raumnot Abhilfe zu schaffen. Lange Zeit beherbergte das Gebäude die evangelische Volksschule, bis es zu einer Fabrik umgestaltet wurde.

Im Schuljahr 1951/52 wurde die neue Kardinal-von Galen-Schule, eine Volksschule für Jungen und Mädchen eingeweiht. Das freiwerdende Schulgebäude am Kirchplatz wurde renoviert und der Mittelschule zugewiesen. Die Schule hatte 10 Klassenräume, davon 3 unterrichtsspezifische. Hinzu kam noch ein 450 qm großer Schulgarten. Trotzdem reichte auch dieses Gebäude mit der Zeit nicht mehr aus, da die Schülerzahl ständig stieg. Im Jahre 1958 besuchten 202 Kinder die Mittelschule. Aus Raummangel wurden der Handarbeitsraum und das Lehrmittelzimmer zu Klassenräumen umgebaut. Neben der Renovierung des alten Gebäudes, neuem Fußboden, elektrischer Heizung, Wasserleitung und einem neuen Anstrich, wurde die notwendige Erweiterung durchgeführt.

Durch diesen Anbau erhielt die Schule 3 weitere Klassenräume, 1 Physikraum, 2 Vorbereitungsräume, 1 Zeichenraum, 2 Lehrmittelräume, Halle, elektrische Heizung, Toiletten für Lehrer, Schülerinnen und Schüler, Fahrradstände und einen Regengang. Die Kosten beliefen sich auf 300.222,98 DM.

Durch diesen Erweiterungsbau im Jahre 1961 konnten die Raumprobleme für eine längere Zeit behoben werden.



Realschule 1962

Die Realschule

Am 5. Oktober 1969 beging die Realschule ihr 100jähriges Bestehen. Die Schule hatte bereits im Jahre 1964 den Namen Realschule erhalten.

Eine Woche stand die Schule ganz im Mittelpunkt dieser Feier. Einen besonderen Rahmen bildete die Jugendmusikschule Romberg, im Jahre 1964 von Rektor a. D. Wulf gegründet. Neben einigen Konzerten, beherrschten künstlerische und sportliche Veranstaltungen diese Feier.

Die zweite Erweiterung. Trotz der ersten Erweiterung im Jahre 1961 gelang es nicht, alle Schüler im Laufe der Zeit in Klassenräumen unterzubringen. Die Zahl der Neuanmeldungen stieg stetig. Aus diesem Grunde reichte der Leiter der Realschule einen Bedarfsplan bei der Gemeinde Dinklage ein. In seinem Schreiben vom 1. August 1968 berichtete er, daß Physik- oder Chemieräume nicht mehr zur Verfügung stünden, da sie als Klassenräume dienen müßten.

Der bereits geplante Anbau müsse nun beschleunigt werden. Unterstützt wurde dieses Projekt durch den Landkreis Vechta und den damaligen Bundesminister Schmücker. Die Bauarbeiten begannen am 1. September 1969 und endeten im März 1971.

Das Raumprogramm bildete einen umbauten Raum von 5.346 cbm. Es wurden erstellt: 6 Klassenräume, 1 Lehrküche, 1 große Pausenhalle, Pausengänge, Fahrradständer und Außenanlagen.

Der gesamte Ausgabenbetrag belief sich auf 971.000,00 DM.

Die Realschule in der Sekundarstufe. Die Schulsituation in Dinklage hat sich durch den Bau der Sekundarstufe I wesentlich verbessert. Es ist ein Schulzentrum für fast 1000 Schüler entstanden, das mit der Realschule, der Hauptschule und der

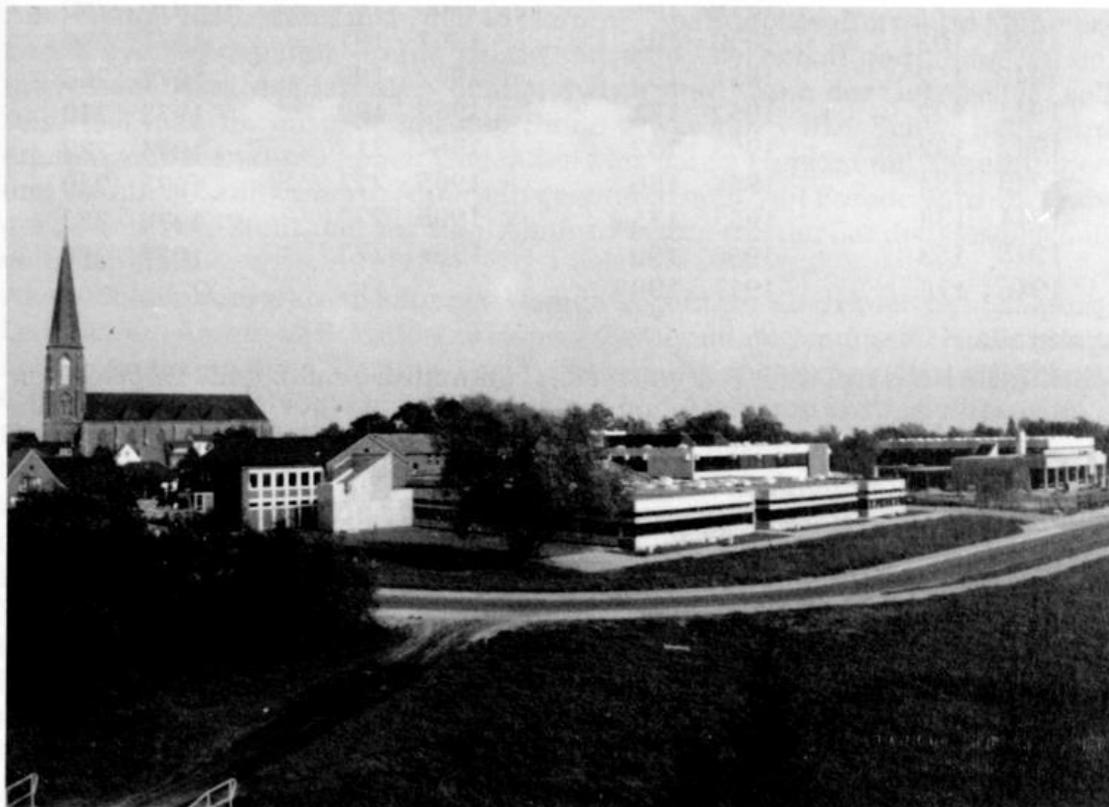
organisatorisch angebundenen Orientierungsstufe einen ausgezeichneten Sekundarstufenstandort bildet. Der am 30. September 1971 gefaßte Beschluß, die Sekundarstufe I, das heutige Schulzentrum, zu bauen, ist ein Ergebnis der guten Zusammenarbeit der Lehrerschaft mit dem Rat und der Verwaltung der Gemeinde Dinklage.

Von den örtlichen Gegebenheiten her bot sich die Realschule im Ortskern an. Somit war eine Verknüpfung der Realschule mit der Sekundarstufe erfolgt. Trotzdem ist die Realschule aber immer noch eine selbständige Schule. Die optimale Ausstattung des Schulzentrums dient allen drei Schulformen.

Seit Einführung der Orientierungsstufe im Jahre 1972 besteht eine aktive Mitarbeit der Realschullehrer in der Orientierungsstufe. Die Durchlässigkeit zwischen den einzelnen Schulsystemen wird von der Realschule noch dadurch unterstützt, daß sie Schülern, die von der Orientierungsstufe der Hauptschule zugewiesen werden, die Möglichkeit einer Prüfung an der Realschule bietet.

Der Zukunftsplan des Dinklager Schulwesens bezieht auch das Rehabilitationszentrum mit ein. Im Falle der gesamten Herstellung des Zentrums soll es behinderten Schülern möglich sein, das Schulzentrum zu besuchen, und die verschiedenen Schultypen zu durchlaufen.

Hier wird ein Modellfall geschaffen, der den Behinderten eine weitgehende schulische Ausbildung unter den Bedingungen ermöglichen soll, wie sie Nicht-behinderte erfahren. Die Voraussetzungen, auch in baulicher Hinsicht, sind geschaffen, so daß diesem Versuch nichts mehr im Wege steht.



Schulzentrum Dinklage 1977

Rektoren der Schule ab 1868

1868 – 1884	Heinrich Hermann Burwinkel, Dinklage
1884 – 1887	Lehrer Trenkamp, wahrscheinlich aus Brockdorf
1887 – 1907	August Pille, Langwege bei Dinklage
1907 – 1917	Heinrich Nording, Bösel
1917 – 1921	Heinrich Hegemann, Schmedehausen/Westfalen
1921 – 1928	Theodor Frühling, Hamburg
1928 – 1929	Leopold Funke, Berlin
1929 – 1936	Vikar Otto Langeland, Bakum
1936 – 1940	Hermann Schröder, Cloppenburg
1940 – 1944	Elisabeth Meyer, Mühlen
1944 – 1945	August Bosche, Höne bei Dinklage
1945 – 1946	Vikar Heribert Sommerfeld, Vechta
1946 – 1972	Leo Buschenhenke, Mintewede/Cloppenburg
1972 – 1973	Heinrich Hartong, kommissarischer Leiter
1973 – heute	Willi Glißmann, Steinfeld

Schülerzahlen

Die Schülerzahl in den Jahren 1868 bis 1935 betrug durchweg 25 Schüler, sie schwankte zwischen 15 und 60.

Die Entwicklung seit 1936 sei hier im einzelnen aufgeführt, weil sie für sich spricht.

1936	53	1947	173	1958	202	1968	315
1937	51	1948	182	1959	193	1969	301
1938	77	1949	187	1960	185	1970	260
1939	103	1950	195	1961	191	1971	290
1940	152	1951	195	1962	199	1972	266
1941	122	1952	171	1963	199	1973	210
1942	132	1953	162	1964	213	1974	222
1943	134	1954	166	1965	222	1975	259
1944	138	1955	175	1966	239	1976	283
1945	153	1956	190	1967	273	1977	286
1946	178	1957	198				

Auszug aus:

Schriftliche Hausarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen

Thema der Arbeit: Die Entstehung der Realschule Dinklage

– ein Beitrag zur regionalen Schulgeschichte

Referent: Studienleiter R. Kasperlik

Dinklage im November 1976

Literaturverzeichnis und Quellen

- 1) Heitmann, Clemens: St. Catharina Dinklage – Mitteilungen des Heimatvereins Herrlichkeit Dinklage e. V., Viertes/Fünftes Heft, 1971, S. 140 ff.
- 2) Acta Specialia, Oberschulkollegium, betr.: Die Privatschule (Höhere Bürgerschule) zu Dinklage, Staatsarchiv Oldenburg.
- 3) siehe Punkt 2)
- 4) siehe Punkt 2)
- 5) Großherzoglich Oldenburgisches Staatsministerium, Department der Kirchen und Schulen, Herzogtum Oldenburg, Acta betreffend die Höhere Bürgerschule in Dinklage
- 6) Bei den hier gemachten Aussagen berufe ich mich auf die Aussagen von Herrn Grefenkamp, Dinklage. Sein Haus steht in der Nachbarschaft der ehemaligen Rektoratsschule.

Die Oldenburgische Landwirtschafts-Gesellschaft – ein Impulsator für die heimische Landwirtschaft (1818 - 1894)

VON ALFONS SCHWERTER

Die zahlreichen Erfindungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts bewirkten, daß in Europa, vor allem in England, das Zeitalter der Industrialisierung begann. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, so gering sie uns im Vergleich zu heute auch erscheinen mögen, hatten für die Landwirtschaft eine große Bedeutung. Somit ist es nicht verwunderlich, daß einige Landesherren den technisch-naturwissenschaftlichen Fortschritt erkannten.

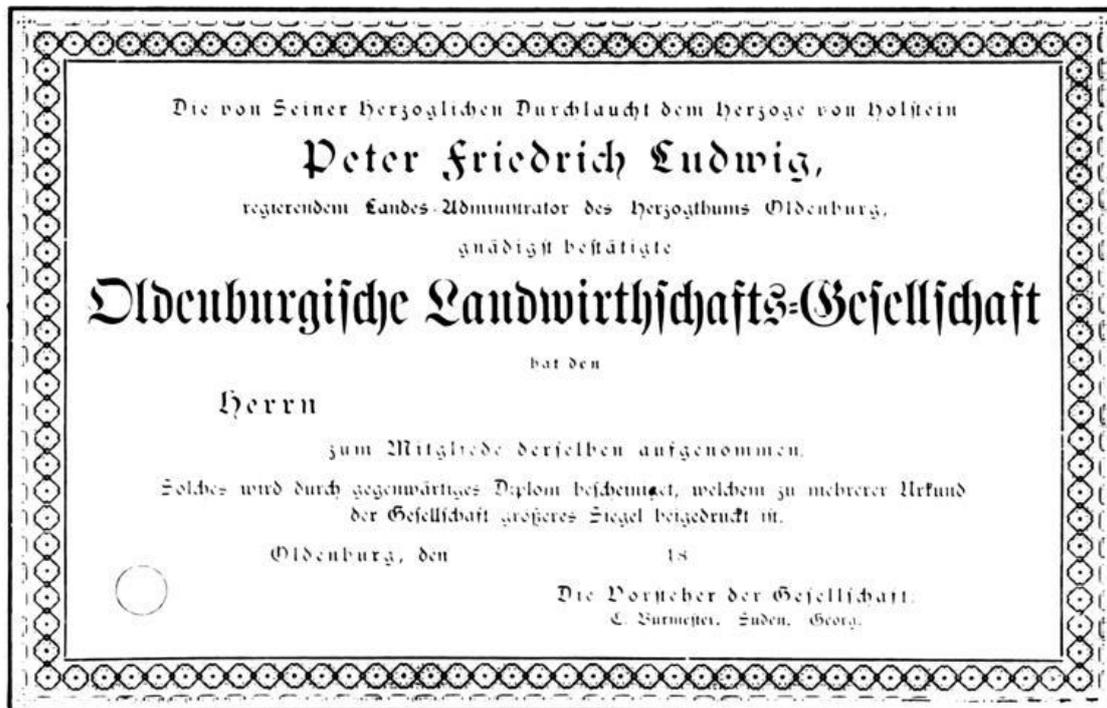
In Niedersachsen wurde die erste Landwirtschaftsgesellschaft im Jahre 1764 und zwar die „höchst bedeutsame Königliche Landwirtschaftsgesellschaft zu Celle“ gegründet. Die hohe Bedeutung dieser Gesellschaft liegt vor allem darin, daß sie in der Zeit von 1764- 84 alleine 148 Personen zu Ehrenmitgliedern (z. B. A. D. Thaer) berufen hat. Diese hohe Ehre wurde einem zuteil, wenn der Vorstand der Meinung war, daß die betreffende Person schon etwas Besonderes für die Landwirtschaft geleistet habe bzw. leisten werde.

In den „Oldenburgischen Blättern“ erschien am 10. Nov. 1817 eine Abhandlung „Gedanken über den großen Nutzen einer vaterländischen Gesellschaft zur Beförderung unserer Landwirtschaft und derjenigen Gewerbe, wozu diese zunächst Gelegenheit gibt.“

Am 10. Aug. 1818 erfährt man, daß 15 Herren – aus Südoldenburg wird Kammerherr v. Freitag genannt – eine Landwirtschaftsgesellschaft gegründet haben. Interessant ist es, daß fast alle Nichtlandwirte sind. „Sinn der Gesellschaft soll sein, daß man im ausgedehntesten Sinne etwas tun will.“ Schon bald wird erkannt, daß man diese neuen Gedanken „ins ganze Herzogtum“ hineintragen und vor allem Landwirte zur Mitarbeit gewinnen muß. Mit Freude wird am Ende des Jahres festgestellt, daß aus allen Ämtern Personen in der Landw. Gesellschaft vertreten sind.

Aus Südoldenburg werden folgende Namen angeführt: Kirchspielvogt Lamping, Langförden; Amtmann Schuttorf zu Hopen; Gemeinheitscommissair Nieberding, Lohne; Amtmann Plate, Damme; Pastor Gieseke, Neuenkirchen; Pastor Dykhoff, Cappeln; Kirchspielvogt Lehmkuhl, Lastrup und Amtmann Bartels, Friesoythe. Im Jahre 1819 ist die Gesellschaft der Meinung, daß man nur durch eine verbesserte Ernährung des Viehes mehr Dünger gewinnen kann. Deshalb müsse man den Futterbau und den Fruchtwechsel fördern, um eine dauernde Verbesserung der „leichten Geestböden“ zu erreichen. Als Anreiz gewährt der Vorstand Prämien und Medaillen. „Wer so viel Futterkräuter und Futtergewächse, in Verbindung mit den Fruchtwechsel angebaut hat, daß er damit sechs Kühe reichlich im Stalle ausfüttert, erhält eine Prämie von 18 Pfund (9 kg) Kleesamen“. Die Staffelung geht bis zu 22 Kühen. Man erhält dann 33 kg Kleesamen. Wer unter den o. a. Bedingungen 25 Kühe ernährt, wird mit einer silbernen Ehren-Medaille belohnt. Die Namen der ausgezeichneten Landwirte will man in den „Oldenburgischen Blättern“ bekannt geben. Außerdem sollen in dieser Zeitung alle fachwissenschaftlichen Aufsätze, die Namen guter landw. Schriften, die neuen Geräte und die Beschaffung von fremdem Saatgut veröffentlicht werden.



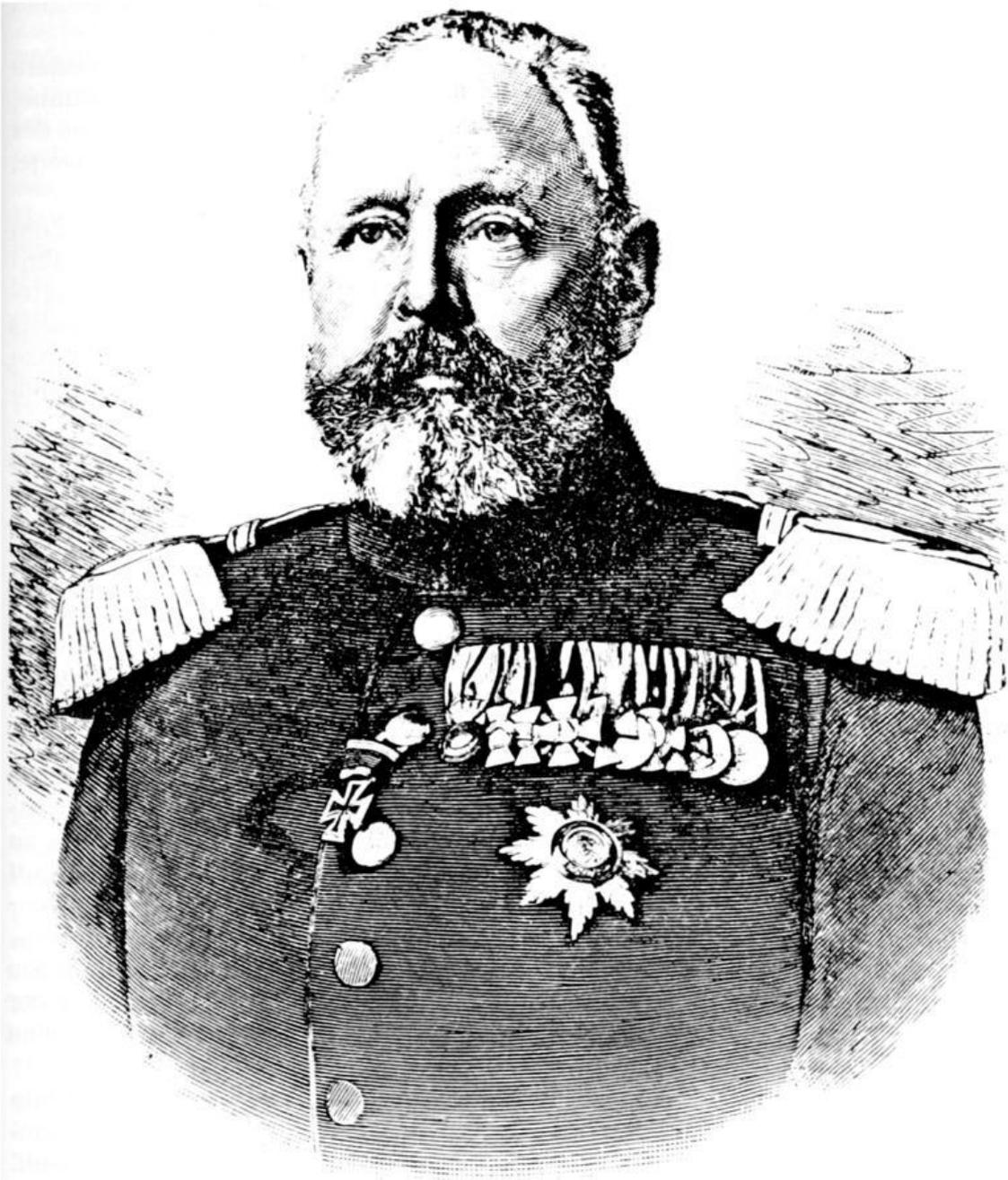


Im Jahre 1821 wird geklagt, daß sich bisher noch zu wenige Landwirte der Gesellschaft angeschlossen haben. (Man bedenke die damaligen Verkehrsverhältnisse!) Man schlägt vor, in jedem Amte eine Filial-Gesellschaft zu gründen. Jedes Mitglied einer Tochtergesellschaft soll aber gleichzeitig Mitglied der Oldenburger Zentralgesellschaft sein und von dieser ein Diplom erhalten.

Am 11. Okt. 1821 wurde die erste Filial-Gesellschaft von Pastor Hesse für das Amt Ovelgönne gegründet. Am 19. April 1823 folgte die Filial-Gesellschaft Cloppenburg. Der Vorstand bestand aus den Herren Kammerrat Lenz v. Höfften und dem Amtmann Bartels, Friesoythe. Die Zusammenkünfte wurden in Lastrup abgehalten. Besondere Verdienste in dieser Gesellschaft erwarb sich Pastor Dykhoff aus Cappeln um den Obstbau. 1892 hatte dieser Verein 112 Mitglieder unter dem Vorsitzenden Direktor Heyder.

Die Filial-Gesellschaft für den Kreis Vechta wurde am 2. Juni 1823 in Lohne gegründet. Man wählte den Baron v. Wrede, Gut Ihorst, zum Vorsitzenden und den Geh. Commissair Nieberding zum Sekretär. Von 1826-39 hatte Amtmann Schmedes, Vechta, den Vorsitz inne, der dann bis 1845 vom Kirchspielsvogt Lamping, Langförden, übernommen wurde. Danach folgte Nieberding. Von 1851-58 hatte Bürgermeister Hoyng das Amt des Vorsitzenden. Bis 1870 folgte Amtmann Boedeker, darauf Professor Iseke, der sich besondere Verdienste um die Bienenzucht erworben hat. Am 1. Nov. 1892 hatte diese Gesellschaft 150 Mitglieder unter ihrem Vorsitzenden Vize-Hofmeister Frhr. v. Frydag, Daren.

Die Filial-Gesellschaft Friesoythe wird 1838 mit 31 Mitgliedern unter dem Amtmann Tappenbeck zum ersten Male genannt. 1855 löst sie sich auf, tritt aber 1863 mit 66 Mitgliedern wiederum der Zentralgesellschaft bei. 1877 löst sie sich abermals auf und wird 1888 wieder ins Leben gerufen. 1892 hat diese Gesellschaft 75 Mitglieder unter dem Amtshauptmann Rabben.



Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg.

Protector der Oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft.

Die Filial-Gesellschaft des Amtes Dinklage ist 1847 gegründet worden. Auch hier fungiert ein Amtmann Reineke als Vorsitzender. 1861 wird sie in eine Abteilung umgewandelt. 1892 hatte sie 70 Mitglieder mit dem Vorsitzenden Zeller J. Schulte, Schwege.

Die Dinklager Abteilung hat sich um die Förderung der Tierzucht besondere Verdienste erworben. Genannt werden müssen die Namen: Hörstmann, Bünne, und Fernerding, Ihorst. Speziell für die Hebung der Schweinezucht sind von der Dinklager Gruppe G. H. Hörstmann, Bünne, Jasper-Schwegmann, Schwege, und Franz Kohorst, Wulfenau, tätig gewesen.

Die Filial-Gesellschaft des Kirchspiels Lönigen wurde 1855 gegründet. Zum Vorstände gehörten: Apotheker König, Zeller Konerding, Benstrup, und H. Münzebrock. Diese Gesellschaft war innerhalb der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft eine der ersten, die auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens bahnbrechend wurde. Sie hat außer dem Konsum-Verein eine Darlehnskasse und eine Viehausfuhrgenossenschaft (Löninger Produzentenverein) gegründet. 1892 wurden die 51 Mitglieder von Chr. Burlage geführt.

Die Filial-Gesellschaft Damme ist interessanterweise aus einem „Leseverein landw. Zeitschriften zu Damme“, der seit 1855 bestand, hervorgegangen. Dieser Verein stellt 1857 (12 Personen) den Antrag um Aufnahme in die Zentralgesellschaft. Als Vorsitzender wird Colon Meyer-Holzgreffe, Bokern, und als Schriftführer Colon Rohling, Borringhausen, genannt. Der letztere übernimmt den Vorsitz von 1878-93. 1893 hat dieser Verein 36 Mitglieder, die von Benno Meyer, Holte, geführt werden. Beim 75jährigen Bestehen der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft hat Herr Meyer, Holte, die Festschrift mit einer 26seitigen Abhandlung „Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Münsterlandes“ bereichert.

Was wollte man mit der Gründung von Filial-Gesellschaften in den einzelnen Ämtern erreichen? Der Zentralvorstand hatte erkannt, daß auch die Landwirtschaft im Umbruch begriffen, daß aber nur wenige Landwirte bereit waren, zu den monatlichen Informationsabenden bzw. Tagungen zur Landeshauptstadt zu fahren. (Sicherlich muß man die damaligen Reiseverhältnisse berücksichtigen!)

Die neuen Erkenntnisse wollte man „von oben her“ nach unten weitergeben. Sie sollten dann in den einzelnen Filial-Gesellschaften diskutiert werden, in der Erwartung, daß „von unten“ wieder Anregungen zum Zentralvorstande fließen würden.

Im Jahre 1828 beschäftigt man sich in der Zentralgesellschaft zum ersten Male mit dem „Kunstdünger“ in Form des Knochenmehls. Weiterhin wird der flandrische Pflug, der schon gegossene und geschmiedete Streichbleche hat, beurteilt. Man regt die Verteilung vortrefflicher Obstbäume an, die zum Teil vom Prinzen Peter aus seiner Besetzung am Haarentore unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Weiterhin diskutiert man über den Tabakanbau, und man findet einen warmen Befürworter in der Person des Dechanten Gieseke aus Neuenkirchen. Die berühmte Schrift „Über den Anbau der weißen Lupine im nördlichen Deutschland“ wird den Mitgliedern wärmstens empfohlen. Es scheint so, daß die Lupine zuerst in der Gegend von Cloppenburg angebaut worden ist. Interessant ist es, daß mit Beginn der Markenteilungen diese so bedeutende Gründüngungspflanze und Stickstoffsammler ihren Einzug auf unsere „so armen“ Heideböden hält. Man sollte noch erwähnen, daß man um diese Zeit die

rote amerikanische Eiche einführt und der Lehrer Rein aus Cloppenburg die Seidenraupenzucht aufzubauen versucht, die aber mißlingt.

Um 1837 werden die Gemüter der deutschen Landwirte durch den Anbau der Zuckerrübe sehr bewegt, da Frankreich schon im Jahre davor 49 Millionen kg Rübenzucker produziert hatte. Von der Zentrale werden Anbauversuche, so auch in der Gemeinde Essen, durchgeführt, aber zu einer Ausbreitung der Zuckerrübe bei uns ist es nicht gekommen. Von jetzt an beschäftigte man sich in den Zusammenkünften vorrangig mit folgenden Fragen und Gegebenheiten: Förderung des Obstbaues, mit der Anwendung des Mergels, mit dem Anbau von Hopfen, Hanf, den verschiedensten Grasarten und Futterkräutern, mit der Gründung, mit der Zweckmäßigkeit des Samenwechsels und mit der richtigen Behandlung des Stallmistes (Hohenheimer Dungstätte).

Am 9. Juni 1843 beging die Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft ihr 25jähriges Jubiläum. Außer der Zentralgesellschaft bestanden bis dahin noch weitere 9 Filial-Gesellschaften, davon 3 in Süddoldenburg. Der Großherzog Friedrich August zollte der Landwirtschaftsgesellschaft in einem Schreiben Lob und Anerkennung . . . „Bei der hohen Bedeutung und Wichtigkeit, welche die Landwirtschaft überall und zumal in unserem Lande hat, . . . ist mir der heutige Tag eine willkommene Veranlassung, meine warme Theilnahme der Gesellschaft an den Tag zu legen, welche sich die Förderung der landwirtschaftlichen Interessen dieses Landes zur Aufgabe gestellt hat.“ Der Großherzog hatte die Bedeutung der Landwirtschafts-Gesellschaft schon richtig erkannt. Man ist aber erstaunt, daß sie in 25 Jahren erst 362 Mitglieder aufzuweisen hat. „Dat Neue dog nich“, so könnte man den Landwirt der damaligen Zeit beurteilen.

Im Jahre 1845 beschließt der Zentralvorstand auf Kosten der Gesellschaft einen Riebelmeister aus dem Lüneburgischen nach hier zu holen. In der Zeit vom 18. August bis zum 15. September weilt ein Herr Pohlmann im Oldenburger Lande. Er ist der Meinung, daß sich in der Oldenburger Geest und im Münsterlande 24 verschiedene Stellen zur Anlage von Riebelwiesen eignen würden. Unter seiner Anleitung wurde die erste Anlage auf einer Fläche von fünf ha auf dem Lützowschen Gut Lethe angelegt. Die Ertragssteigerung an gutem Futtergras bzw. -heu auf diesen Riebelwiesen wurde sehr bald erkannt. Somit ist es nicht verwunderlich, daß der Ökonomierat Vincent, nachdem am 20. November 1868 die neue Wasserordnung in Kraft getreten war, junge Leute nach Süderburg, Kreis Ülzen schickte, die dort in einem dreijährigen Lehrgang zum „Wiesebauer“ ausgebildet wurden. Zu ihnen gehörte August Beneke aus Spreda (1848-1898). Durch den Bau von Stauwerken und Bewässerungsanlagen hat er dafür gesorgt, daß von unseren Wiesen mehr und besseres Futter gewonnen werden konnte.

Die Förderung der Tierzucht wurde besonders vom Zentralvorstande angeregt. Schon 1831 war man der Meinung, daß man durch Tierschauen und einer Bullenkörung die Rinderzucht wesentlich verbessern könne. Die Hengstkörung war bereits 1820 eingeführt worden. Nach der Jubelfeier griff man den Gedanken der Förderung der Tierzucht durch sogenannte „Tierschau-Vereine“ wieder auf. Seine Königliche Hoheit, der Großherzog, stellte spontan 300 Gold-Thaler zur Förderung des Hornviehes an Prämien zur Verfügung. Schon 1845 fand in der Wesermarsch die erste größere Tierschau statt. Vechta folgte 1852 (Jahrbuch 1978) und Cloppenburg 1853. Wie stark die Meinungen über eine Körung der Bullen auseinandergingen, erkennt man am besten daran, daß diese Diskussion „nur“ 30 Jahre gedauert hat. Erst am 15. August 1861 wurde die Bullenkörung



Medaille der Oldenburger-Landwirtschafts-Gesellschaft zur Landestierschau

auf Vorschlag der Landwirtschafts-Gesellschaft im Oldenburger Lande eingeführt.

Im Jahre 1860 tritt man für die Einführung eines Stammregisters für Pferde ein, da bei der Pferdezucht nicht nur die „Eigenschaften der Eltern, sondern auch der Voreltern erfahrungsgemäß einen Einfluß auf das Produkt ausüben“. Es muß noch erwähnt werden, daß man sich nach dem deutsch-französischen Kriege (1870/71) ernstlich Gedanken machte, ob man in der Pferdezucht auf den Geestböden, besonders aber in Südoldenburg, durch eine Kreuzung mit dem Ardennerpferd einen schweren Pferdeschlag erzielen könne.

In der Schweinezucht hatte man gute Erfahrungen mit den von England importierten Esser-Bershire- und Yorkshireschweinen gemacht. Deshalb beschloß man, für den Ankauf dieser Rassen eine Beihilfe aus der Zentralkasse zu gewähren.

Im Juli 1863 nahm die Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft an der internationalen Ausstellung in Hamburg mit 69 Tieren teil und erzielte anerkennende Preise.

Anlässlich des 50jährigen Bestehens wurde am 2. August 1868 die erste Landestierschau in Oldenburg abgehalten. Dort wurden 744 Tiere von 307 Besitzern ausgestellt und insgesamt 4.260 Thlr. an Prämien ausgeschüttet. „Die abgehaltene erste Landestierschau wird die für sie aufgewendeten Kosten gut verzinsen, wenn auch in indirekter Weise“, denn es waren über 2.000 Besucher gekommen.

In der Nähe der Tierschau hatte man ein Versuchsfeld eingerichtet, damit die Praktiker die neuen Maschinen und Geräte bei der Arbeit beurteilen konnten. 72 Aussteller boten insgesamt 486 verschiedene Geräte und Maschinen an. Erwähnenswert ist es, daß auf einer nahe gelegenen Wiese die Mähmaschine erprobt wurde, die bei uns um 1880 und verstärkt um 1900 eingeführt wurde. Eine Maschine ersetzt die Sense!

Im Jahre 1846 wandte sich die Hannoversche Hagelversicherung mit der Bitte an die Oldenburger Regierung, ihre Tätigkeit auch auf das Großherzogtum ausdehnen zu dürfen. Das Oldenburger Ministerium forderte daraufhin bei der Landwirtschafts-Gesellschaft ein Gutachten an. (Man bedenke den Einfluß dieser Gesellschaft).

Die stärkste Filial-Gesellschaft, Wildeshausen, regte aber an, eine eigene Hagelversicherung ins Leben zu rufen. Schon wenige Monate später reichte sie bei der Zentrale ein ausgearbeitetes Statut ein. Die Oldenburger



Nikolaus Friedrich Peter = Großherzog von Oldenburg = war nicht nur Protektor der Oldenburgischen-Landwirtschafts-Gesellschaft, sondern auch vom Oldenburger Obst- und Gartenbauverein

Hagelversicherung auf Gegenseitigkeit wurde aber erst zwanzig Jahre später gegründet.

Auf Bitten des Zentralvorstandes übernahm der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter das Protektorat der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft. „... Einem Vereine, welcher die wichtigsten materiellen Zwecke im Lande zu fördern sich bestrebe, mit besonderer Freude Beistand und Schutz gewähren ...“

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hatten Albrecht Daniel Thaer und seine Schüler die Landwirtschaft bereits in rationelle Bahnen gelenkt. In den 40er Jahren wurden die Landwirte mit dem reformistischen Gedankengut Justus v. Liebig konfrontiert. Seit Jahren bemühte sich der Zentralvorstand um die Herausgabe eines eigenen landwirtschaftlichen Informationsblattes. Die erste Nummer erschien am 14. Juli 1854. Anfangs wurde dieses Fachblatt sogar kostenlos an die Mitglieder abgegeben. Die Bedeutung dieser Fachzeitschrift für die Praktiker geht aus der nun folgenden Statistik hervor:

1854 = 225 Exemplare	1882 = 2.000 Exemplare
1860 = 900 Exemplare	1890 = 2.985 Exemplare
1870 = 1.850 Exemplare	1892 = 3.300 Exemplare

Ab 1856 findet man in der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft die Anregung, daß man auch bei uns eine Ackerbauschule schaffen solle. Über den „Inhalt“ und den „Standort“ dieser Schule wird hart diskutiert. Aber schon bald tritt man diesbezüglich an die Oldenburger Regierung heran, die ein „großes Interesse und ein wohlwollendes Entgegenkommen“ zeigt. Die erste Ackerbauschule wird 1862 in Neuenburg eröffnet. Schon zwei Jahre später folgt die Cloppenburg Schule. Daß diese landw. Unterrichtsanstalt für unseren Raum sehr segensreich gewirkt hat, braucht an dieser Stelle wohl nicht betont zu werden. Man sollte aber noch erwähnen, daß schon wenige Jahre nach Gründung dieser beiden Ackerbauschulen der Zentralverband sich bemühte, eine „Landwirtschaftliche Winterschule“ ins Leben zu rufen. Die erste Schule dieser Art wurde 1893 in Bad Zwischenahn eröffnet, und 1894 folgten die Dinklager Landw. Winterschule und die Wildeshausener.

Um 1850 bildeten sich aus den Filial-Gesellschaften der Ämter sogenannte Landw. Abteilungen bzw. Landw. Vereine. Dieselben hatten aber gleichzeitig einen engen Kontakt zur Zentralgesellschaft in Oldenburg. Von jetzt an setzte eine größere Breitenwirkung ein, da der Landwirt persönlich ein enges Verhältnis zu seinem „begrenzten Verein“ hat.

Überblick über die landw. Vereine Südoldenburgs
(Filialgesellschaften sind bereits angeführt)

Verein	Gründung	Mitglieder	Auflösung	Neugründung	Vorsitzender 1892	Mitglieder 1892
Essen	1853	34	zeitwlg. auch	Broockstreek	Frh. v. Rössing, Gut Lage	36
Lohne	1869	78	1873	1883	Zeller Bröringmeyer	35
Neuenkirchen	1871	35	1878 an Damme	1887	Colon zu Wahlde	51
Lastrup	1878	60	1892	–	–	–
Steinfeld	1882	50	–	–	H. Schockemöhle, Mühlen	37
Saterland	1884	50	1890	1893 als Strücklingen-Idafehn	Hauptlehrer A. Göttke	30
Goldenstedt	1884	34	–	–	Gemeindevorsteher Brunckhorst	34
Lindern	1884	58	–	–	Lehrer Kohnen	33
Cappeln	1889	45	–	–	Gutspächter Korfhage, Schwede	45

Mit der beginnenden Dezentralisierung des landw. Vereinswesens ist es nicht verwunderlich, daß der Zentralvorstand 1857 mit der jährlich fälligen Generalversammlung „aufs Land“ geht. Schon bald danach faßt man den Beschluß, die Hauptversammlung möglichst mit einer Ortstierschau und einer Ausstellung von Maschinen und Geräten zu verbinden und am Tage vorher die Zentralausschußsitzung stattfinden zu lassen. In Südoldenburg fanden folgende der o. a. Versammlungen statt:

10. u. 11. Juli	1860 in Cloppenburg	2. u. 3. Juli	1878 in Damme
6. u. 7. Sept.	1863 in Vechta	2. u. 3. Sept.	1885 in Vechta
2. u. 3. Juli	1867 in Damme	25. u. 26. Juni	1888 in Cloppenburg
18. u. 19. Juni	1870 in Essen	4. u. 5. Juli	1892 in Essen
21. u. 22. Juni	1875 in Cloppenburg	26. u. 27. Juni	1893 in Dinklage

Ab 1868 wandte man sich im Hauptvorstande besonders der Gründung von landw. Genossenschaften zu. Man hatte erkannt, daß die Schulze-Delitzschen Vorschußkassen beim Handwerk und Gewerbe gute Erfolge erzielt hatten. Für die verschiedensten Genossenschaftsarten wurden vom Generalsekretär Muster-satzungen ausgearbeitet und dem Zentralausschuß zur Begutachtung vorgelegt. Aufgrund dieser Anregung entstanden in der Zeit von 1882-1892 in folgenden Orten ein landwirtschaftlicher Konsumverein (Futtermittel, Dünger, Sämereien): Cloppenburg, Essen, Goldenstedt, Lönigen, Lastrup, Vechta, Brookstreek, Damme, Lindern, Neuenkirchen, Molbergen, Dinklage, Steinfeld, Langförden, Friesoythe, Cappeln und Garrel. Und folgende Molkerei-Genossenschaften mit e. G. m. u. H. entstanden in Südoldenburg in fünf Jahren (1884-89): Cloppenburg, Essen, Cappeln, Rechterfeld, Südlohne, Langförden, Schwichteler, Dinklage in Langwege, Schneiderkrug, Lönigen, Damme, Emstek, Goldenstedt, Neuenkirchen, Lutten und Bevern.

Im Jahre 1876 errichtet die Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft in Olden-



Gedenkmünze zur Generalversammlung der Oldenburgischen-Landwirtschafts-Gesellschaft, die am 3. Juli 1867 in Damme stattfand. Diese Münze wurde am Rock getragen.

burg ein chemisches Labor, um die angegebenen Nährstoffwerte in den Düngemitteln überprüfen lassen zu können. Nach Kollmann wurden bereits im Jahre 1874 im Oldenburger Lande 14.975 dt Kunstdünger angewandt. Der Mangel einer solchen Untersuchungsanstalt war in den letzten Jahren „um so fühlbarer geworden, als man namentlich in den Geestwirtschaften die Anwendung der künstlichen Düngemittel in Gestalt von Knochenmehl, Kainit und Kalk mehr und mehr eingeführt hat.“

Man sollte noch erwähnen, daß die Landwirtschafts-Gesellschaft in Oldenburg noch eine weitere Einrichtung geschaffen hat. Schon in den Gründerjahren begann man mit dem Aufbau einer Bibliothek, die 1892 etwa 3.000 Bände hatte. Die Bücher wurden unentgeltlich an die Mitglieder ausgeliehen.

Nach dem deutsch-französischen Kriege verlagert sich die Arbeit der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft sehr stark auf ihre Abteilungen (Landw. Vereine). Von Oktober bis zum April werden vor allem Versammlungen mit geeigneten Vorträgen abgehalten. Kein Wunder, daß von dieser Zeit an auch in Südoldenburg der „Umbruch der Landwirtschaft“ zaghaft beginnt. Mit dem Bau der Eisenbahn tritt dann der große Aufschwung ein.

Folgender Prozentsatz von Betriebsleitern (ab 5 ha Nutzfläche) war 1893 in den einzelnen Gemeinden in einem Landw. Verein organisiert:

Essen	= 32,27 %	Neuenkirchen	= 26,56 %
Goldenstedt	= 20,81 %	Lohne	= 18,36 %
Vechta	= 18,28 %	Dinklage	= 18,28 %
Steinfeld	= 18,28 %	Cloppenburg	= 17,28 %
Cappeln	= 17,28 %	Damme	= 11,81 %
Löningen	= 11,22 %	Lindern	= 10,28 %
Friesoythe	= 6,37 %		

Zum Abschluß sollen die Männer aufgezählt werden, die aus Südoldenburg für besondere Verdienste mit der silbernen „Ehren-Medaille“ der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft ausgezeichnet worden sind:

- 1822 Pastor Dykhoff, Cappeln
- 1823 Zeller Bexadde, Bexadde bei Damme
- 1824 Pastor Trenkamp, Strücklingen
- 1825 Landwirt Lamping, Langförden
- 1827 Dechant Beckering, Lastrup



Die silberne „Ehren-Medaille“

- 1827 Zeller gr. Sieverding, Lohne
- 1828 Lehrer Brocklage, Lohne
- 1831 H. Baumann, Neumarkhausen
- 1862 Colon Meyer-Holzgrefe, Bokern, bei Damme
- 1862 Colon Fernerding, Ihorst bei Holdorf
- 1864 Colon H. Hörstmann, Bünne bei Dinklage
- 1868 Colon H. Meyer, Holte bei Damme
- 1871 Konrektor Iseke, Vechta
- 1872 Lehrer J. Bergemeister, Scharrel
- 1872 Zeller Albers, Essen
- 1872 Oberstallmeister Frhr. v. Elmendorff, Haus Füchtel bei Vechta
- 1873 Maschinenbauer B. Holthaus, Dinklage
- 1875 Kaufmann Huslage, Essen
- 1877 Landwirt G. H. Hörstmann, Bünne
- 1879 Gutsbesitzer Ahlerichs, Gut Ihorst
- 1886 Landwirt Chr. Burlage, Winkum bei Lönningen

Die Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft bestand im Jahre 1899 aus 50 Landw. Vereinen mit 4.091 Mitgliedern. Im Jahre 1900 wurde die o. a. Gesellschaft in „Oldenburger Landwirtschaftskammer“ umbenannt. Das rege Interesse der Landwirte zum Landw. Verein blieb aber aus fachlichen und gesellschaftlichen Gründen erhalten. 1912 gab es bereits 90 Landw. Vereine mit 10.946 Mitgliedern.

Literatur:

1. Dr. Wilhelm Rodewald, Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin 1894
2. Dr. Paul Kollmann, Herzogtum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten 25 Jahre, Oldenburg 1878
3. Jahrbuch 1978 für das Oldenburger Münsterland, Vechta 1977
4. Schwecke, v. Busch, Schütte, Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg – Band 2 – Bremen 1913
5. O. Keune, Männer, die Nahrung schufen, Hannover 1954
6. D. Lohmann, Die landwirtschaftl. Organisationen in Niedersachsen von 1764-1964, in: Die Landwirtschaft Niedersachsens, Hannover 1964
7. Albrecht-Thaer-Gesellschaft-Celle, Die Landwirtschaft in Niedersachsen 1914-1964, Hannover 1964
8. Heimatblätter 1956, Nr. 3/4 u. 5

Anmerkung:

Alle abgebildeten Medaillen sind im Besitze der Familie Kurt Fernerding, Ihorst, die diese freundlicherweise zur Verfügung stellte. Sie wurden im Verhältnis 1 : 1,5 wiedergegeben.

Der Bauernaufstand um den Eberborg

Vor 50 Jahren machte die Ortschaft Sevelten Schlagzeilen

VON HEINZ STRICKMANN UND KLAUS DEUX

Sevelten, Westeremstek und Cloppenburg bildeten vor 50 Jahren die „Bühne“ zu einem Schauspiel, das nur eine einmalige Aufführung in Süddoldenburg erlebte. Geboren aus der „schlechten Zeit“, - eine weltweite agrarische Überproduktion und der daraus folgernde Preisdruck brachten die deutsche Landwirtschaft in große Zahlungsschwierigkeiten, - wurde der Bauernaufstand zu einer „heroischen Tat“ hochgespielt, die letzten Endes jedoch nichts anderes war als Aufruhr gegen die Staatsgewalt. Gegen die damals zahlreichen Zwangsvollstreckungen und Notverkäufe lehnten die Bauern sich auf, protestierten verschiedentlich bei den Ämtern und demonstrierten beim „Aufstand“ um den Eberborg große Einigkeit.

Die Geschichte begann am 7. März des Jahres 1929 mit einem Brief an den Zeller Heinrich Aloys Vorwerk in Westeremstek, in dem mitgeteilt wurde, daß wegen seiner Steuerschuld ein Beitreibungsverfahren eingeleitet worden sei. Dieses Verfahren beinhaltete eine Pfändung, die bereits am 9. März auf seinem Hof in Westeremstek durchgeführt wurde. Eine zunächst gepfändete Kuh gab man wieder frei, und ein Eberborg (ausgedienter, kastrierter Deckeber) erhielt den bekannten Kuckuck. Da niemand der Anwesenden für das gepfändete Tier bieten wollte, schaffte man es zur Viehrampe nach Cloppenburg. Die hier stattfindende zweite Versteigerung hatte ebenfalls keinen Erfolg, da die Anwesenden die ganze Aktion ins Lächerliche zogen.

Wie Zeugen mitteilten, hatten die Bauern sich seinerzeit abgesprochen, für das Tier kein Gebot zu machen. Als der Beauftragte, Aktuar Günther, sah, daß niemand bieten wollte, setzte er sich mit dem Viehhändler Bornemann in Verbindung, der den Eberborg kaufte. Ob dieses Kaufs gerieten die Bauern in Wut und drohten dem Viehhändler Bornemann, in Zukunft nicht mehr mit ihm zusammenzuarbeiten. Bornemann beugte sich den massiven Drohungen der Bauern und machte den Kauf rückgängig.

Nach telefonischer Rücksprache mit Amtsschreiber Dwertmann wurde der kastrierte Eber zur Amtsschließerei gebracht. Der Eberborg, durch das viele Hin und Her unruhig geworden, erprobte seine Kräfte in dem Verließ, so daß Amtsschließer Schnötke um die ihm anvertrauten Einrichtungen bangte. Außerdem hatte sich vor der Schließerei eine große Menschenmenge eingefunden, die die Herausgabe des Tieres forderte. Diese Forderung blieb auch auf Schnötke nicht ohne Wirkung.

Zwischenzeitlich hatten Amtshauptmann Brand, Aktuar Günther und Amtsschreiber Dwertmann ein Gespräch dahingehend geführt, daß Dwertmann den Eber für 40 Pfennig pro Pfund Lebendgewicht käuflich erwarb. Die Gesamtkaufsumme betrug damals 166 Reichsmark, die Dwertmann an Günther entrichtete. Da niemand von diesem Kauf erfahren sollte, beschloß man, gegen Abend das Tier nach Sevelten, zum elterlichen Hof von Dwertmann zu bringen. Mit einem Gespann seines Vaters ließ Dwertmann gegen 20 Uhr, als die Dämmerung in Dunkelheit überging, durch seinen dort im Hause eingehirateten Schwager Bernhard Meyer, den Eberborg von der Amtsschließerei abholen. Da man bei der Amtsschließerei unauffällig Wachen postiert hatte, er-

fuhren die Sevelter Bauern sehr schnell vom Abtransport des Tieres. Eine Abordnung bezog Stellung an der Gemeindegrenze zwischen Sevelten und Cloppenburg am Ossenträe, dem heutigen Herzog-Erich-Ring. Sie hatte den Auftrag erhalten, unter keinen Umständen den Eberborg über die Grenze nach Sevelten zu lassen. Als Bernhard Meyer mit dem Eberborg zum Ossenträe kam, wurde er von den jungen Leuten angehalten. Meyer setzte diesen jedoch auseinander, daß er mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun habe und nur im Auftrage seines Schwagers Josef Dwertmann handle. Schweren Herzens ließ man Meyer die Grenze passieren und begab sich dann zur Gastwirtschaft Wittkop in Sevelten. Hier wurde nun berichtet, daß sich der Eberborg auf Sevelter Grund befinde und wie es dazu gekommen sei.

Am darauffolgenden Sonntagmorgen begab sich dann Landwirt Josef Ludwig Nordmann sen. sofort zu Johannes Germann, Sevelten, und erzählte ihm über die Vorgänge. Germann war aber bereits am Samstag vom Landvolk Emstek telefonisch über alle Vorgänge unterrichtet worden. Er beruhigte Nordmann und versprach, dafür zu sorgen, daß der Eberborg schnellstens wieder aus Sevelten herauskomme.

In seiner Eigenschaft als Wegevorstand berief Germann nach dem Hochamt eine Sitzung bei Wittkop ein. Auf dieser kurzfristig einberufenen Versammlung gab Germann dann allen kund, daß der Eberborg nicht mehr in der Amtsschließerei sei, sondern bei Dwertmann in Sevelten. Als dieses bekannt wurde, entstand unter den Anwesenden große Erregung und man rief: „Das Tier muß raus aus unserem Dorf.“ Man betrachtete den Verkauf des Tieres nach Sevelten als eine Herausforderung des Amtshauptmannes, weil bereits ein Jahr zuvor Protestversammlungen gegen die Zahlung der hohen Staatssteuern in Sevelten stattgefunden hatten. Man war allen Ernstes der Auffassung, das Pfandobjekt müsse umgehend dem Vorwerk zurückgebracht werden. Germann setzte sich sodann telefonisch mit Vorwerk in Verbindung und fragte diesen, ob sein Stall bereit wäre, denn der Eberborg werde abends zurückgebracht.

Thema Nummer eins in Sevelten war den ganzen Tag über der Pfändungsverlauf. Verschiedentlich versuchte man auch, die Pfändung gütlich rückgängig zu machen, aber niemand war bereit, mit Dwertmann zu verhandeln. Daher entwickelte sich die Angelegenheit anders als man erwartet hatte und die kleine Ortschaft des Amtes Cloppenburg machte Schlagzeilen in der norddeutschen Presse.

Die Bewohner Seveltens gerieten in Wut und Erregung, die soweit führte, daß am Sonntagabend die Brandglocke geläutet wurde. Albert Nordmann war von den rebellierenden Bauern beauftragt worden, gegen 20 Uhr die Glocke der Sevelter Kirche zu läuten. Den damaligen Ortsgeistlichen hatte man vorsorglich aus dem Ort bestellt, so daß man ungehindert an die Glocke herankommen konnte. Mit dem Läuten der Glocke, dies galt als Zeichen, wußten die Einwohner der Ortschaft Bescheid, daß es zum Hofe Dwertmann gehen sollte; man hatte sich vorher dahingehend verständigt. Eine große Anzahl Eingesessener fand sich bei der Sevelter Kirche ein - es sollen rund 80 Personen gewesen sein. Die Menge setzte sich zum Hofe Dwertmann in Bewegung. Angekommen, verursachte man einen fürchterlichen Spektakel, brach eine Haustür auf, zerstörte Fensterscheiben und einige Unbesonnene drängten sogar in die Wohnung.

Der Eberborg wurde nunmehr aus einem kleinen Nebenstall herausgetrieben und im „Triumphzug“ auf eine nahegelegene Weide von Germann geleitet. Ludwig Nordmann holte sodann ein Federwagengespann vom Hofe Germann. Das



In einem „Triumphzug“ wurden die aus dem Gefängnis in Oldenburg entlassenen „Eberborg-Verurteilten“ in Cloppenburg vom Bahnhof abgeholt und durch die Stadt geleitet. Die „Enthalteten“ wurden nach dem Umzug begrüßt und gefeiert als „Lokalhelden Cloppenburgs“. Unser Bild zeigt die aus dem Gefängnis entlassenen „Übeltäter“ sowie den Landtagsabgeordneten Dr. Gr. Beilage, links, während seiner Ansprache.

Tier wurde aufgeladen und unter anderem von Ludwig und Albert Nordmann, Bernhard Lücking, Georg Eick, Alois Mählmann, Anton Ortmann und Josef Meyer-Wegmann zu Vorwerk in Westeremstek gebracht. Der störrische Eberborg ist den jungen Leuten jedoch auf dem Weg zu Vorwerk - im Cappelner Bruch - noch einmal vom Wagen gesprungen. Auf dem Hof angekommen, brachte man den Eberborg in seinen alten Stall zurück. Heinrich Vorwerk lud die jungen Leute dann zu Kaffee, Schnaps und Butterbrot ein. Es wurde kräftig gefeiert und ein von Vorwerk komponiertes „Eberborg-Lied“ gesungen.

Am darauffolgenden Tag, dem Montagmorgen, berichtete Dwertmann dem Amtshauptmann über die Vorgänge. Daraufhin wurde die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft in Oldenburg übergeben. Polizei und Oberstaatsanwalt ermittelten sodann einige Tage darauf vor Ort, in Sevelten. Quartier hatte man in der Gaststätte Wittkop genommen, wo auch die Vernehmungen zur Sache stattfanden. Zwischenzeitlich hatte Germann an seiner Scheune, die sich direkt an der Dorfstraße befand, ein großes Schild mit der Aufschrift: „Mund halten - Spitzel im Dorf!“ angebracht. Man war sich allgemein einig, über die Vorkommnisse nicht auszusagen.

Wie clever in der gesamten Angelegenheit von den einzelnen Beteiligten verfahren wurde, ist aus folgender Schilderung zu ersehen: Bauer Johannes Germann fuhr allwöchentlich am Montag zum Markt nach Cloppenburg. Mit von der Partie war meistens sein Knecht, Ignatz Eick. So sollte es auch nun sein. Beide überlegten, daß der Pferdewagen von der Polizei einer besonderen Inspektion unterzogen werden könnte, da man hiermit den Eberborg nach Westeremstek transportiert hatte, die Polizei aber ermittelte, wessen Gefährt das gewesen sein könnte. Sie wechselten daher noch vor der Abfahrt zum Markt die Räder des Wagens aus und ließen dann auch noch die Pferde vom Sevelter Schmied neu beschlagen.

Es kam dann auch wie vorausgeahnt. Auf dem Marktplatz inspizierten zwei Polizisten das Germannsche Gespann. Die Räder, Spurweite und die Hufeisen der Pferde wurden in Augenschein genommen. Eine Übereinstimmung mit dem gesuchten Fahrzeug war nicht festzustellen. Auch in der späteren Gerichtsverhandlung konnte nicht geklärt werden, mit welchem Gespann der Eberborg nach Westeremstek transportiert worden war.

Am Tage der Vernehmung waren die meisten Beteiligten außerhalb der Ortschaft Sevelten, weit draußen auf dem Felde. Sie konnten also nicht vernommen werden, da sie sehr spät heimkehrten. Einige Knechte, die ebenfalls beteiligt waren, hielt man seitens der Bevölkerung an den zwei Tagen der Vernehmung versteckt. So ist es auch erklärlich, daß viele der „Schuldigen“ niemals zur Sache vernommen, geschweige denn angeklagt werden konnten.

Etwa 10 bis 15 Personen wurden in den ersten Vernehmungstagen als Beteiligte festgestellt. Das Landgericht hat daraufhin die Voruntersuchung eingeleitet, und der Untersuchungsrichter sodann am 13. März 1929, in Sevelten die Zeugen vernommen. Das erste Ergebnis war, daß der Zeller Germann, Sevelten, der Zeller Vorwerk, Westeremstek, und später auch dessen Sohn inhaftiert wurden. Man brachte sie nach Oldenburg in das Untersuchungsgefängnis. Im April folgten der Dienstknecht Erich Scheffzick und der Zeller Georg Lückmann aus Sevelten.

Im Oldenburger Münsterland schlugen die Vorgänge sehr hohe Wellen. Die Inhaftierten stellte man als „Martyrer“ hin - Landvolk und selbst einige Landtagsabgeordnete unterstützten das Verhalten der Bauern durch Protestkundgebungen. In jeder Versammlung kam der Unwille des Landvolkes über den „Fall Eberborg“ zum Ausdruck. Petitionen und Resolutionen wurden an den Landtag gerichtet. Mit Streikandrohungen wollten die sympathisierenden Bauern auch aus den Nachbarschaften die Entlassung der Inhaftierten erzwingen.

Die Oldenburgische Regierung sah sich gezwungen, eigens wegen dieses Falles eine Landtagssitzung einzuberufen. In einer dreistündigen Debatte gab am 22. März 1929 Ministerpräsident Finckh eine Erklärung über die Sevelter Vorgänge ab, in der er diese als Untergrabung der Staatsautorität bezeichnete. Die Obrigkeit beugte sich späterhin den Streikandrohungen der Bauern und man entließ Vorwerk, Germann und Vorwerk jun. aus der Haft. Zeller Lückmann kam später gegen Stellung einer Kautions von 5.000 RM frei. Drei Landtagsabgeordnete der Landvolkpartei hatten das Geld zur Verfügung gestellt. Nach Enthaltung der drei wurde diesen bei ihrer Ankunft in Cloppenburg ein „großer Bahnhof“ bereitet.

Wie aus den Gerichtsprotokollen hervorgeht, verurteilte man auch einige Bauern zu einer Geldstrafe. Es wurden aber nur geringe Anzahlungen geleistet, da nach der Machtübernahme 1933 der damalige Gauleiter, Carl Röver, einen „Strich durch die Rechnung“ machte und die Strafe erließ. Der gesamte „Fall Eberborg“, von der Pfändung des Tieres bis zur Gerichtsverhandlung und der Entlassung der Beteiligten aus dem Gefängnis in Oldenburg, ist in die Heimatgeschichte eingegangen und noch heute im Volke stark verwurzelt. Damals, vor 50 Jahren, gab es eben weniger Sensationen, und an kleinsten Dingen nahm das Dorf Anteil. So konnte sich aus der rechtmäßigen Pfändung ein Skandal entwickeln, der als Gutes nur die Einigkeit der Bauern und die Geschlossenheit der Bevölkerung aufzuweisen hatte.

Sitte und Brauch im Wandel der Jahre Michaelis

Der Erzengel Michael · Brauchtum · Das Michaelisfest · Der „Teutsche Michel“

VON FRANZ KRAMER †

*Michel is't, dat Feld is klor;
de Aust tau Schick - (die Ernte ist in Ordnung);
und wedder denkt
de Minsch all up dat negste Johr.
Dörch fahle Stoppel lustig drängt
de grüne Klever sick nah baben;
de Wintersaat, de ward bestellt,
un wedder gräunt up't kahle Feld
de Hoffnung 'rut up Gottesgaben.*

Fritz Reuter, Kein Hüsung, 5. Kap.

Als Reuter im Jahre 1857 diese Verse schrieb, war Michaelistag ein Festtag im weiten Land, eine Zeiteinscheide im Jahresablauf; er steht schon lange nicht mehr mit roten Zahlen im Kalender; im Bauernkalender aber hat er einmal eine große Bedeutung gehabt. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß in Vechta der Michaelismarkt abgehalten wurde und Michaelis als Tag der Neueinschulung noch in Erinnerung war. Die Hast unserer Zeit und der unnatürliche Rhythmus der Arbeit haben den Ablauf des Jahres, vor allem des Bauernjahres, geändert und die Termine verschoben. So ist Michaelis zu einer lieben Erinnerung geworden.

Dem Erzengel Michael sind im Kirchenjahr mehrere Tage geweiht: 15. März, 8. Mai (Erscheinung des hl. Michael auf dem Monte Gargano) und - seit dem Konzil von Mainz im Jahre 813 - der 29. September, der Gedächtnistag der Einweihung der Michaeliskirche in Rom im Jahre 493, heute der Michaelistag.

Der Michaelstag liegt am Ende eines Vierteljahres, am Abschluß der Haupterntezeit und Beginn der Herbst- und Winterarbeit. Bei unsern Vorfahren begann der Sommer Ostern und endete mit Michael; darum singt ein altes Volkslied:

*Als Meng blum gewachsen mag
von Ostern bis an St. Michels Tag.*

Die Germanen kannten noch nicht wie die Römer vier Jahreszeiten ¹⁾. Das neue Jahr nahm ursprünglich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, also ungefähr Ende September, den Anfang. Die Ernte war bis Oktober eingebracht, der Sommer vorbei. Nach Michaeli war der Bauer noch beschäftigt mit dem Bestellen seiner Äcker, mit der Wartung des Viehs auf den Weiden, mit der Obsternte. Diese Arbeiten schoben den Jahresbeginn allmählich hinaus: die Herbstzeit wurde neue Jahreszeit.

Michaelis begann die Arbeit wieder mit Licht. Die Tage um den 29. September waren Tage des Schmausens und Genießens, die Feste des Lichtbratens und Lichtvertrinkens, gefeiert im *Frühling* um Lichtmess als Freude über die aufsteigende Sonne mit Licht und Wärme; im *Herbst* um Michaelis, wohl mit



Wehmut über die kürzeren Tage, aber mit Freude über die glücklich vollendete Ernte, über die gefüllten Kisten, Kästen und Fleischtöpfe. Vom 29. 9. an wurde eine Stunde früher, um 7 Uhr, Feierabend geläutet.

*Michael zündet das Licht an,
St. Joseph (19. März) löscht es wieder aus.*

*Michael steckt das Licht an,
das Gesinde muß zum Spinnen heran.*

Den Beginn der Lichtarbeit feierte der Herr mit seinen Helfern, der Meister mit seinen Gesellen im allgemeinen mit einem Gänsebraten. Michaelstag gehörte mit Dreikönig und Martin zu den Hofabenden oder Gutnächten, die mit einem Familienschmaus begangen wurden. An einigen Orten gab es ein eigenes Gebäck, die Michelswecken. In Luxemburg hieß es:

*Dreikönig ein Schwein,
St. Michael ein Huhn,
St. Martin eine Gans.*

Michaelis als wichtiger Zeitabschnitt im Jahresablauf, war reich an Brauchtum; er war Termin für Abgaben, die in einzelnen Gegenden (Preuß. Landesordnung des Herzogtums Preußen von 1525) von der Kanzel verkündet wurden. Zu einem Vertrag über Landverkauf meines Großvaters in Vechta am 20. 1. 1884 heißt es u. a.: „Die Zahlung des Kaufpreises geschieht Michaelis 1884 und geht mit diesem Tage das Eigentum des Landes auf den Käufer über . . . Der Käufer bezieht selbstredend die Michaelis 1885 fällig werdende Heuer“. Prediger und Küster erhielten ihre Zuwendungen an Korn oder „ihre Oppfer, gebührliche Pflicht und Landtheuer“ (Pfannenschmidt a. a. O. 119). Das Gesinde wechselte; der Tag war Los- und Wetttag:

*Donnert der Michel,
viel Arbeit die Sichel*

*Michael mit Nord und Ost
deutet auf einen starken Frost*

*Michaelswein - Herrenwein
Galliwein - Bauernwein*

*Sind die Zugvögel nach Michaelis noch hier,
Ist kein harter Winter vor der Tür.*

Das Wetter am Michaelstage diente als Voraussage für das Wetter des kommenden Jahres. Die Norweger - sie feierten in alten Zeiten den Michaelstag - beobachteten jede Stunde von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends und deuteten aus jeder Stunde das Wetter eines Monats. Nach Strackerjann-Willoh (6 a. a. O. II, 93) richtete sich in unserer Gegend der Preis des Roggens für das ganze Jahr nach der Stärke des Windes an diesem Tage: Ist stilles Wetter, so gibt es billige Kornpreise; wenn der Wind nachmittags stärker weht als vormittags, so wird



*St. Michael, aus der Handschrift Liber vite des Klosters Rastede, beginnend um 1140.
Foto: B. Enneking*

das Korn nach Neujahr teurer. Auch für die Acker- und Gartenbestellung war der Tag wichtig. Roggen am Michaelstag gesät, gedeiht stets (Wiefelstede, Strackerjann-Willoh II, 93). Ein anderer Rat war, nicht an Michaeli zu säen, weil dann der Roggen teurer wird: „Wer michelt (an Michael sät), darf nicht sichlen“. Die Wassermüller durften jetzt wieder das Wasser aufstauen.

Vielerorts waren um diese Zeit Kirmesse und Jahrmärkte; die alten Erntebrauch (Arbeitsruhe, letzte Garbe) sind vergessen. Die Erledigung von Streitigkeiten, Wahl von Beamten, Festsetzung von Abgaben in früheren Jahren, deuten auf ein altes Herbstthing hin. Michaelsfeuer und Umzüge finden heute weiterhin nicht mehr statt; die Michaelsminne, d. i. ein Ehrentrunk zu Ehren des Engels, war in deutschen Landen weniger bekannt, stärker ausgeprägt in den nordischen, germanischen Ländern.

Viele Sitten und Bräuche aus der alten Zeit weisen hin auf herbstliche Feiern - einmal als Erntething, dann auch als Erntedankfest. Die alte christliche Kirche kennt kein allgemeines Erntedankfest, die kath. Kirche auch heute nicht offiziell. Daraus ist nicht zu folgern, daß sie keine Dank- und Bittgebete für die Ernte spricht. In den Quatembertagen - vierteljährliche Fast- und Bußtage - wird in den Dankvotivmessen, in Rom nachweisbar seit dem 3. Jahrhundert, Gottes Segen auf Saaten und Früchte herabgefleht, wohl die älteste Form des kirchlichen Erntebetes. In meiner Jugendzeit waren die Quatembertage - Mittwoch, Freitag und Samstag zu Beginn der Jahreszeiten (dritte Woche im Advent, erste Woche in der Fastenzeit, Pfingstwoche, dritte Woche im September) stärker als heute im Volksbewußtsein verankert.



St. Michael am Türsturz des Einfahrtstores des Meyerhofes zu Rüschenndorf. (In Anlehnung an römische Soldatenkleidung gestaltet. In der linken Hand hält er den getöteten Drachen hoch).

Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg

Die Verehrung des hl. Michael ist in der Kirche uralt. „Die Aufnahme Michaels ins Bewußtsein und religiöse Leben der Völker ist ein eigenes Blatt in der Religionsgeschichte“ (Bernhart a. a. O. 48). Seine Gestalt verkörpert eine tiefe christliche Idee, und seine Verehrung hat eine feste Grundlage in der Offenbarung. Michael, der bekannteste Erzengel, ist ein mächtiger Fürst im himmlischen Reiche. Das Alte Testament nennt ihn im Buch Daniel (10;21) den mächtigen Schutzgeist Israels, die Geheime Offenbarung (12;7) den Schutz der Kirche und des Gottesvolkes; Daniel 10;21: „Niemand ist mit mir im Bunde gegen jene - die Perser - außer eurem Engelfürsten Michael.“ Nach einer Stillmesse betet der Priester: „Heiliger Erzengel Michael, schirme uns im Streite. Gegen die Bosheit und Arglist des Teufels sei unser Schutz. Gott gebiete ihm! so bitten wir flehentlich; du aber, Fürst der himmlischen Heerscharen, stürze Satan und die anderen bösen Geister, die zum Verderben der Seelen die Welt durchschweiften, in der Kraft Gottes hinab in die Hölle“ (Laudate 1960, S. 262). Im Glauben der Kirchenväter ist der Engel ein Geleiter der Seelen ins Jenseits. Im Offertorium der Seelenmesse betet die Kirche: „Vielmehr geleite die Seelen der verstorbenen Gläubigen Sankt Michael, der Bannerträger, in das heilige Licht.“

Juden und Christen verehrten den hl. Michael. Dennoch ist er immer wieder in die These einbezogen worden, wonach die Volkstümlichkeit einer Reihe von christlichen Heiligen sich daraus erkläre, daß sie als Ersatzfiguren für heidnische Gottheiten in der Bekehrungszeit an deren Stelle getreten sind. Züge des heidnischen Wodanskults sollten auf Michael übertragen werden (Wolf, Pfannenschmidt, Mannhard). „Odin war . . . der Herr des Himmels, in welchen er die Seelen der gefallenen Helden aufnimmt; als er durch das Christentum entthront wurde, sicherte ihm diese Eigenschaft, daß er eine Stufe niederstieg, indem er sich nämlich unter dem Gewand des mächtigsten der Engel, des gewaltigsten Bekämpfers der abgefallenen Geister, des Empfängers der Seelen, barg, des heil. Erzengels Michael“ (Wolf I a. a. O. 32). Mögen in Michael und Wodan gleichartige volkstümliche Züge, das Kämpferische und Kriegerische, hervortreten; Michael rückte aber nicht an Wodans Stelle; er stand im christlichen Volke als mächtiger Bote Gottes, als Kämpfer und Führer in Ansehen und Verehrung, bevor die Berührung mit den germanischen Völkern durch die Glaubensboten stattfand; er ist in der Liturgie und in der Volksfrömmigkeit früh einer der beliebtesten Heiligen geworden, was um so merkwürdiger ist, als Michael die Voraussetzungen fehlen, die bei der Verehrung anderer Heiligen von großer Bedeutung sind: als Engel keinen Geburtstag, keine Lebensgeschichte, keine Verdienste durch das Erdenleben und keine Reliquien.

Die Verehrung des Erzengels hat zuerst in der Byzantinischen Kirche bestimmte Formen angenommen. Schon Kaiser Konstantin soll um 440 eine Bergkirche am Bosphorus erbaut haben. Allmählich breitete sich der Michaelkult im Abendland aus, besonders seit der Wundererscheinung auf dem Monte Gargano bei Sipont in Apulien (Süditalien) um 495, wo eine Michaelskirche errichtet wurde, im Mittelalter eine bedeutende Wallfahrtsstätte.

In der älteren Zeit war Michael Schlachtenhelfer. Viele Völker verehrten ihn als ihren Engel, die Sachsen führten sein Bild in den Schlachten gegen die Ungarn an der Unstrut 933 und 955 auf dem Lechfelde als Feldzeichen. Im Hochmittelalter galt er als Schutzherr der Ritterschaft, Patron ihrer Burgen und Schlösser, im Spätmittelalter Schutzheiliger von handwerklichen Bauten, Schützer der Stadtmauern, Türme und Tore und schließlich Schutzpatron des Bauernstandes;

er ist Helfer in Krankheit und Not, Geleiter der Seelen ins Jenseits und Schutzherr von Friedhöfen und Friedhofskapellen.

Michaelskirchen wurden - wenn möglich - auf Bergen, Anhöhen, Kuppen errichtet, z. B. Mont-Saint-Michel in der Normandie (709); Kapelle auf dem Michaelsberg in Fulda (820); die Kirche in Michalstadt (821); St. Michael in Hildesheim (Grundsteinlegung 1010); Michaelskirche in Siegburg (1064). Nach alten Chroniken soll es in Köln 4 Michaelskirchen gegeben haben. Zur Kirche auf dem Michaelsberg in Münstereifel finden noch immer Wallfahrten statt. Nach Henneke-Krummwiede „Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatroninnen Niedersachsens“, gab es im nordwestlichen Teil folgende St-Michael-Patroninnen Kirchen: Bant (Wilhelmhaven) bis 1511; Neuenkirchen, Kreis Osterholz; Altäre: Belum, Land Hadeln; Bremer Dom; Bücken, Grafschaft Hoya; Stadt Hoya; Dorum, Wesermünde; Groden, Stadt Cuxhaven; Klosterkirche Rastede.

Auf deutschem Boden entstanden nicht so viele Michaelsheiligtümer wie in den südlichen Ländern (Italien, Frankreich). Als Vorname ist Michael hierzulande weit verbreitet. Das Wort stammt aus dem Hebräischen „Mi-chael“ „Wer ist wie Gott?“ Die deutsche Sprache hat das Adjektiv michel, d. i. groß (gotisch miklis; ahd. mihhil; mhd. michel). Ortsnamen wie Michelau, Michalstadt, Mecklenburg leiten sich aus diesem Wort ab.

Eine andere Beziehung hat unser Volk zu diesem Namen, die Bezeichnung „Teutscher Michel.“

Der Ausdruck wird zuerst in der „Sprichwörtersammlung“ 1541 des Sebastian Frank (1499-1452) gebraucht, und zwar in zwei Fassungen, einmal „in nötigen Sachen konnten sie - die Weiber - weniger dann der teutsche Michel, da ist ein Mann teurer dann 1000 Weiber“, und zum andern „ein grober Allgewer Bauer, ein blinder Schwab, ein rechter dummer Jan, der teuscher Michel, ein rechter baccalaurens.“ Eine andere Wendung in der Literatur der damaligen Zeit lautet nach Martin Schrots Spottbilddichtung von 1546 (Grote a. a. O. 39) „Die Teutschen michel man uns nennt, is war, künden mit viel Latein ann fressen, sauffen, buben sein.“²¹⁾

Die Redewendung teutscher Michel hat im 17. Jahrhundert einen andern Sinn bekommen; sie ist angewandt worden auf den Reitergeneral Michael Elias von Obentraut, der im Dreißigjährigen Kriege auf der Seite der Union kämpfte und am 25. 10. 1625 als Generalleutnant und Oberst der Kavallerie im Heer des Dänenkönigs Christian IV. im Kampfe gegen die Kaiserlichen auf der Seelzer Heide bei Hannover tödlich verwundet wurde. Auf ihn, den aufrechten Kämpfer, mit dem Vornamen Michael, wurde der Name „Deutscher Michel“ übertragen. Noch eine Deutung sei genannt. Das 17. Jahrhundert war die Zeit der Sprachgesellschaften, die gegen den Gebrauch von Fremdwörtern in der Muttersprache kämpften. Man nannte Deutschen Michel den, der sich seines Volkstums bewußt, die Verunzierung der Muttersprache tadelte.

*Habt ihr verstanden mit Spott und Schanden,
wie man die Sprach verkehrt und gantz zerstöhrt?
Ich teutscher Michel, versteh schier nichel,
in meinem Vaterland, es ist ein Schand.*

Köln 1650

Es ist heute m. E. kaum noch festzustellen, ob das Wort nur mit dem Schutzpatron St. Michael in Verbindung steht oder von dem Adjektiv michel abgeleitet oder gar andere Wege gegangen ist. Der Ausdruck wurde ursprünglich in tadelndem Sinne gebraucht für einen Menschen, der etwas schwerfällig, unge-



*Hic quis sit; quis stirpe OBENTRAVTIACA
 ortus
 Est IAN-MICHAEL nobilitatis honor,
 Huius quæ virtus rogatur est Martis alumnus,
 Pugnans pro patria, Religione, Foco.*

Hans Michael Obentraut, genannt der Teutsche Michel, kurfürstlich pfälzischer General und Oberamtmann. Foto: Zeitschrift Niedersachsen, 5. Jahrgang 1899-1900, S. 229.

schickt und verträumt ist oder sich allzu leicht von anderen übertölpeln läßt. Dieses Bild hat mit der strahlenden Erscheinung des Erzengels nichts zu tun, das die abendländischen Völker, auch das deutsche Volk, von ihm haben.

Zum Schluß erwähne ich, daß in den nächsten Jahrhunderten der Ausdruck in politischen Auseinandersetzungen, in Flugblättern, Zeitgedichten, Karikaturen, Romanen verwandt worden ist - im negativen und im positiven Sinne. „Der Deutsche Michel, der Deutsche, und die Marianne, Frankreichs natürlich weibliches Symbol, und der smarte Uncle Sam aus den USA und John Bull, Großbritanniens nüchterner und kräftiger Vertreter, wie schon der Name sagt; sie alle sind weltbekannt, sozusagen aus fast täglichem publizistischem Umgang. Willkommen oder unwillkommen sind sie Symbole ihres Volkes, Standard-Typen der Karikatur, freundlich oder feindlich, humorvoll oder satirisch, immer leicht und gern auch international verstanden in mancher Glosse und Polemik“.

(Prof. Dr. Emil Dovifat, in Grote a. a. O. 7)

Nachtrag

In der „Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde“, 16. Jahrgang 1969, Heft 1-4, schreibt Dr. Dietmar Sauermann (Volkskundliche Kommission für Westfalen), S. 97: Am 29. September 1658 verbietet der Rat der Stadt Minden, dass unerzogene Kinder, allerhand Gesind und Müssiggänger an den genannten Tagen (Michaelis und Martini) vor den Thüren singen „Sankt Michael (resp. St. Martin) ist ein guter Mann, der es wohl vergelten kann und wie der unnützen Worte nacheinander lauten.“ Das Martinsheischen ist in Minden im Gegensatz zu den umliegenden Orten im 19. Jahrhundert ausgestorben. Das Michaelissingen dagegen wurde erst um 1900 durch polizeiliche Maßnahmen endgültig unterbunden. Auch im benachbarten Petershagen hat sich dieser Michaelisbrauch bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts erhalten. Das dort übliche Heischelied lautete:

*Michels, Michels, de gode Mann, da geihn de Piepen un Fläuten an.
De Appel un de Beeren, de Nöte tau vermehren.
Latt mi nit so lange stahn, dat Himmelreich is uppedahn
för alle juten Gäste, de Gever is de Beste.
Ik hör' de Kisten klingen, ik glöb', se wird mir wat bringen,
Ik hör de Kisten klappen, ik glöb', se bringt mi' nen Appeln.*

Bis auf den Eingang stimmen dieses und die aus Minden gesungenen Michaelislieder mit den zu jener Zeit im Kreise Minden gesungenen Martinsliedern überein.

Anmerkungen:

- 1) „Nur sein Getreide fordert der Germane dem Boden ab. Daher teilt er auch das Jahr nicht in vier Zeiten: von Winter, Frühling und Sommer hat er Worte und Begriff, des Herbstes Name ist, wie seine Gaben, unbekannt“ (Tacitus, die Germania, a. a. O. 36)
- 2) Die Sätze beziehen sich auf die Deutschordensritter; dazu erwähnt Hermann Michel 1915: „Nach einer etwas dunklen Überlieferung schienen die Deutschordensritter, die viel herumkamen und nicht immer gesittet auftraten, als deutsche Michel bezeichnet worden zu sein.“

Literatur:

Meyers Enzyklopädisches Lexikon, 6. Band, Mannheim 1972
Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band VI, Berlin/Leipzig 1929/30
Lexikon der deutschen Heiligen, Seligen und Gottseligen, Köln 1958
Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1910/14
Lexikon für Theologie und Kirche, 7. Band, Freiburg 1962
Niedersachsen, Zeitschrift Bremen, 4. Jahr 15. 9. 1899; 5. Jahr 1. 5. 1900; 15. Jahr 1909/10
Bernhart Josef, Der Engel des Deutschen Volkes, Verlag ars sacra, Josef Müller, München 1936

- Fehrle, Eugen, Feste und Volksbräuche im Jahresablauf europäischer Völker, Kassel 1955
 Frank, Sebastian, Sprichwörtersammlung 1541
 Grote, Bernd, Der deutsche Michel, ein Beitrag zur publizistischen Bedeutung der Nationalfiguren, Dortmund 1967
 Henrichs, Norbert, Kult und Brauchtum im Kirchenjahr, Düsseldorf 1967
 Laudate, Kirchengesangbuch für die Diözese Münster, Münster 1960
 Meisen, Karl, St. Michael in der volkstümlichen Verehrung des Abendlandes, In: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde 13/14 1963, Bonn (Dümmler)
 Pfannenschmidt, Dr., Heino, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus mit besonderer Berücksichtigung auf Niedersachsen, Leipzig 1863
 Renner, Anna Maria, Der Erzengel Michael in der Geistes- und Kunstgeschichte, Saarbrücken 1927
 Reuter, Fritz, Kein Hüsung, Berlin 1925
 Satori, Paul, Sitte und Brauch, 3 Bände, Leipzig 1910-1914
 Schmidt, Philipp, Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941
 Schott, Messbuch der heiligen Kirche, Freiburg 1934
 Strackerjann-Willoh, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2 Bände, Oldenburg 1909
 Tacitus, Die Germania, Reclam Nr. 726
 Wasserzieher, Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1919
 Wimmer, Otto, Handbuch der Namen und Heiligen, Innsbruck 1959
 Wolf, I. W., Beiträge zur deutschen Mythologie, 2 Bände, Göttingen/Leipzig 1852/1857
 Henneke, Edgar, Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinnen Niedersachsens, herausgegeben von Hans-Walter Krumwiede, Göttingen 1960.



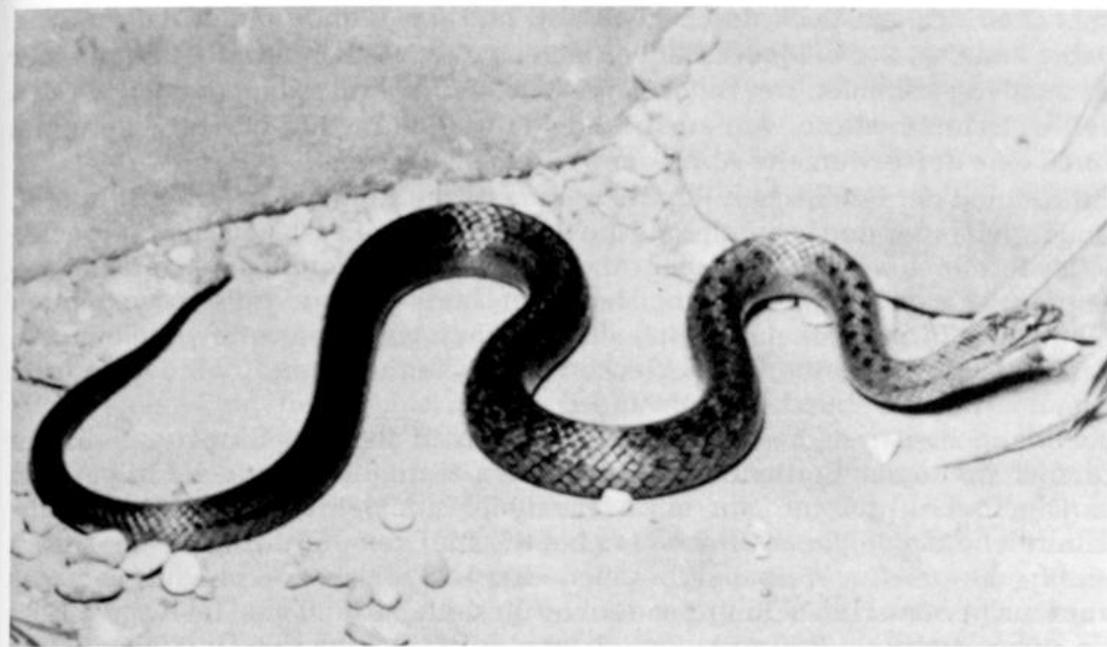
„Junkern grote Gott“ am Ortseingang von Altenoythe. Unter dem Hügel befindet sich der Überlieferung nach die Ruhestätte der in der Schlacht von Altenoythe Gefallenen. Vgl. Artikel „Die Schlacht von Altenoythe“ S. 27-32 Foto: Dwertmann, Cappeln

Unsere Kriechtiere

VON JOSEF HÜRKAMP

Frühlings-Hungerblümchen zieren eine magere, trockene und sonnige Sandstelle mit weißen Farbtupfern. Da kriecht aus einem Geröllhaufen züngelnd eine graue Schlange hervor, eine **Schlingnatter**, die ihre fünf Monate dauernde Winterstarre überstanden hat. Zur selben Zeit wird auch in einer Pfeifengraswiese eine Schlingnatter oder Glattnatter, wie man sie auch nennt, gesehen. Ihr Erscheinen bleibt unbemerkt; nur selten wird sie hierzulande beobachtet, ebenso wie eine andere bei uns vorkommende Schlangenart, die Ringelnatter. Das hat mehrere Gründe: Die einzelnen Vorkommen beschränken sich zumeist auf ziemlich eng begrenzte Lebensräume. Dazwischen liegen kilometerweite, von der Natter nicht bewohnte Gebiete. Oft werden diese Reptilien auch übersehen. Sie führen ein verborgenes, lautloses Leben in der bodennahen Vegetation. Durch ihre Tarntracht geschützt, liegen sie zusammengerollt reglos in der Sonne. Man kann dann neben ihnen hergehen, ohne daß sie sich rühren. Ein besonders reaktionsträges Exemplar beobachtete ich im Sommer 1975 im Gelände der Ziegelei Kokenge in Südlohne. Die Natter blieb zunächst, als ich mich ihr näherte, wie tot zusammengerollt liegen. Es war auch kein Züngeln zu beobachten. Sie ließ sich nicht einmal durch kleine Holzstückchen beeindrucken, die ich ihr auf den Rücken warf. Erst als ich versuchte, das Tier mit einem Stöckchen etwas anzuheben, flüchtete es. Ein anderes Exemplar sonnte sich im Juni 1976 in der Laubstreu eines Eichen-Birken-Waldes in der Gemeinde Holdorf. Es verharrte zusammengerollt in seiner Lage, als der Verfasser sich daneben setzte, um Notizen zu machen. Beim Messen der Körperlänge mit einem Bindfaden zeigte die Schlange dann Abwehrreaktionen. Sie versuchte ständig, sich dem Zugriff zu entziehen, biß aber nicht zu, sonderte jedoch eine durchdringend riechende Flüssigkeit aus ihren Analdrüsen ab. Wieder freigelassen blieb sie noch einige Zeit langausgestreckt liegen, bevor sie langsam davonkroch.

Mitunter flüchtet die Schlingnatter jedoch beim Nahen eines Menschen augenblicklich ins schützende Pflanzengewirr des Bodenbewuchses, freilich meist langsam und unauffällig, so daß sie auch bei solchem Verhalten oft unbemerkt bleibt. Bei Zufallsfunden findet man Schlingnattern meist nur einzeln. Obwohl die Schlingnatter am Tage aktiv ist und als wechselwarmes Tier zur vollen Entfaltung ihrer Lebenstätigkeit einer hohen Umgebungstemperatur bedarf, trifft man sie bei günstig erscheinender Witterung durchaus nicht immer in ihrem Habitat an. Sicherlich ruht sie auch tagsüber bei warmem, sonnigem Wetter manchmal verborgen in ihrem Unterschlupf. So fand ich im Juni 1976 während der schwülen Mittagshitze ein mittelgroßes Exemplar unter einem Stapel großer Baumstämme auf dem kühlen, feuchten Boden. Schließlich



Schlingnatter

Foto: L. Dorfmüller-Laubmann, Verlag: Tierfreund

bewirkt auch die Beschränkung der Aktivitätsphase auf die wärmere Jahreszeit, daß man Schlingnattern so selten begegnet. Etwa von Ende Oktober/Anfang November bis Ende März/Anfang April währt die Zeit der Winterstarre. Über den genauen Zeitpunkt des Erscheinens im Frühjahr und des Aufsuchens des Winterlagers im Herbst wissen wir wenig Genaues. Über die Beschaffenheit der Winterquartiere sowie die Art des Überwinterns wissen wir auch kaum etwas.

Über die von der Schlingnatter besiedelten Lebensräume und die Ansprüche dieser Schlangenart an ihre Umwelt sind wir jedoch im allgemeinen gut unterrichtet. So stellt sich uns das Schlingnatterhabitat dar als ein Randbereich zwischen offener und bewaldeter Landschaft. Dabei ist der eigentliche Lebensraum weder der geschlossene Wald noch das völlig offene Gelände mit nur bodennaher Vegetation, sondern die Übergangszone, wo außer der stets vorhandenen Krautschicht auch eine Strauchschicht mehr oder weniger gut entwickelt ist, also das halboffene Gelände. Eine solche Struktur der Vegetation findet sich besonders häufig an Waldrändern zu Feldfluren und Wiesenbachtälern. Seltener sind Nachweise im Waldesinnern, hier stets nur an offenen Stellen, Lichtungen, Schonungen und Kahlschlägen. Versteckmöglichkeiten müssen gegeben sein, z. B. in der dichten Bodenvegetation, ebenso unbewachsene, zum Sonnen geeignete Stellen. An das Vorhandensein von Gewässern ist die Schlingnatter nicht gebunden. Die Nähe menschlicher Siedlungen wird keineswegs gemieden, wenn dort ein günstiger Lebensraum lockt, nur dürfen die Störungen nicht zu arg sein.

Trifft man in der freien Natur auf eine Schlingnatter, so kann man völlig unbesorgt sein. Sie ist harmlos. Schulkinder fingen 1972 eine erwachsene Schlingnatter und brachten sie mir mit zum Biologieunterricht, 59 cm lang. Es empfiehlt sich im allgemeinen jedoch nicht, eine Schlingnatter anzufassen; sie kann nämlich zubeißen. Der Biß ist zwar nicht schmerzhaft, aber die spitzen

Zähnen dringen doch durch die Haut, und die Wunde blutet dann etwas. Dabei kann es, wie bei jeder Hautverletzung durch Sekundärinfektion zu einer Entzündung kommen. Der Biß ist aber sonst ungefährlich. Immer noch werden freilich Schlingnattern, wie auch Ringelnattern, mutwillig getötet, begründet durch eine tiefverwurzelte Abneigung gegen Schlangen.

Ein Kleinod der heimischen Reptilienfauna ist die **Ringelnatter**. Sie ist bunter, länger, lebhafter und schneller als die Schlingnatter. Es ist stets ein eindrucksvolles Erlebnis, wenn im Wiesengrund oder am Teichufer plötzlich eine meterlange dunkle Schlange in weitausholenden horizontalen Wellenbewegungen des ganzen Körpers erstaunlich schnell und scheinbar mühelos davonschlingelt. Hell leuchten die gelben Mondflecken am hoherhobenen Kopf, dann ist die Ringelnatter im Gebüsch verschwunden.

Die Männchen freilich sind beträchtlich kürzer. Bei 500 Ringelnattern, die kürzlich im Raume Berlin untersucht wurden, betrug die Länge der Männchen im Durchschnitt 68 cm. Nur ein Männchen war über 1 m lang. Die durchschnittliche Größe der Weibchen lag bei 85 cm. Exemplare von 1,10 m waren häufig; die größten Weibchen besaßen eine Länge von 1,50 m. Auch bei uns wurden übermeterlange Ringelnattern festgestellt. So fand man im August 1972 ein sicher mehr als 1,10 m langes Exemplar im Bereich des Dinklager Burgwaldes. Im Verbreitungsgebiet der Ringelnatter, das von Nordwestafrika über Europa bis Asien reicht, bestehen zwischen verschiedenen geographischen Rassen auffällige Unterschiede in Färbung und Zeichenmuster. Auch innerhalb einer Rasse ist die individuelle Variabilität groß. Bei den Ringelnattern unseres Raumes kann die Grundfarbe der Oberseite über eine Farbskala von hellgrau mit olivbraunem Schimmer bis grauschwarz variieren. Auch die Fleckenmuster auf dem Rücken, an den Flanken und an Kopf und Nacken sind recht unter-



Ringelnatter. Eier mit ausschlüpfenden Jungen

Foto: Schmeil Tierkunde, Verlag Quelle u. Meyer, Heidelberg

schiedlich. Sogar die gelben oder gelbweißen Mondflecken am Hinterkopf, ein charakteristisches Erkennungsmerkmal der Ringelnatter, können schon mal verdüstert und verkleinert sein. Besonders bunt und vielfältig abwandelnd ist die, allerdings oft nicht sichtbare, Unterseite der Ringelnattern. Eine breite Palette unterschiedlicher Farbmuster konnte beobachtet werden von grünweiß und schwarz gewürfelt bis weiß und blau gewürfelt und blau und schwarz gewürfelt.

Meist trifft man die Ringelnatter in der Nähe stehender oder fließender Gewässer an. Dort ist das Nahrungsangebot (Grasfrösche, Molche und Fische) am größten. Sie schwimmt und taucht gut. Über Beobachtungen dieser Schlangenart an Teichen, seien es nun abgelegene Waldteiche, Fischteiche in der offenen Flur, liegen aus unserer Landschaft mehrere Mitteilungen vor. Oft flüchtet die Natter beim Erscheinen eines Menschen ins Wasser. Sie nimmt auch mit kleinen Standgewässern vorlieb. In einem flachen, nur wenige Quadratmeter großen Gartentümpel wurde ein mittelgroßes Exemplar beobachtet. Wegen ihres starken Wärmebedürfnisses bewohnt sie auch trockenes, besonntes Gelände und sonnige Waldränder. Diesen trockenen Bereich ihres Habitats teilt sie hier und da mit der Schlingnatter. Die Randbezirke von Ortschaften scheut die Ringelnatter ebensowenig wie die Schlingnatter. Kleine Müllplätze mit Haushaltsabfällen, auch mit Garten- und Friedhofsabfällen, wirken anziehend, wohl wegen der Unterschlupfmöglichkeiten in der weithin ausgeräumten Landschaft und der sich entwickelnden Gärungswärme. Solche Plätze sind möglicherweise ihre bevorzugten Winterquartiere und Eiablagestellen. Ein offensichtlich überwinterndes Gelege aus 37 Eiern fand ein Landwirt Anfang Dezember 1970 in Schwichteler in einem Haufen Stallmist am Waldrand zur offenen Flur. Ein erst jüngst erforschtes Kapitel ist die Rassenzugehörigkeit unserer Ringelnattern. Unser Heimatraum wird von der Barrenringelnatter bewohnt, also von der westeuropäischen Rasse, die durch dicke, schwarze Querbalken an den Körperseiten gekennzeichnet ist; es sind aber auch schon Ringelnattern ohne Barren gefunden worden.

Es gab viele Menschen, die von alters her ein recht gutes Verhältnis zur Ringelnatter hatten. Oft freuten sich Menschen, wenn sich eine Ringelnatter unter ihrer Schwelle oder irgendwo im Sall ansiedelte. Sie waren überzeugt, daß ihnen die „Schlange mit der goldenen Krone auf dem Kopf“ Glück bringe. So war es mancherorts Sitte, der Schlange eine Schale voll Milch zu reichen, weil man glaubte, daß dies ihr Lieblingsgetränk sei.

An der Spitze der stammesgeschichtlichen Entwicklung des großen Schlangenreiches stehen die Vipern oder Ottern, die es nur in der Alten Welt, in Europa, Asien und Afrika gibt. Sie sollen sich aus ungiftigen Nattern entwickelt haben. Das wichtigste Merkmal ist bei den Ottern ihr Giftapparat. Unsere **Kreuzottern**, die einzigen Giftschlangen unseres Raumes, haben nicht das gedrungene Aussehen vieler Vipern. Ihr Kopf ist hinten verbreitert, mit ziemlich großen Schuppen bedeckt. Grundfärbung bei den Männern grau, bei Weibchen braun; dunklere Flecken bilden ein breites Zickzackband auf dem Rücken; eine Reihe kleiner Tupfer sieht man auf den Flanken. Die Kreuzotter verträgt unter allen Schlangen das Leben in kalten Zonen am besten. Ihr Verbreitungsgebiet entspricht den Waldzonen mit Fallaub, dem Mischwald, dem nördlichen Nadelwald und den Hochmooren und reicht bis zum Polarkreis. Einen sehr wichtigen Platz im Leben der Kreuzotter nimmt die Möglichkeit der Wärmeregulierung ein.



Kreuzotter

Foto: *Biologie 2*, Verlag:
Schroedel, Hannover



Bergeidechse

Foto: *H. R. Thomson/Eric Hosking*.
Verlag: *Tierfreund*

Die Temperatur, bei der eine Kreuzotter noch zur Fortbewegung fähig ist, befindet sich bei plus drei Grad Celsius; im Höchstfall ertragen Kreuzottern 34 Grad Celsius. Kreuzottern zeigen eine große Anpassungsfähigkeit an das Leben in kühleren Gegenden. Während des Winters suchen sie im Boden Zuflucht vor dem Frost. Ihren Winterschlaf hält die Kreuzotter in einer Tiefe von fünfzehn bis fünfzig Zentimetern an einem feuchten, aber vor Überschwemmung geschützten Ort. Im Frühling erscheinen die Männchen als erste und verbringen fast zwei Wochen damit, sich an der Sonne zu erwärmen. Danach finden sich die Weibchen ein, und kurz darauf beginnt die Paarungszeit, die ungefähr einen Monat dauert.

Wie viele Schlangen sind Kreuzottern tags und nachts rege. Im Frühling und im Herbst erlaubt es ihnen die Temperatur nicht, nachts im Freien zu bleiben; deshalb begeben sie sich dann in einen Unterschlupf, den sie früh am Morgen verlassen, um Tau zu trinken – die einzige Flüssigkeit, die sie während des größten Teils dieser Zeit aufnehmen. Anschließend sonnen sie sich in möglichst unmittelbarer Nähe ihres Unterschlupfs. Die Kreuzotter ist fähig, ihren Körper abzuplatten und somit die größtmögliche Oberfläche der Sonnenbestrahlung auszusetzen.

Kreuzottern ernähren sich hauptsächlich von kleinen Wirbeltieren, besonders Ratten, Mäusen und Eidechsen, seltener von Froschlurchen, sogar Heuschrecken werden verzehrt. Die Beute wird durch Giftbiß gelähmt bzw. getötet. Meist lauern sie als „Ansitzjäger“ der Beute auf, ziehen nach dem blitzschnellen Biß den Kopf wieder zurück und nehmen erst dann züngelnd mit Hilfe des Jacobsonschen Organs die Suche nach dem inzwischen bewegungslosen Beutetier auf. Kreuzottern sind nützliche Schädlingsvertilger; darum sollte man sie auf gar keinen Fall töten, wie es leider öfters vorkommt. Noch vor einigen Jahren rühmte sich jemand damit im Raume Bokelesch, daß er 72 Kreuzottern getötet habe. In den folgenden Jahren hatte er unter einer großen Mäuseplage zu leiden. Ein Hauptfeind unserer Kreuzottern ist der Igel; die Rolle des Igels als Bekämpfer von Kreuzottern wird aber oft übertrieben dargestellt. Es gelingt



Blindschleiche



Zauneidechse

Fotos: Tierkunde, Bd. I, Bayerischer Schulbuch-Verlag, München

ihm zwar, dank seiner Stacheln eine giftige Schlange zu überwältigen, aber da er ein Nachttier ist, begegnet er einer Kreuzotter wohl nicht zu oft. Junge Kreuzottern können auch Krähen zum Opfer fallen; auch Iltisse bringen es fertig, eine Kreuzotter zu töten. Aber nur der Mensch ist in der Lage, ganze Kreuzotterbevölkerungen zu vernichten. Vor allem aber bedroht der Mensch den Bestand der Kreuzottern durch Veränderung ihres Lebensraumes.

Eine weitere Reptilienart unserer Heimat ist die **Blindschleiche**. Trotz ihres schlangenähnlichen Aussehens ist sie eine Eidechse, freilich eine beinlose. Ihre Gliedmaßen haben sich im Laufe einer langen stammesgeschichtlichen Entwicklung zurückgebildet. Blindschleichen trifft man in den verschiedensten Lebensräumen an: tief im Waldessinnern, hier besonders häufig an offenen, sonnigen, Unterschlupf bietenden Stellen, an Waldrändern, im hohen Gras der Mähwiese, an Straßenböschungen und in Gärten am Ortsrand. Gern liegen die Tiere unter flachen Steinen, Blechplatten oder Brettern, auch unter Mist- oder Heuhaufen oder im Mulm verrotteter Baumstümpfe. Die Jungen kommen in einer häutig-gallertigen Eihülle zur Welt, die sie dann sofort durch ihre Körper-

bewegungen zerreißen. Meist sind es acht bis zwölf Junge, selten über zwanzig. Junge Blindschleichen halten sich gern in vermodernden Baumstümpfen auf, wo sie ein reiches Nahrungsangebot vorfinden. Die Blindschleiche hat viele Feinde. an erster Stelle steht der Mensch, der alles, was „auf dem Bauche kriecht“, verabscheut und die nützlichen Schleichen verfolgt und erschlägt. Zu den natürlichen Feinden gehören Greifvögel und kleine Raubtiere. In Liebhaberkreisen genießt die Blindschleiche eine gewisse Berühmtheit wegen ihres in Menschenobhut erreichten hohen Alters. Die Tiere sind in Behältern mit Heide- oder Waldboden, am besten im Freilandterrarium, leicht zu pflegen. Man läßt ihnen die Wahl zwischen einem feuchteren Terrarienteil aus Torfmoos und einem trockeneren aus Nadelwaldboden. Überwintern lassen sich Blindschleichen wie europäische Landschildkröten in einem Freilandterrarium das man mit einem Laubhaufen bedeckt. In menschlicher Pflege sind sie schon dreißig bis vierzig Jahre alt geworden. Den Rekord hält zur Zeit ein Tier mit 54 Jahren.

Ebenso häufig wie die Blindschleiche ist die schlanke, flinke **Wald-, Moor- oder Bergeidechse**. Besonnte, trockene Flächen in Wäldern und an Waldrändern, besonders Wegböschungen, sind ihre bevorzugten Aufenthaltsorte; doch meidet sie sumpfiges Gelände keineswegs. Ich habe sie schon in einer staunassen Auewiese zwischen Cappeln und Sevelten gefunden. Sie besiedelt Europa von Schottland bis zum Ural und von Skandinavien bis zum Mittelmeer. In diesem riesigen Areal wandelt sie sich kaum ab, die Tiere sehen alle recht ähnlich aus, gleichgültig, aus welcher Gegend sie stammen. Geschickt jagt sie in der Laubstreu kleine und kleinste Bodeninsekten und deren Larven.

Als letzter Vertreter der Reptilienwelt unserer Heimat nenne ich die **Zauneidechse**. Diese farbenprächtige, plump gebaute, stumpfschnäuzige und kurzschwänzige Bodenechse ist aber weitaus seltener als die Waldeidechse. Als ursprünglichem Steppenbewohner mit hohem Wärmebedürfnis behagt ihr unser rauhes Klima nicht. So besiedelt sie bei uns nur die wärmsten Landschaftsräume; hier findet man sie an mikroklimatisch günstigen Örtlichkeiten. Trotzdem hat sie eine weite Verbreitung in Europa und Westasien, von England bis zum Baikalsee und von Schweden bis zu den Pyrenäen.

Anlaß dieses Aufsatzes war dem Verfasser die Tatsache, daß diese Tiere immer seltener beobachtet und immer mehr ausgerottet werden. Nicht nur die natürlichen Feinde im Gleichgewicht der Natur sind es, sondern unvernünftige Menschen, die ihnen nachstellen. Die größte „Schlachtbank“ für alle bodenlebenden Tiere bilden heute die Autostraßen. Erfreulich wäre es, wenn immer mehr Menschen zu einer Renaturalisierung wertvoller Landschaftsräume bereit wären.

Eulen und Käuze

VON BERNHARD VARNHORN

Eulen und Käuze wurden früher ganz allgemein zu den über die ganze Erde verbreiteten Greifvögeln gestellt und als nachtaktive Greife nur für eine Unterabteilung der, in wenig gutem Ruf stehenden „Raubvögel“, wie man diese mit scharfen Krallen und einem krummen Schnabel ausgerüstete Vogelgruppe nannte und leider heute auch vielfach noch nennt, gehalten. Das war aus vielerlei Gründen erklärlich, denn alle Tag- und Nachtgreifvögel haben nicht nur - wir sagten es schon - den gebogenen Schnabel und die zum Ergreifen und Töten der Beutetiere geeigneten Füße, sondern sie ernähren sich auch vorwiegend von warmblütigen Tieren. Aber von den echten Greifvögeln unterscheiden sich die Eulen und Käuze sowohl im Körperbau als auch in ihrem ganzen Verhalten so erheblich, daß sie jetzt mehr den Nachtschwalben (*Caprimulgiformes*) zugeordnet werden. Obwohl sie durch das Vertilgen von schädlichen Nagetieren (Mäusen) und Insekten sich als sehr nützlich, besonders für den Landwirt erweisen, stand und steht man ihnen auch heute noch, wo sich doch fast alles um den Nutzen und den Profit dreht, eher reserviert und ablehnend als wohlwollend gegenüber. Zu dieser an sich überraschenden Einstellung mag ihre recht sonderbare Lebens- und Verhaltensweise ein gut Teil beitragen. Denn wie „böse“ Menschen, wie Diebe und sonstige Übeltäter werden und sind auch die Eulen erst mit Anbruch der Dämmerung und in der Nacht, wenn alle „ordentlichen“ Menschen der Ruhe pflegen, aktiv und munter und sorgen für ihren Lebensunterhalt. Zudem haftet ihrem lautlosen Flug etwas Geisterhaftes an, und ihr Rufen zur Nachtzeit, das noch dazu wenig melodisch und angenehm klingt, verbreitet mehr oder weniger Unbehagen und läßt oftmals ein echtes Gruselgefühl aufkommen. Auch der verhältnismäßig große und rundliche Kopf mit den vorwärtsgerichteten Augen mag ähnlich wie die vorwärtsgerichteten Augen der Menschenaffen auf den Menschen als die „Krone der Schöpfung“ peinlich wirken und unbewußt eine Abwehrhaltung auslösen. Das Gesicht und das Gehör ist bei den Eulen ganz hervorragend ausgebildet und entwickelt. Durch den besonderen Bau ihrer Augen - die Zahl der lichtempfindlichen Zellen auf der Netzhaut ist stark vermehrt - finden sie sich auch bei geringer Helligkeit, wenn wir Menschen schon recht hilflos sind, noch gut zurecht. Bei völliger Dunkelheit sehen Eulenaugen allerdings auch nichts. Die vielfach verbeitete Meinung, sie könnten am Tage bei Sonnenlicht schlecht oder gar nicht sehen, ist irrig. Sie sehen auch bei Tageslicht ausgezeichnet. Da ihre Augen unbeweglich sind, müssen die Eulen, wenn sie die Blickrichtung ändern wollen, ihren ganzen Kopf drehen. Manche Arten haben es darin zu einer erstaunlichen Fähigkeit gebracht, können sie doch ihren Kopf sogar bis zu 270 Grad herumdrehen.

Ganz hervorragend ist bei ihnen auch das Gehör entwickelt. Die Federn an den Ohröffnungen bilden sogenannte Klappen, die aufgerichtet werden können und dann ausgezeichnete Schalltrichter bilden. So können sie auch noch schwächste Geräusche auffangen. Da sie in der Dunkelheit die Stelle, wo z. B. eine Maus raschelt oder piept, genau ausmachen müssen, um beim Beutefang auch erfolgreich zu sein, ist bei ihnen auch das „Richtungshören“ besonders gut ausgebildet. Beim Anpeilen einer Geräuschquelle verdrehen sie oft merkwürdig den Kopf, auch das dient dem Zurechtfinden mit dem Gehör. Verschiedene Eulenarten

haben am Kopf Federbüschel, die als „Ohren“ bezeichnet werden. Mit dem Gehör haben diese Federbüschel nichts zu tun, sie sind Schmuckwerk.

Eulen bauen ähnlich wie Falken keine Nester. Im günstigsten Falle scharren sie am Brutplatz zerstückelte Gewölle oder Nahrungsreste zu einer primitiven Nestunterlage zusammen, oder sie legen, und das ist meistens der Fall, ihre rein weißen, mehr oder weniger rundlichen Eier einfach auf den Boden des erwähnten Brutplatzes. Die meisten Arten brüten in Höhlen oder an anderen düsteren Orten. Aber auch verlassene Krähenester und alle Greifvogelhorste werden als Brutplätze angenommen. Da geeignete Brutplätze auch in unserer Heimat nicht immer überall und in ausreichender Anzahl vorhanden sind, ist, wenn wir einen echten Bestand an Eulen und Käzen erhalten wollen, die Anbringung künstlicher Nistgelegenheiten dringend notwendig und auch sehr zu empfehlen.

Dabei sollte man sich aber sachgemäß beraten lassen, ansonsten wären solche gutgemeinten Aktionen mehr zum Schaden als zum Nutzen. Mit sachgemäß angebrachten künstlichen Nistgelegenheiten für Nachtgreife sind schon die besten Erfahrungen gemacht worden. Mit dem Brutgeschäft beginnen einzelne Arten schon verhältnismäßig recht früh im Jahr. Bereits im Spätwinter, in klaren und windstillen Nächten lassen die Männchen ihre meist heulenden, nur selten auch melodisch klingenden Balzrufe hören, mit denen sie ein Weibchen anlocken. Da diese ihre Eier in der Regel in Abständen bis zu 2 bis 3 Tagen legen, aber mit der Bebrütung schon nach dem Legen des ersten Eies beginnen, kommen die Jungen einer Brut auch in mehrtägigen Abständen zur Welt. Daß die zuletzt geschlüpften Eulenkinder, keine großen Überlebenschancen haben, besonders dann nicht, wenn das Nahrungsangebot nicht allzu reichhaltig ist, braucht nicht zu verwundern. Noch nicht voll flugfähig verlassen die Jungen schon den Brutplatz und sitzen dann auf dem Boden herum, wo sie aber von ihren Eltern weiterhin gut mit Nahrung versorgt werden. Daher sollte man junge auf dem Waldboden sitzende, flugunfähige Eulen unbehelligt lassen und sie nicht aus falsch verstandener Fürsorge und Tierliebe mit nach Hause nehmen oder Tierliebhabern bringen. Einen guten Dienst erweist man ihnen damit in der Regel nicht. Junge Eulen können nämlich unter Zuhilfenahme von Schnabel und Flügeln ganz gut klettern und sich selbst eine geeignete Stelle im Gebüsch oberhalb des Waldbodens suchen.

Bei den meisten Eulenarten ist die Gelegegröße und die Brutbereitschaft vom jeweiligen Nahrungsangebot abhängig. Ist letzteres schlecht, dann brüten in der Regel nur wenige Eulenpaare in dem betreffenden Bezirk und zudem ist auch die Zahl der Eier nur gering. Ganz anders verhalten sich die Paare bei reichlichem Nahrungsangebot, z. B. in sog. Mäusejahren: Die Zahl der gelegten Eier ist groß und gebrütet wird nicht selten sogar zweimal in einem Jahr. Eine periodisch starke Vermehrung führt zu Abwanderungen überzähliger Tiere und zur Besiedlung und Bestandsaufbesserung eulenarmer Gegenden. Sonst sind Eulen verhältnismäßig heimattreu. Mit Ausnahme der Sumpfrohreule unternehmen sie keine größeren Wanderungen, wie das im allgemeinen die Taggreifvögel zu tun pflegen. Daß ihre Lebenserwartung nicht besonders hoch ist – nach Ringfunden erreichten z. B. Schleiereulen nur ein Durchschnittsalter von 16 Monaten; das bedeutet, daß sie in ihrem ganzen Leben nur einmal zur Fortpflanzung schreiten können – muß bei ihrer Körpergröße eigentlich überraschen. Eulen sind nicht nur wegen der Vertilgung nachtaktiver Säugetiere sehr nützlich, so daß sie deshalb schon uneingeschränkter Schutz verdienen, sie sind auch



Schleiereule
(*Tyto alba*)



Steinkauz
(*Athene noctua*)

den Zoologen bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen betreffs der Verbreitung und Bestandsaufnahme der Kleinsäugerfauna wichtige Helfer. Im Gegensatz zu den Taggreifen verdauen die Eulen nicht mal die feinsten Knöchelchen ihrer Beutetiere, sondern würgen diese zusammen mit allen sonstigen unverdaulichen Nahrungsresten wieder aus. So gibt die Untersuchung von Eulengewöllen einen guten und recht zuverlässigen Aufschluß über das Vorkommen der Kleinsäugetierarten der Gebiete, in denen Eulen leben.

Von den in unserer Heimat als Brutvögel vorkommenden Eulen ist die **Schleiereule** (*Tyto alba*) die farbenprächtigste, aber auch die lichtscheueste. Tagsüber hält sie sich an möglichst dunklen Plätzen auf. Erst wenn abends eine ziemliche Dunkelheit herrscht, wird sie richtig munter. Dann sieht man sie von einem Eulenloch ins andere fliegen, was schon besagt, daß sie sich in ihrer Lebensweise eng an den Menschen angeschlossen hat und mit ihm am liebsten unter einem Dach wohnt. Die sog. Eulenlöcher, die früher in fast allen Giebeln der landwirtschaftlichen Gebäude vorhanden waren, trugen ihrer Vorliebe, in Häusern und Viehställen zu wohnen, Rechnung und nicht unwesentlich zu ihrer Verbreitung bei. Schleiereulen sind recht kälteempfindlich. Da sie im Herbst keine rechten Fettreserven ansetzen können, die ihnen das Überleben in nahrungsarmen Perioden ermöglichen, erfrieren und verhungern in strengen und schneereichen Wintern verhältnismäßig viele Schleiereulen. Diesem Aderlaß begegnen sie in beutereichen Jahren durch ein zweimaliges Brüten und ein hohes Gelege, das bis zu 12 Eiern umfassen kann. Junge Schleiereulen sind in den ersten Lebenstagen wohl mit die häßlichsten Vogelkinder, die man sich denken kann. Die spärliche Bedaunung, die durchscheinende gelblich-rote Haut, die noch dazu faltig den kleinen Körper umschließt, gibt ihnen ein greisenhaftes Aussehen. Da Schleiereulen eine recht geringe Lebenserwartung haben, müssen sie für

möglichst viele Nachkommen sorgen, damit ihre Art erhalten bleibt. Weil sie besonders standorttreu sind und doch fast über die ganze Erde verbreitet sind, müssen sie wohl zu den ältesten Vögeln gehören, die schon überall verbreitet waren, ehe die Festländer und Inseln durch Wasser getrennt wurden.

Der **Steinkauz** (*Athene noctua*) ist der kleinste heimische Nachtgreifvogel. Wegen seines kurzen Schwanzes, dessen Länge 8 cm beträgt und der kurzen Flügel, sie messen nur reichlich 15 cm – bei der Schleiereule mißt der Schwanz 12-13 und der Flügel 28-29 cm – erscheint er wesentlich kleiner als der Turmfalke. Das ist er auch, aber nur dem Gefieder nach, im Gewicht erreicht er mit ungefähr 175 g fast das Gewicht des Turmfalken. Von allen Eulen macht sich der kleine Steinkauz am meisten bemerkbar. Auch er hält sich vorzugsweise in der Nähe menschlicher Wohnungen und Gebäude auf, in denen er sich auch seine Brutstätte sucht. Da er mit dem Beginn der Dämmerung, nicht selten auch schon früher munter und rege wird, bekommt man diesen liebenswerten Vogel oft zu Gesicht, in der Regel öfters als die anderen heimischen Nachtgreife. Das gibt dann zu der Vermutung Anlaß, der Steinkauz sei hier noch besonders häufig, was allerdings ein Trugschluß ist. Eigenartig ist sein Verhalten, wenn er sich erregt. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er den Feind an, richtet sich hoch auf, macht einen tiefen Bückling und schnell im nächsten Augenblick wieder empor. Dieses abwechselnde Benehmen hat wohl den Zweck, kleinere Feinde, die ihm zu nahe kommen, einzuschüchtern und zur Flucht zu veranlassen. Der Steinkauz ist Standvogel, er verläßt sein Gebiet nicht, auch nicht wenn im Winter die Nahrung knapp ist.

Der **Waldkauz** (*Strix aluco*) kommt von allen Eulen hier am häufigsten vor, sogar in zwei Farbformen, in einer rotbraunen und in einer grauen. Auch er hat sich wie viele andere Vogelarten immer näher den Menschen angeschlossen und brütet durchaus nicht nur in Wäldern, wie der Name Waldkauz vermuten lassen könnte, sondern eben so oft in den Dörfern und Städten. Mit dem Brutgeschäft beginnt er in der Regel sehr zeitig im Jahr, unter Umständen schon im Februar. So lassen denn auch die Männchen bereits im Winter ihren, man kann wohl sagen, schauerlich-schönen Balzruf erschallen, der wie „huuh-hu-huuuuuh“ klingt und besonders in windstillen Nächten vorgetragen wird. In der Erregung rufen Waldkäuse, sowohl die Männchen als auch die Weibchen, diese angeblich besonders eifrig und ausdauernd „kjuwitt“, das man früher mit „komm mit“ übersetzte. „Komm mit“, na ja wohin wohl? Natürlich nicht zu einer Tanzveranstaltung, sondern zum Friedhof, wohin sonst wohl? Diese Übersetzungspraxis hat besonders älteren und kranken Menschen schon oft die schlaflosen Nächte lang und schwer zu ertragen gemacht. – Der Waldkauz legt 3-6 Eier und brütet vor allem in größeren Baumhöhlen, in Nischen, auf Dachböden, in verlassenen Nestern größerer Vögel, ja sogar wenn's anders nicht geht, auf dem Erdboden. Er ist in der Wahl seiner Brutstätten nicht wählerisch. Wir meinen, beobachtet zu haben, daß vor allem junge Waldkäuse oft viel zu früh das sichere Nest verlassen und dann auf dem Boden herumsitzen und sich dort von ihren Eltern versorgen lassen. Da er auch ein geschickter Vogelfänger ist – im Winter fallen ihm vor allem Spatzen zur Beute, und er holt sich auch junge Stare aus den Nistkästen – übersteht er strenge Winter im allgemeinen viel besser als solche Eulenarten, die hauptsächlich auf Mäusefang angewiesen sind.

Die **Waldohreule** (*Asio otus*), die Wälder und Feldgehölze bewohnt – ihren Namen macht sie so noch alle Ehre – halten wir wegen ihrer starken Federbüschel, die sog. „Ohren“ auf dem Kopf, für die schönste Eule unserer Heimat. Schon die Jungen tragen bald diesen Kopfschmuck, und es ist ein einmalig schönes Bild, wenn sie auf dem Nestrand sitzend in die Runde blicken und die futterbringenden Eltern erwarten. Da das Weibchen die Eier auch in Abständen



Waldkauz (Strix aluco)

von je 2 Tagen legt, aber schon vom ersten Ei an brütet, sind die Jungen natürlich in den ersten Lebenswochen unterschiedlich entwickelt. Als Brutplätze dienen den Waldohreulen alte Krähen- und Elsternester oder verlassene Bussardhorste. Leider ist auch diese schöne Eule in den letzten Jahrzehnten seltener geworden. Die **Sumpfohreule** (*Asio flammeus*) wird von einigen Vogelkundlern z. B. von dem ehemaligen Direktor des Berliner Aquariums Dr. Oskar Heinroth (gest. 1945), einfach Sumpfeule genannt, obwohl sie wissenschaftlich zu den Ohreulen gehört. Wenn sie nämlich nicht erregt ist oder wenn man sie nicht aus der Nähe



Sumpfohreule (Asio flammeus)



Waldohreule (Asio otus)

Alle Zeichnungen: Kronen-Verlag, Hamburg

beobachten kann, sieht man ihre „Ohren“ auf dem Kopf gar nicht. Ob sie im südlichen Oldenburg noch regelmäßiger Brutvogel ist, können wir mit letzter Sicherheit nicht sagen. Früher brütete sie am Dämmer z. B. nicht selten. In vielerlei Hinsicht verhält sie sich anders als die anderen vorgestellten Eulen und Käuze. Sie lebt nicht nur frei und ohne Deckung auf sumpfigen Wiesen, sie ist auch am Tage, wenn ihre Verwandten die Ruhe pflegen, sehr rege und viel auf Nahrungssuche. Sie brütet auf dem Boden und macht sogar ein eigenes Nest, allerdings kein kunstvolles. Daß sie überhaupt ein, wenn auch nur einfaches, Bodennest baut, ist immerhin für eine Eule sehr auffallend. Im Herbst und Winter macht sie weite Wanderungen in südliche Gegenden, die dem Aufsuchen nahrungsreicher Gebiete dienen. Ausgedehnte Wanderungen machen allerdings auch die Waldohreulen. Beide Arten verbringen oft die Wintermonate zu größeren Verbänden vereint, jede Art natürlich in den ihnen zusagenden Arealen: die Waldohreulen in Wäldern, die Sumpfohreulen auf sumpfigen Wiesen und Mooren. Zum Überachten suchen sie auch gemeinsam immer die gleichen Bäume bzw. Sumpfstellen auf, wovon die dort zahlreich herumliegenden Gewölle dann Kunde geben. Vor etlichen Jahren wurden im Herrenholz unter einer mittelhohen Eiche, die wochenlang von einer größeren Anzahl Waldohreulen als Ruhebaum benutzt worden war, mehrere hundert Gewölle aufgelesen. Sie füllten einen Kartoffelkorb bis oben an. – Auch die Sumpfohreule brütet schon im zeitigen Frühjahr. Ihr Gelege besteht aus 5-7 Eiern. Da sie stimmlich wenig begabt ist, führt sie zur Abgrenzung ihres Brutreviers und zum Anlocken eines Ehepartners Balzflüge aus. Auch die jungen Sumpfohreulen hält es nicht lange in ihrem Nest. Schon im Alter von 17 Tagen verlassen sie es, gehen auf Wanderschaft und verstecken sich im Pflanzenwuchs.

Ein schöner Nachtfalter im Hochmoor

Das kleine Nachtpfauenauge

VON GERHARD HESSELBARTH

Die wenigen noch einigermaßen intakten Reste früherer Hochmoore in unserer nordwestdeutschen Heimat sind Refugien für eine Anzahl von Pflanzen und Tieren, die durchweg in ihrer Existenz bedroht sind und denen daher voller Schutz gebührt. Zu den gefährdeten Tieren gehören auch Tagesschmetterlinge und Nachtfalter, von denen eine besonders schöne Art, das Kleine Nachtpfauenauge (*Eudia pavonia* LINNÉ), vorgestellt wird.

Dieser Nachtschmetterling wird nur selten bemerkt, obwohl das Männchen in den Frühlingsmonaten tagsüber im hellen Sonnenschein in reißendem Fluge über die Heidekrautflächen rast, allerdings ohne sich nach Tagfalterart auf Blumen niederzulassen, wobei der Naturfreund es vielleicht beobachten könnte. Zu einem Blütenbesuch besteht für diesen rastlosen Gesellen auch kein Anlaß, denn dieses Insekt gehört zu der Nachtfaltergruppe der sogenannten Spinner, die während ihres kurzen Falterlebens überhaupt keine Nahrung aufnehmen können, weil ihnen die dazu nötigen Organe (Rüssel) fehlen, mit denen unsere Tagfalter Nektar aus den Blumen saugen. Daher ist auch die Lebensdauer dieses Schmetterlings auf einige Tage begrenzt, solange eben die mitgebrachten Kraftreserven ausreichen. In dieser Zeitspanne müssen folgerichtig Paarung und Eiablage stattfinden, um die Erhaltung der Art zu gewährleisten. Der rasante Flug des Nachtpfauenaugenmännchens dient nur dem Zweck, das am Tage ruhende Weibchen zu finden und die „Hochzeit“ zu vollziehen. Daraus ergibt



Abb. 1: Das kleine Nachtpfauenauge (Männchen)

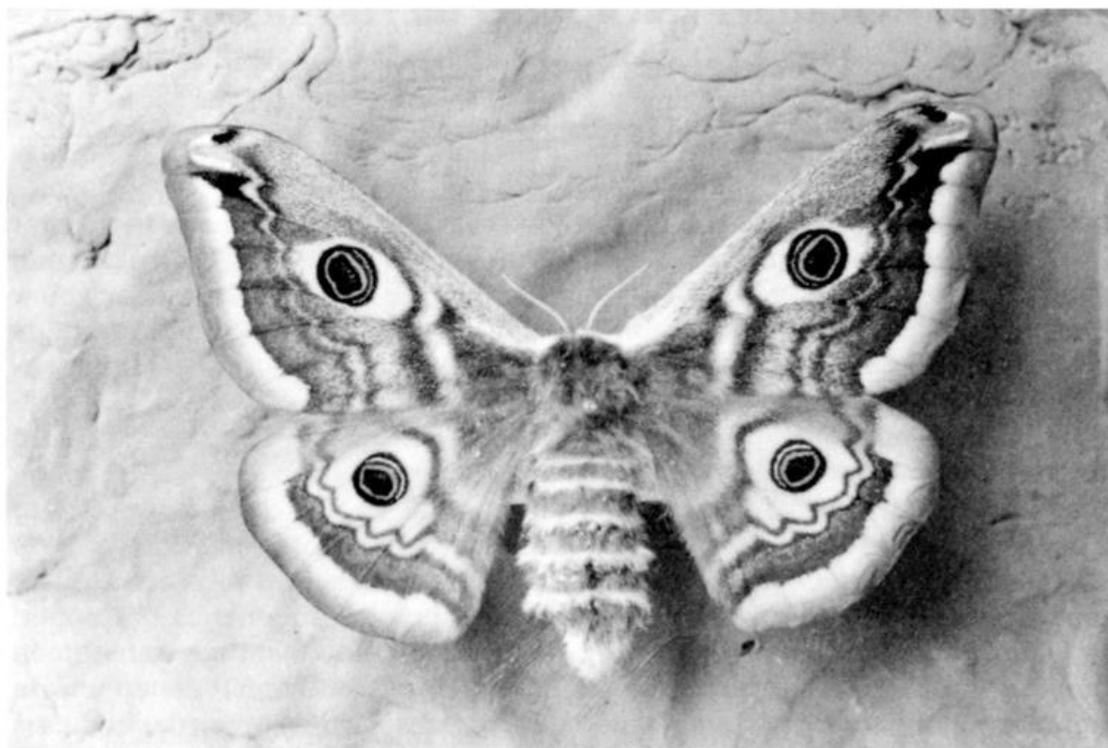


Abb. 2: Das kleine Nachtpfauenauge (Weibchen)

sich wieder die Notwendigkeit, daß die Schlüpfzeiten beider Geschlechter zeitlich eng beieinander liegen, was durch klimatische Faktoren gesteuert wird. Je nach Witterung können sich die Flugzeiten jahresweise verschieben, wie etwa auch die Zeiten der Obstbaumblüte oder des Eintreffens der Schwalben Schwankungen unterworfen sind. Auf der Suche nach einem Partner treffen die Männchen in der Luft auf winzige Mengen von Duftstoffen, die paarungsbereite Weibchen aussenden und die von den gefiederten Fühlern des männlichen Falters aufgefangen werden. Diese wunderbare Fernsteuerung, die auch anderen Tieren der Spinnergruppe eigen ist, kann durch einen einfachen Versuch leicht nachgewiesen werden: Stülpt man über ein frischgeschlüpfte, also noch unbegattete Weibchen eine Glasglocke, dann können die Duftstoffe kein Männchen erreichen, und dieses Weibchen wird nicht angefliegen. Nimmt man diese Glashaube jedoch weg, dann werden sich bald die ersten Freier einstellen. In der freien Natur findet das Männchen seinen Partner auch über weite Strecken mit großer Sicherheit, wenn es in scheinbar irrendem Flug über die Heide jagt, und es kommt sehr häufig vor, daß mehrere Männchen etwa gleichzeitig in den Sendekreis eines paarungswilligen Weibchens geraten. Diese besonderen Fähigkeiten können als eine Art von Kompensation für die Kurzlebigkeit der Falter verstanden werden.

Nach erfolgter Paarung, die über mehrere Stunden anhält, trennen sich die Partner, und das nunmehr befruchtete Weibchen beginnt schon in der folgenden Nacht, falls die Wetterlage das zuläßt, mit der Eiablage. Sollte beispielsweise kalter Regen einsetzen, dann ruht sie bis zur Wetterbesserung und spart so Energie. Die Eier werden in Klumpen abgesetzt, die zur Tarnung mit Afterwolle vermischt sind. Der aufmerksame Naturbeobachter wird deshalb meist mehrere

Raupen in einem kleinen Umkreis antreffen. Zur Eiablage fliegt das ansonst träge Weibchen kürzere Strecken, um die für den Nachwuchs bestimmten Nahrungspflanzen auszusuchen. In unseren Hochmoorgebieten sind das vorwiegend Heidearten: die gewöhnliche Besenheide (*Calluna vulgaris*) und die Glockenheide (*Erica tetralix*). Gelegentlich werden auch andere Futterpflanzen - etwa Weidenarten, Rosengewächse - angenommen. Die jungen Raupen sind anfangs schwarz, die erwachsenen Tiere sind dagegen prächtig grün mit schwarzen Querstreifen in den Einschnitten und rot-gelben Warzen, auf denen schwarze Borsten stehen. Diese Färbung und Zeichnung lösen die Körperlichkeit der recht großen Raupen weitgehend auf, so daß die Tiere im Sommer, wenn sie im Heidekraut sitzen, vom menschlichen Auge nur schwer zu entdecken sind. Ihre natürlichen Feinde, Vögel, Eidechsen und besonders Schlupfwespen, haben es wohl leichter, die begehrten Raupen aufzuspüren und dezimieren im Rahmen des biologischen Gleichgewichts den Bestand auch dieses Insekts. Im Endergebnis können von einem Nachtpfauenaugenpaar immer nur zwei Nachkommen zur Fortpflanzung gelangen. Wenn diese Durchschnittszahl einmal deutlich überschritten wird, ergibt sich ein Anwachsen einer Population; andernfalls sinkt die Zahl der einzelnen Individuen vorübergehend ab. Wenn etwa im Juli die Raupe voll ausgewachsen ist, muß sie sich verpuppen. Dazu legt sie im Heidekraut ein Gespinst nach Art der Seidenspinner, zu denen der Falter gehört, an. Dieser Kokon ist birnförmig und schützt die Raupe während der Umwandlung in eine Puppe und in den kommenden Monaten vor Feinden und Witterungseinflüssen. Er ist zwar fest und von innen verleimt, läßt aber die nötige Feuchtigkeit durch, so daß die Puppe nicht vertrocknen kann. Dieser Kokon hat an seinem schmalen Ende eine Reuse, die von außen wie eine Sperre wirkt, aber den

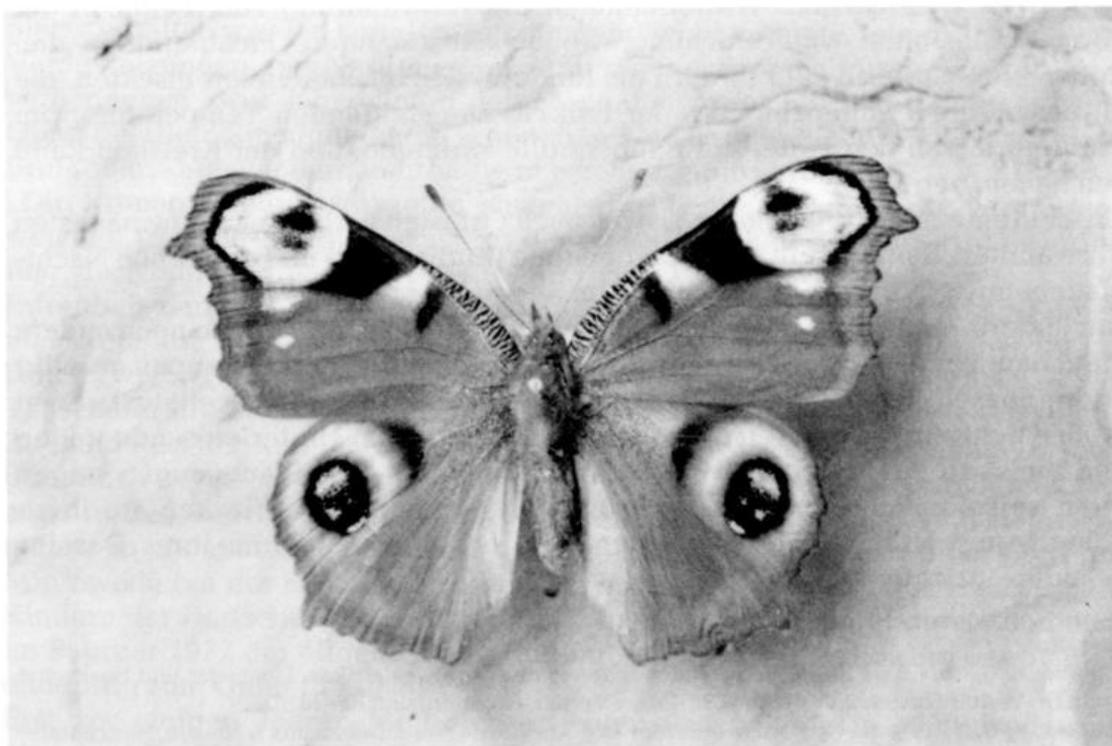


Abb. 3: Tagpfauenauge



Abb. 4: Abendpfauenaug

schlüpfenden Falter nicht behindert, wenn er im kommenden Frühling sein Schutzgehäuse verläßt. Allerdings schlüpfen manchmal nicht alle Falter, die aus einem Gelege stammen, schon im nächsten Frühjahr. Einige Puppen überschlagen ein oder gar mehrere Jahre aus noch nicht erforschten Ursachen. Als plausible Erklärung für diese Unregelmäßigkeit mag der Hinweis gelten, daß damit die Gefahren der Inzucht, die auch zur Schwächung der Lebenskraft einer Population beitragen könnten, gemildert werden. Normalerweise aber vollzieht sich in den Herbst- und Wintermonaten die Umwandlung zum Falter in der Puppenhülle ohne Unterbrechung, wobei selbst längere Frostperioden den Entwicklungsprozeß eher fördern als hindern, wie das bei vielen Insekten, die an unser Klima angepaßt sind, der Fall ist. Die steigenden Temperaturen im Frühling lassen den Falter die Puppenhülle sprengen, und der Kreislauf kann von neuem beginnen.

Unser kleines Nachtpfauenaug ist bis nach Ostasien verbreitet. Seine nächsten Verwandten, das Mittlere Nachtpfauenaug (*Eudia spini*) und das Große Nachtpfauenaug (*Saturnia pyri*), kommen im Süden Europas vor.

Der Naturfreund kennt unter unseren heimischen Schmetterlingen noch andere Pfauenaugen: das Tagpfauenaug (*Inachis io*), dessen schwarze Raupen gesellig an Brenneseln leben, und das Abendpfauenaug (*Smerinthus ocellatus*), einen großen Schwärmer, dessen grüne Raupen ein Horn am Hinterleibsende tragen und meist an Pappeln oder Weiden zu finden sind. Alle Pfauenaugen tragen ihren volkstümlichen Namen nach den auffallenden Augenflecken auf ihren Flügeln und sind harmlose Insekten, die in keinem Stadium ihres Daseins Schaden anrichten.

Literatur:

Higgins, L. G. & N. D. Riley: Die Tagfalter Europas und Nordwestafrikas. Übersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Forster. 2. Auflage 1978. Parey Verlag, Hamburg und Berlin

Rougeot, P.-C. & P. Viette: Nocturnes d'Europe et d'Afrique du Nord. Delachaux & Niestlé, Neuchâtel – Paris, 1978

Das Manuskript wurde am 28. August 1978 abgeschlossen.



Kraniche

VON JOSEF BULLERMANN

Hoch über uns unter den Cirrus-Wolken am Frühlingshimmel ziehen Kraniche. Fanfarenstößen gleich erreichen ihre wohlklingenden Rufe unser Ohr, und die Gedanken ziehen mit ihnen in ihre nordischen Brutgebiete, in ihre „Sommerresidenzen“ in Schleswig-Holstein und Niedersachsen. Nur wenige Paare noch sind es, denen unter Schutzmaßnahmen der Landesregierungen ihre Brutplätze erhalten werden konnten. Immer mehr Feuchtgebiete, lebensnotwendige Voraussetzungen für Nestbau und erfolgreiche Kranichbruten, sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten den Maßnahmen der Flurbereinigungen zum Opfer gefallen. Sind einmal die schönen, scheuen und klugen Vögel aus einem Brutgebiet abgewandert, kehren sie nie mehr dorthin zurück.

„Die Kronen ziehen“, so sagten ehemals die Leute, wenn sie die vertrauten, weichen Laute im Frühjahrszug aus der Höhe vernahmen. „Nun wird es Frühling, die Kraniche ziehen“.

Erfreulich, daß ein Kenner und Beobachter der Dümmerlandschaft laut „Heimat und Welt“ der OV vom 25. März 1978 51 Kraniche auf ihrem Frühjahrszug im Dümmergebiet feststellen und melden konnte und Massendurchzüge von Tausenden dieser stolzen und beliebten Vögel in früheren Jahren erwähnte. Zug und Rast der Kraniche aber gab es nicht nur im Bereich des Dümmer, sondern auch an vielen anderen geeigneten Plätzen unserer engeren Heimat, so auch in den Feucht- und Moorgebieten von Tenstedt, Bokel und Elsten. Vor mehreren Jahrzehnten kam auf dem Stenkhoff-Freckmeyerschen Esch in Mintewede bei der Rast im Herbst ein Kranich zur Strecke, der lange Zeit den Kindern der Dorfschule Schwichteler als Anschauungspräparat diente und erst im Februar 1977 der allgemeinen „Entrümpelung“ nach Auflösung der Schule endgültig zum Opfer fiel.

Erst vor einigen Jahren hielt sich an eben dieser Stelle in Mintewede ein einzelner Kranich mehrere Tage auf und verließ seinen Rastplatz so unbemerkt wie er gekommen war. Ein einmalig nicht zu vergessender Eindruck für den



Kranich-Grus grus (LINNÉ)

Zeichnung: Kronen-Verlag, Hamburg

Natur- und Vogelfreund auf Beobachtungsdistanz mit einem guten Jagdglas, wie der große Vogel im Fröhndunst des in Blau aufgehenden herrlichen Vorfröhlingstages dort auf einer Wiese stolzierte und Nahrung suchte; hier ein Blättchen zupfte, dort eine Knospe zerrte und vielleicht einen Käfer oder eine Fliege pickte.

War der Vogel im Fröhjahrzug durch Erschöpfung von der Truppe abgekommen, hatte er eine Verletzung, oder war es ganz einfach die Rast eines Individualisten an einem uralten Platz, wo viele seiner Vorfahren in den Niederungen des Böhrener Bruches vielleicht sogar einst brüteten oder auf den Feldern des großen Esches von Mintewede vordem viele Male rasteten? Auch das bleibt eines der vielen Rätsel des alljährlichen Vogelzuges und insbesondere das der klugen und gern gesehenen und gehörten Kraniche.

Nun ist er zum Vogel des Jahres gewählt und ernannt worden. Möge auch dies ihm Aufwind geben, damit er künftig nicht nur als Wappentier der Lufthansa hoch über uns zu sehen ist oder unsere Kinder ihn nur vom Sternbild des Südhimmels im Atlas her kennen.

Im Anschluß an die oben erwähnte morgendliche Begegnung mit einem einzelnen Kranich zur Zeit des Fröhjahrzuges entstanden die folgenden Verse:

Wenn die Kraniche ziehen

Hörst du aus schwindelnder Höhe den ziehenden Kranich, Kru, Kru?

Das ist das Ende des Winters, der Fröhling kommt jetzt im Nu.

Das ist der Ruf der Kronen, trompetenden Herolden gleich,
seltsame Fanfaren, herrisch, doch voller Sehnsucht und weich.

Auf uralten Bahnen ziehen zum Norden sie hin,
fliegende Kreuze, Unrast und Wandern im Sinn,
ziehen in Keilform ruhig und stetig über Land und Meer,
eilen und rasten und ziehen den Lenz hinterher.

Euch treibt die Sehnsucht zur Brut in das nordische Land,
den weißen Winter dort oben habt ihr niemals gekannt.

War es die furchtbare Eiszeit, die euch die Ahnen gelehrt,
die Flucht vor den Gletschern mit Eiseszacken bewehrt?

Nun will es Fröhling werden, so hell, so lau und so warm,
die Spinnen erwachen und Schnecken, Fliegen und Frösche
und mancher Mückenschwarm.

Flieg Kranich, flieg weiter ins Nordland zur Brut,
zur Aufzucht der Kinder in Elternhut!

Wer gibt dir den Mut ohn Zaudern, helläugig, herrlich und weit?

Das ist der Lenker der Welten,
das Wollen und Walten der Ewigkeit.

Der Sumpfbärlapp in unserer Heimat

VON JOSEF HURKAMP

Der Sumpfbärlapp (*Lycopodiella inundata*) gehört zu den Arten der heimischen Flora, die infolge der Kultivierung der feuchten und nassen Heiden und durch das Aufhören des Plaggenhiebs immer mehr zurückgehen. Die Südostgrenze des nordwestdeutschen Verbreitungsgebietes durchschneidet den Raum Nordrhein-Westfalen. Karl Koch (Flora des Regierungsbezirks Osnabrück und der benachbarten Gebiete) und Wilhelm Meyer (Pflanzenbestimmungsbuch für die Landschaft Osnabrück, Oldenburg-Ostfriesland und ihre Inseln) bezeichnen die Art als „besonders verbreitet und stellenweise häufig in Sumpfteiden und Heidemooren“. Unsere Art liebt die Gesellschaft der *Drosera*- und *Rhynchospora*-Arten und des *Trichophorum caespitosum*. Auf den Heideflächen des nordwestlichen Gebietsteiles Deutschlands war sie überall verbreitet, z. B. im Raume Huntlosen, Markhausen-Esterwegen, Lönningen-Menslage, Neuenkirchen-Vörden-Hunteburg, an abgeplagten Stellen feuchterer Heide zwischen Stüven- und Koken-Mühle und in Sandgruben von Wegdreiecken. Diese Aussagen werden unterstrichen durch die Punktkartierung im Rahmen der Kartierung der Flora Mitteleuropas. Mehrere Botaniker geben für viele Fundorte an (1959), daß der Sumpfbärlapp vor allem in den fünfziger Jahren schon wegekultiviert worden ist. So ergab die Punktkartierung in den Jahren 1970 bis 1975 elf bestehende Fundorte von insgesamt 68 bekannten vor 40 Jahren.

Umso überraschter war ich, als ich im Herbst 1975 in einer feuchten Senke in einem kleinen diluvialen Hügelgelände der Dammer Berge zwischen Damme und Neuenkirchen ein Massenvorkommen dieser selten gewordenen subatlantischen Art entdeckte mit Tausenden von gelblich grünen Sporophyllständen. Da die Vegetationsentwicklung weitgehend abgeschlossen war und vor allem die Cyperaceen nicht mehr eindeutig anzusprechen waren, wartete man mit einer genauen Untersuchung bis zum Sommer 1976.

Die feuchte Senke ist ca. 20 m breit, 120 m lang und liegt mehr als 1,50 m unter dem Niveau der Umgebung. Diese Umgebung zeichnet sich aus durch einen trockenen Stieleichen-Birkenwald (*Querceto roboris* - *Betuletum typicum* Tx. 30) mit *Pteridium aquilinum* (Adlerfarn), *Aira flexuosa* (geschlängelte Schmieie), *Melampyrum pratense* (Wiesen-Wachtelweizen), *Ilex aquifolium* (Hülse) und *Festuca rubra* (Roter Schwingel) im Unterwuchs, vereinzelt kommt auch die Kiefer vor. Im offenen, voll besonnten Gelände dominiert die Sandsegge (*Carex arenaria*), jedoch deuten Arten wie *Rumex acetosella* (Kleiner Sauerampfer), *Holcus mollis* (weiches Honiggras), *Aira flexuosa* (geschlängelte Schmieie), *Calluna vulgaris* (Heidekraut), *Betula verrucosa* (Birke) und *Festuca rubra* (roter Schwingel) schon die Weiterentwicklung über ein Heidestadium zum Stieleichen-Birkenwald hin an.

In der Senke selbst dominieren in der Strauchschicht Schwarzerle, Moorbirke und mehrere Weiden. An einem kleinen Tümpel, der selbst im trockenen Juli noch eine Wassertiefe von 15 cm aufweist, ist ein Weiden-Faulbaum-Gebüsch (*Frangulo-Salicetum cinereae* Malc. 1929) typisch ausgebildet mit den Holzarten *Salix aurita* (gehörte Weide), *Salix cinerea* (graue Weide), *Alnus glutinosa* (Schwarz-Erle), *Betula pubescens* (Moor-Birke) und *Frangula alnus* (Faulbaum) sowie *Agrostis stolonifera* (Straußgras), *Lysimachia vulgaris* (Gilbweiderich), *Juncus effusus* (Flutterbinse), *Lycopus europaeus* (europäischer Wolfstrapp),

Cirsium palustre (Sumpf-Kratzdistel), *Ranunculus repens* (kriechender Hahnenfuß) u. a. im Unterwuchs.

Auf den grauen Sand der Senke wird das Vegetationsbild auch großflächig vom Sumpfbärlapp (*Lycopodiella inundata*) beherrscht. Er wächst hier teilweise so dicht, daß man auf einer Fläche von 1 qm über 2000 Sporophyllstände zählen konnte. Der Sumpfbärlapp gilt als Charakterart der Schnabelsimsen-Gesellschaft (*Rhynchosporium* W. Koch 26), einer ozeanischen Tieflandgesellschaft der Schlenken in Zwergstrauchheiden und Hochmooren. Die beiden Schnabelried-Arten fehlen jedoch hier völlig, dafür kommen mehrere Arten der Grauseggen-Sumpfwiesen (*Caricion canescenti-nigrae*) vor. Die folgenden Vegetationsaufnahmen mögen ein Bild von der Zusammensetzung der Bestände vermitteln.

Nr. 1-2 *Rhynchosporium* W. Koch 1926 – Nr. 3-4 *Juncetum acutiflori* Br.-Bl. 1915

Nr. der Aufnahme	1	2	3	4
Größe der Fläche in qm	5	3	3	4
Deckung Strauchschicht in %	—	—	—	—
Deckung Krautschicht in %	50	60	80	90
Deckung Bodenschicht in %	30	20	10	15
Artenzahl	10	18	16	14
<hr/>				
Ch <i>Lycopodiella inundata</i> (Sumpfbärlapp)	3.5	3.5	.	.
<i>Drosera intermedia</i> (Mittl. Sonnentau)	+1	.	.	.
<i>Juncus acutiflorus</i> (Spitzblütige Binse)	.	.	4.5	5.5
VC <i>Agrostis canina</i> (Hunds-Straußgras)	1.2	+2	.	+2
<i>Hydrocotyle vulgaris</i> (Wassernabel)	.	+2	1.2	.
<i>Juncus articulatus</i> (Glanzfrüchtige Binse)	.	+2	.	1.2
<i>Carex stellulata</i> (Igel-Segge)	.	.	+2	+2
<i>Carex canescens</i> (Weißgraue Segge)	.	.	+2	.
OKC <i>Carex nigra</i> (Wiesen-Segge)	+2	+2	.	+2
<i>Carex serotina</i> (Späte Segge)	.	1.2	.	.
<i>Potentilla palustris</i> (Sumpf-Blutauge)	.	.	.	+2
<i>Eriophorum angustifolium</i> (Schmalblättriges Wollgras)	.	+2	.	.
B <i>Calluna vulgaris</i> (Heidekraut)	+2	1.2	1.2	+1
<i>Polytrichum commune</i> (Haarmoos)	3.3	2.3	2.3	2.3
<i>Juncus squarrosus</i> (Sparrige Binse)	1.2	+2	+2	.
<i>Juncus bulbosus</i> (Sumpf-Binse)	+2	2.4	.	.
<i>Juncus effusus</i> (Flatter-Binse)	+2	+2	.	.
<i>Betula spec. Kl.</i> (Birke)	+1	.	.	+1
<i>Hypochoeris radicata</i> (Ferkelkraut)	.	+1	+1	.
<i>Erica tetralix</i> (Glockenheide)	.	+2	.	+2
<i>Molinia caerulea</i> (Pfeifengras)	.	+2	1.2	+2
<i>Cirsium palustre</i> (Sumpf-Kratzdistel)	.	+1	+2	+2
<i>Sphagnum recurvum</i> (Torfmoos)	.	1.3	.	.
<i>Lysimachia vulgaris</i> (Gilbweiderich)	.	.	+1	+1
<i>Dicranum scoparium</i> (Gabelzahnmoos)	.	.	+2	+3
<i>Luzula multiflora</i> (Vielblütige Hainsimse)	.	+1	.	.



Sumpfbärlapp, Harry Garms, Bestimmungsbuch, dtv, Braunschweig

<i>Alnus glutinosa</i> (Schwarz-Erle)	.	.	2.2	.
<i>Carex hirta</i> (Behaarte Segge)	.	.	+ .2	.
<i>Lotus uliginosus</i> (Sumpf-Hornklee)	.	.	+ .2	.
<i>Phragmites communis</i> (Schilfrohr)	.	.	+ .1	.

Wie aus den Aufnahmen ersichtlich ist, entwickeln sich die Sumpfbärlapp-Bestände infolge Eutrophierung weiter über Hundsstraußgras-Sümpfe bzw. Waldbinsensümpfe zu Weiden-Faulbaum-Gebüsch.

Neben den in der Tabelle aufgeführten Arten kommen in der Senke noch vor (die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit): *Carex pallescens* (Blasse Segge), *Carex pilulifera* (Pillenträgende Segge), *Carex flava* (Gelbe Segge), *Carex flacca* (Blaugrüne Segge), *Carex silvatica* (Wald-Segge), *Isolepis setaceus* (Borsten-Moorbinse), *Linum catharticum* (Purgier-Lein), *Centaurea minus* (Tausendgüldenkraut).

Da der Sumpfbärlapp infolge der Kultivierungsmaßnahmen immer mehr zurückgeht (dies trifft auch für die *Drosera intermedia* – Sonnentau – zu) und eine große Anzahl von Kleinseggen und Binsen in der Senke vorkommen, ist das Gelände unbedingt schutzwürdig. Für ein Naturschutzgebiet ist die Fläche aber zu klein, doch sollte versucht werden, das Gebiet wenigstens als Naturdenkmal zu erhalten und den Maßnahmen der Flurbereinigung zu entziehen.

Anmerkung:

Ein Antrag auf Ausweisung als Naturdenkmal wurde gestellt; aber in diesem Frühjahr (1978) wurde diese Fläche zerstört und auf sie Gülle gebracht.

Störche in unserer Heimat

VON GREGOR MOHR

I. Jungstörche 1978

Vorhandener Lebensraum erhalten

Im Gegensatz zu anderen Vogelarten können Störche die in schlechten Jahren erlittenen Bestandseinbußen kaum wieder ausgleichen. Bei den Schleiereulen zum Beispiel ist das insofern besser, als es ihnen in guten Mäusejahren möglich ist, der ersten Brut noch eine zweite anzuschließen. Störche hingegen haben nur drei Monate für ihre Brut zur Verfügung, eine zweite Brut ist nicht möglich. Nach Meinung der Weißstorchbearbeiter können die beiden Jahre 1977 und 78 als gute, besser gesagt, als Normaljahre für die Jungstörche bezeichnet werden. Das gilt im besonderen Maße im Raum Schleswig-Holstein für das Storchendorf Bergenhusen und den Kreis Rendsburg/Eckernförde, für das Europa-Storchendorf Rust am Neusiedler See und in unserer näheren Heimat für die Dümmerlandschaft und die Haseniederung.

Der Verhaltensforscher Vitus B. Dröscher sagt in seinem Aufruf: Adebar soll nicht sterben: „Das kleine Dorf Bergenhusen in Schleswig-Holstein will nicht glauben, daß Störche bei uns keine Heimat mehr haben sollen. Mit dem Glauben alleine freilich ist es nicht getan. So kamen die Storchenfremde von Bergenhusen auf die gute Idee, seitdem es nicht mehr genug Frösche gibt, von ihren Fangergebnissen Fische zuzufüttern“. Wenn das Jahr 1977 nun noch zusätzlich eine gutes Mäusejahr war, kamen die Störche auch in anderen Gebieten gut durch den Sommer.

Der Weißstorchbestand ging 1977 nicht weiter zurück. „1977 brachten in Niedersachsen“, so sagte es der Leiter der Vogelschutzstelle Niedersachsen, Hartmut Heckenroth, vom Landschafts- und Vogelschutz, „283 Brutpaare Junge zum Ausfliegen, während es 1976 nur 254 Brutpaare waren“.

Der Bestand an Jungstörchen 1978 in den Hosten der erweiterten Dümmerlandschaft und in der Haseniederung ist folgender:

1. Horst Langenteilen, A-Mast bei Putthoff, Glandorf, 3 Jungstörche
2. Horst Dümmerlohausen, A-Mast bei Osterhues, 4 Jungstörche
3. Horst Südfelde, Gasthof zum Storchennest von 1895, 3 Jungstörche bei Klausing
4. Horst Hellebusch, Osterfeine-Lage, A-Mast bei Buning, Hellebusch, Wielenberg, keine Jungstörche, zeitweiliger Besuch von Altstörchen, keine Brut
5. Horst Schwegermoor, Schulte to Brinke, 3 Jungstörche auf Bauernhaus
6. Horst Bley, Kemphausen, Gartenlaubenhorst in 4 m Höhe, keine Jungstörche
7. Horst Meyerhöfen/Hunteburg, ein Jungstorch bei Bohnenkämper, 1977 wurden 5 Jungstörche groß
8. Horst Kommende Lage/Rieste, ein Brutpaar, keine Jungstörche
9. Horst Kreiling, Bersenbrück/Hastrup, Bauerngehöft, 3 Jungstörche
10. Horst Biesthof, Wittefeld/Malgarten, Bauerngehöft, 3 Jungstörche
11. Horst Kuhlmann, Bramsche/Sögeln, 2 Jungstörche, ein Altstorch verunglückte. Die zwei Adebare wurden in einer „Blitzaktion“ nach Verdendauelsen zur Storchentpflegestation Hubert Storch gebracht. Beide Jungstörche sind wohlauf und gewöhnten sich dort ein.



„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!“



Meister Adebar bei Aufräumarbeiten

160



Ein gelungener Anflug auf den Horst

Fotos: Inge Schleisiek, 4102 Homberg, Knappenstr. 6

Sonstige Horste:

12. Horst Schwegmann, Bramsche-Epe, Bauerngehöft, ein Altstorch verunglückte an elekt. Leitung, vier gelegte Eier kamen in einer Sofortaktion nach Helmut Storch, Verden, Dauelsen, ein Jungstorch wurde groß
13. Horst im Werksgelände Bramsche an der Hemkerstraße, nur ein Altstorch im Horst, keine Jungstörche

Sonstige Störche:

14. Horst Wehrendorf/Bad Essen, Horst auf einem kräftigen Mast mit aufgesetztem Kopf bei Buermann/Möllering, zwei Jungstörche
15. Horst Marl/Hagewede bei Ruscher, 3 Jungstörche

II. Storkenkämpfe

Storkenkämpfe, die hier und da Unruhe ins Storchenvolk bringen, gehören zur Biologie dieser Vogelart. Auf diese Frage an den bisherigen Leiter und Betreuer der Dämmerstörche, Dr. Reinhard Löhmer, Tierärztliche Hochschule

Hannover, erhielt ich folgende Antwort: „Ihre Frage zu den Störungen in Langenteilen möchte ich folgendermaßen beantworten. Ich bin grundsätzlich davon überzeugt, daß Storchenkämpfe zur Biologie dieser Vogelart gehören. Eine der Ursachen, daß es zu heftigen Kämpfen kommt, sehe ich darin, daß es immer wieder eine beträchtliche Anzahl übersommernder Einzelstörche gibt (Aufenthaltsorte: Haverbeker Moor, Ochsenbruch, Hüde), die, wie ich an Ringablosungen ersehen konnte, an der Schwelle zur Brutreife stehen. Solche Störche wollen häufig gar nicht ein Nest erobern, um selbst zu brüten. Im allgemeinen sind Brutstörche Angreifern auch überlegen und können die Vernichtung vorhandener Gelege vermeiden. In Langenteilen habe ich die Vermutung, daß das dortige Brutpaar noch jung ist und dadurch evtl. noch nicht stark genug ist, um sich Angriffen erfolgreich zu erwehren.

Gegen diese Annahme spricht allerdings, daß die Störungen nunmehr schon über Jahre erfolgen. So ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um einen älteren Kampfstorch mit einem fehlgeleiteten Fortpflanzungstrieb handelt, der besonders angriffslustig ist. Es bleibt abzuwarten, ob die Kämpfe in Zukunft unterbleiben und die Brutpaare stark genug werden, um sich zu behaupten.“

Zu diesen Ausführungen von Dr. Löhmer darf angefügt werden, daß der besagte Einsiedlerstorch in der Brutzeit dieses Jahres nur einmal den Horst in Langenteilen böse angriff, um zwei Eier aus dem Nest zu werfen. Aus nachgelegten Eiern schlüpfen dann drei Jungstörche, die nicht mehr belästigt wurden.

Naturpark Dümmer

VON KLAUS SEEHAFFER

Wenn ich einen Film über den Dümmer drehen wollte, stellte ich mich für die erste Aufnahme auf den Deich im Südwesten des Sees, und zwar zu einer Jahreszeit, die mit ihrer Stimmung und Witterung besonders im Einklang mit der Landschaft steht: im Nicht-mehr-Herbst und Noch-nicht-Winter, einer Zeit zwischen Ende Oktober und Erstem Advent, wenn auch die sonst belebte Ostseite des Sees verlassen und still daliegt.

Dies Wechselspiel zwischen Moor, Heide, Wäldchen und Wasser, Licht und Himmel verändert das Land mit jeder Stunde, ja in noch kürzeren Intervallen, mit jedem neuen Sonnen- und Wolkenstand. Immer beweglich, ist sein Bild auf eine Art lebendig, wie man's nur in den großen Seenniederungen oder Flußebenen sieht.

Der Himmel bleibt verhangen, wie immer zwischen den Jahreszeiten. Schon nach hundert Metern liegt alles diesig aufgelöst. Dem freien Wasser ist dichter Schilfwuchs vorgelagert, braunes, raschelndes Röhricht. Die Weite wird unterbrochen landwärts durch gerade, graue Abzugsrinnen und Kanäle. Hier und da Erlengebüsch – finstere Einzelgänger, hingeduckt in kleinen Wasserspiegeln.

Und wenn man sich für einen Moment ganz still zu machen versteht, ist da die Vielfalt der Vogellaut-Zeichen, ein Pfeifen, Zwitschern, Schnarren, näher und fern, das nur der geschulte Naturfreund zu deuten vermag. Jähes Schnattern und Klatschen der Flügel. Irgendwo im Schilf flattern Enten auf, um gleich darauf wieder niederzugehen. Hoch in der Luft schwebt eine Rohrweihe . . . Und jetzt müßte Sommer sein. Strahlend blau und grün läge dann bei klarem Wetter das Wasser unter uns: Siedlungsstreifen am Ostrand, in den Buchten hellgrün die Seerosenfelder, dunkelgrün die Teichbinsenhorste, dazwischen die vielen kleinen weißen Flecke der Segelboote. Ein glatter Streifen rund um's Wasser – der Deich.

Die Lage in der Landschaft

Der See liegt in einer 300 km² großen Niederung. Im Westen begrenzt sie die Wald- und Hügelkette der „Dammer Schweiz“ – mit welcher Bezeichnung man jähe Schroffen und steile Berge assoziiert, wo schon die 145 m des Signalberges Anlaß zu Stolz geben. Im Südosten hebt sich der Stemweder Berg aus der Ebene, dessen Waldbesatz rundum von Felder-Karrees kleingenagt und scharf begrenzt wird. Am oberen Teil des Dämmers der Hauptzufluß, die Hunte. Im Norden, Richtung Diepholz, aber vier Ausflüsse: Alte Hunte, Lohne, Grawiede und Ompteda-Kanal kommen dazu.

Das Peilgerät einer Flugzeugkanel wiese den See zwischen 52° 20' und 52° 30' nördlicher Breite, 8° 10' und 8° 30' östlicher Länge aus. Genau 12 km² ist er groß, und sein Wasserspiegel liegt 37 m über Normalnull. Höher hinauf jetzt, damit wir den Zusammenhang mit einem Land erkennen, das sich, wie es der Lyriker *Karl Krolog* beschrieben hat, „im Fluge einer Netzhaut, aufgeschlossen für das Nicht-Sensationelle, in seiner stillen, etwas altfränkischen Würde anbietet: Niedersachsen, – soweit es Ebene ist, und der größte Teil seines Gebietes gehört ihr an – hat diese großartige Anlage zur kaum gegliederten Weite, zur wenig konturierten Räumlichkeit. Das alles kommt von oben gelegentlich fast überwältigend (und zuweilen bestürzend) heraus, wird als ein gewaltiges grün-graues Schachbrett entdeckt, als ein topographisches Spielfeld gewaltigen Ausmaßes, das doch menschliches Tätigkeitsfeld ist wie Landschaften überall.“

Die genaue Lage des Landes um den Dümmer innerhalb dieses Zusammenhangs zeigt uns dann ein Blick auf die Landkarte: Das niedersächsische Tiefland, im Osten von der Weser, im Westen von der Ems umschlossen, wird durchädert von unzähligen Fluß- und Bachläufen. Dazwischen sind Moor-Schraffuren so stark ausgebreitet wie nirgends sonst in Deutschland. Heideflächen und Marschen im Norden, im Süden die Börde. Westlich des mittleren Wesertales liegt dann, als Teil eines von der Leine bis nach Holland hinreichenden Endmoränen- und Talsandgebietes, die Dümmer-niederung, im Norden abgeschlossen von der sanft gewellten Wildeshauser Geest. Von dieser Umgebung wird der Dümmer in seinem Charakter bestimmt, erhält er seinen nicht verwechselbaren Reiz, den mancher wohl spröde nennen mag.

Die Dümmerlandschaft im literarischen Spiegel

Gleichwohl fehlt es dem See nicht an literarischen Gewährsleuten. *Arno Schmidt* siedelte hier seine Sommernovelle „Seelandschaft mit Pocahontas“ 1955 an – die Urlaubsgeschichte zweier erschöpfter Großstadtmenschen, „allein in der Riesenmuschel von Himmel und Dümmer“.



Walter von Sanden-Guja, nach dem Krieg aus Ostpreußen hierhergekommen, wurde bald einer der besten Kenner und Schützer dieser Gegend. In seinem Buch „Der große Binnensee“ (1960) beschreibt er dessen zwiefaches Gesicht: „Das eine verliehen ihm die Menschen, von denen ihn immer mehr entdeckten. Das zweite prägte die unberührte Natur dort, wo seine moorigen Teile an verlandende Ufer mit Schwingrasen, an niedrige Weidenbüsche und junge Erlengehölze stießen. Großräumige, weithin sich dehnende Flächen waren es, die in ernsten Farben unter dem oft verschleierte Himmel lagen . . . Fast immer wehten die Winde darüber hin und brachten Leben und Bewegung in die Rohr- und Binsenwälder, machten Nebelschleier und Wolken wandern und ließen niemals einen wirklich traurigen, toten Tag ohne Morgenrotnahen oder ohne goldenes Abendleuchten zu Ende gehen.“

Hermann Löns vollends nannte den Dümmer „den schönsten Landsee des Hannoverlandes“. Als liebenswerter, ganz und gar nicht pessimistischer Onkel kam verwandtenhalber vor der Jahrhundertwende oft Wilhelm Busch in das Dörfchen Hunteburg. Einer seiner Briefe des Jahres 1894 vermerkt: „Eine recht angenehme Gegend war's, wo ich mich diese letzten Tage her aufhielt, bei schönem Wetter obendrein. Einzelgehöfte; weiß gestrichen; frischgrüne Roggenfelder drum herum; in der Ferne eine Kette von blauen Hügeln . . .“ Zwei Jahre später: „Zwar regnen that's viel. Aber doch erschlichen wir hier und da einen gnädigen Tag, um Partiechen zu machen, zu Fuß und zu Wagen, durch die Wiesen dahin, an den Gehöften vorbei, die schön bewaldeten Hügel hinauf, und einmal sogar an den Dümmersee, ein paar Stunden entfernt, auf dem wir im Segelboot lustig umherschweiften.“

Zum Namen

Womit wir auch schon bei einer verbreiteten, von Einheimischen aber verächtlich abgetanen, tautologischen Wortkoppelung sind: „Dümmer-See“. 1000 Jahre alte Urkunden nennen ihn den *Diummeri*, und *meri* heißt schon Meer, womit noch im 18. Jahrhundert der hochdeutsche Sprachgebrauch Weltmeer und Binnensee gleichermaßen bezeichnete. (Selbst 1923 soll es am Dümmer noch einen Handweiser mit der Aufschrift gegeben haben: „Fahrt zur See bei Georg Winter“.)

Die *doppelnde* Modeform aber tauchte zuerst um 1750 in verschiedenen Schriften auf und verbreitete sich bald. Nicht zuletzt wohl wegen des literarisch-wissenschaftlichen Ansehens eines Justus Möser („Osnabrücker Geschichte“, 1768/80).

Was aber heißt *dium*? Neuere Untersuchungen ergaben, daß „der Dümmer in seinem Erscheinungsbild früher große Ähnlichkeit mit zahlreichen Flachseen in Skandinavien hatte, deren braune, humusreiche Sedimente als „Dy“ bezeichnet werden. Da auch im Dümmer seit der jüngeren Steinzeit derartige Mudden abgelagert worden sind, erscheint es denkbar, seinen Namen mit diesem nordgermanischen Volksmundausdruck in Verbindung zu bringen und ihn aus den Silben Dy-Meer abzuleiten.“ (Eberhard Dahms, 1974).

Interessant ist, daß es Seen gleichen Namens auch in Mecklenburg und Ostpreußen gibt, was auf eine indogermanische Wortwurzel hinwies. Übrigens heißt der ganze moorige Landstrich zwischen Damme und Diepholz bis heute „Die Dieven“. Danach hätte der Dümmer seinen Namen als „See in den Dieven“ bekommen. Das vergessene Wort *div* (plattdeutsch: deef) findet sich auch in der

Flurbezeichnung Divbrok (das Große Bruch) und dem Ortsnamen Diepholz (unmittelbar von dem Adelsnamen der Defholte herrührend).

„NATURPARK DÜMMER“, das Trennende und Verbindende

Der Dümmer also gab dem im Frühjahr 1972 gegründeten Naturpark seinen Namen. Dieser 472 km² große Raum umfaßt mit dem See auch noch den Stemweder (oder Stemmer) Berg, die Dammer Berge (auch Dammer oder Oldenburger Schweiz genannt), dazu ausgedehnte Moor- und Bruchgebiete. Weil er nun aber nicht nur geologisch und botanisch ganz verschiedene Gebiete umfaßt, sondern auch noch in zwei Bundesländern liegt (Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen) - was zugleich bedeutet, daß vier Landkreise und drei Gemeinwesen zu seinen Trägern gehören - ferner auf seinem Gebiet auch noch eine Dialektgrenze das Plattdeutsche teilt und die Orte am See in früheren Jahrhunderten oft in kriegerischen Händeln lagen, läßt sich das Mißtrauen mancher Hiesigen gegenüber der künstlichen Zusammengrenzung vorstellen. Sie sehen im Naturpark nichts weiter als eine Kulturgeschichte und Landesgrenzen mißachtende Verkopplung von Unvereinbarem unter touristischem Aspekt.

Wie gern sich die Leute hier übrigens als abgrenzend, ja dickköpfig verstehen, deutet folgende Anekdote an: Am Stemweder Berg, über dessen Rücken die Landesgrenze verläuft, stehen noch alte Grenzsteine, drüben mit H (= Hannover) markiert, hüben mit P (= Preußen). Zwei Männer begegnen sich an so einem Stein. Der eine ist aus Brockum, der andere aus dem Westfälischen. Sagt der Brockumer: „Wir sind die Herren, wie das H beweist, ihr aber seid bloß arme Pracher.“ „Irrtum“, erwidert der Westfale ohne Zögern, „P heißt natürlich Prachtkerl und H kann ja nur Hungerleider heißen, bei euren Bruchs und Mooren.“

Der schon genannte *Justus Möser* meinte 1749 in der Vorrede zu seiner „Arminius“-Tragödie über die niedersächsischen Bauern: „Trinken und zanken sind bey ihnen unverjährte Tugenden; und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drey Prozesse hat. Mein Vaterland, welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernährt über zweyhundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlet werden können.“

Solche Epitheta lassen sich mehren. So heißt es etwa in einer Weltbeschreibung von 1817 über Brockum: „Der Ort gilt für das Abdera der Gegend, wie immer mit Unrecht.“ Und über das Amt Diepholz: Die Einwohner „sind stark und gesund, genügsam, aber roh, eigensinnig, abergläubisch, den Quacksalbern ergeben und von Lotteriesucht eingenommen.“

Doch ist von solcher Geo-Psychologie wohl nicht viel zu halten. Was als örtliche Charakterbesonderheiten geführt wird - kein deutscher Stamm, der sich nicht gerne „querköpfig“ oder „eigensinnig“ schelten ließe! - wird am Ende immer auf persönliche Art und Unart zurückgeführt werden können. Und was es etwa an landschaftsgeprägten Grundelementen im Menschen gegeben haben mag, ist hier wie andernorts durch die Zu- und Abwanderung in den letzten zwei Generationen nahezu aufgehoben.

Es gibt indessen Eigenarten genug, landschaftliche zumal, versteckte oder offen daliegende, um das nicht als Verlust empfinden zu müssen. Darum meine ich, die Grenzen des Naturparks schließen sehr glücklich zusammen, was gerade in seiner Vielfalt Interesse zu erregen vermag.

Der Dümmer-Naturpark ist heute einer von zwölf niedersächsischen und 14

nordrhein-westfälischen Anlagen seiner Art. Seit 1956 haben amtliche Stellen zusammen mit privaten Organisationen 15 % der Fläche unseres Landes in Naturparks umgewandelt. Hier werden Erholungsgebiete gesichert und ausgestaltet, wozu neben touristischer Naturpflege (etwa dem Bau von Wanderwegen und Schutzhütten) vor allem das Schaffen von Landschafts- oder gar Naturschutzgebieten gehört. Im Dümmer-Naturpark stehen 150 km² unter Landschaftsschutz, 10 km² unter Naturschutz. Als Planungsraum ist das überschaubar und zugleich groß genug, um den finanziellen Aufwand zu rechtfertigen.

In Naturschutzgebieten wie in diesem hat man sämtliche Nutzungen und Eingriffe untersagt. Sie sind in erster Linie Erholungsraum für die Natur selber. Erholungsräume für den Menschen bieten die Landschaftsschutzzonen. In ihnen verläuft die Entwicklung ohne wirtschaftlichen Wildwuchs und weitgehend im Einklang mit den Bedingungen einer funktionierenden Ökologie. Alle Eingriffe, die ihr Wirkunggefüge verunstalten könnten, sind hier verboten.

Zur Entstehung der Landschaft

Die heutigen Landschaftsformen im Naturpark sind im wesentlichen während der Eiszeiten entstanden. Zwischen Emsland und Weser zieht sich eine Kette von Stauchmoränen der Saaleeiszeit (310.000 bis 190.000 v. Chr.), der vorletzten Eiszeit in Nordeuropa. Aus einer dieser Endmoränen entstanden die Dammer Berge, damals flankiert von einem zungenförmigen Lobus (Ausläufer) des mehrere hundert Meter mächtigen Eisrandes. An seiner Stirnseite muß ein großer Gletscherstrom unter dem Eis gewesen sein, dessen Restfluß, die Hase, heute in umgekehrter Richtung verläuft.

Nachdem das Eis aus dem Zungenbecken geschmolzen war, begannen sich die sandigen Moränen zu zerteilen, das austrocknende Urstromtal füllte sich mit Frostschutt und Talsanden. Mit der Erwärmung und dem Ansteigen des Grundwasserspiegels begannen auf diesen Flächen das Moorwachstum und die Ausweitung des Dümmer, der heute sehr viel kleiner ist, als er es etwa noch in der Steinzeit war. Über die Vorstufe des Niedermoors wuchs Hochmoor zwischen den Flußebenen und Randhöhen auf. Nur wo Hase und Hunte die Ebene überschwemmten, blieb das Niedermoor, bis dort die Bruchwälder in Kulturland verwandelt wurden.

Den Ursprung des Dümmer deutete zunächst nicht die Wissenschaft, sondern die Sage. Sie erzählt von der Sachsenjagd *Karl des Großen*, und wie sich die einheimischen Heiden in einem Wald versteckt hätten, gerade da, wo heute der See liegt. Der Kaiser habe ihn umstellen und von allen Seiten anzünden lassen. Als dann der Wald bis auf den Grund abgebrannt gewesen sei, hätte sich dort ein dunkles Wasser gesammelt - der Dümmer. Und es sei in der Johannisnacht geschehen, weshalb alle Jahre um diese Zeit im See ein mächtiger Strudelsog entstehe, aus dem es feurig gen Himmel lodre.

Von diesem Kern der alten Mär gibt es manche Spielart. Beispielsweise erzählt man sich mit wahrhaft archaischer Unverträglichkeit der Motive, daß Karl nach dem Mordbrand das ehemalige Nonnenklosters Burlage gestiftet haben soll. Eine sehr heroische Version auch, daß die Sachsen in aussichtsloser Lage selbst Feuer gelegt hätten. So sei nicht nur der Wald, sondern auch das darunterliegende Moor ausgebrannt, woher eben die Hohlwanne stamme.

In den Sagen, die von verbrannten Götzentempeln und dem riesigen, menschenfressenden Dümmerhecht erzählen, spiegeln sich möglicherweise Über-

lieferungen von tatsächlichen Menschenopfern in frühgeschichtlicher Zeit wieder. Allen Erzählungen gemeinsam aber ist das große Feuer. Denkbar wäre immerhin ein viel älterer Brand, der dann in die mythenmagische Zeit der Sachsenkriege verlegt worden ist. Daß es ihn in kleinerem Maßstabe tatsächlich gegeben haben könnte, ließe sich vom Namen des Brandpohl ableiten, einem inzwischen verlandeten Gewässer östlich von Burlage.

Wie auch immer: Alljährlich im Sommer brennt der Dümmer wirklich, dann nämlich, wenn die Fremdenverkehrsaison mit einem Riesenfeuerwerk abgeschlossen wird. Im übrigen aber greift das Volksgedächtnis Sage bei der Entstehungsgeschichte des Sees um runde 12.000 Jahre zu kurz, denn der Dümmer muß bereits im Spätglazial entstanden sein, im Endabschnitt der letzten norddeutschen Eiszeit. Seine Größe schwankte damals zwischen 15 und 150 km². Die genaue Entstehungsart ist nicht eindeutig geklärt. Früher vermutete man ein Schmelzwasser-Staubecken oder eine Toteissenke, ein Salzauslaugbecken oder - besonders häufig - eine Windausblasungswanne. Dünen und Flugsanddecken entlang der Bundesstraße von Diepholz nach Barnstorf und östlich des Sees stützen diese letzte These.

Eine neuere Theorie erklärt die Entstehung mit sogenannten Thermokarstvorgängen während der ausgehenden Weichseleiszeit. Damals war das Wasser im feinsandigen Grund des Beckens ständig gefroren (= Permafrost) und taute selbst im Sommer nur oberflächlich auf. Die Eislagen und -linsen schmolzen zu Ende der letzten Kälteperiode aus, wodurch es zu Sackungen kam (= Thermokarst). So sei ein flacher See mit vereinzelt tieferen Stellen entstanden, worin sich dann vor etwa 13.000 Jahren kalkige Beckentone, später Sand abgelagert hätten.

Urlandschaft und Kulturlandschaft

In den letzten 300 Jahren bis Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich der Dümmer nur noch wenig verändert. Jäger und Fischer kamen hier, in einer weitenteils sich selbst überlassenen Gegend, auf ihre Kosten. Bauern freilich nur schlecht, denn die ganze Umgebung war feucht und hatte unter den jährlichen Überschwemmungen sehr zu leiden. Zwar plante man schon vor Jahrhunderten hydrokulturelle Neuregelungen, rundum eingedeicht wurde der See jedoch erst nach 1945. Heute überwiegen künstliche Einflüsse mitunter gravierend die Eigenart des natürlichen Landschaftscharakters.

Wer zum erstenmal oder nur für kurze Zeit an diesen Schilfsee kommt, erlebt nur, was ist, ohne zu wissen, warum es so wurde oder was einmal alles war. Die Veränderung dieser Landschaft aber vollzog sich in den letzten Jahrzehnten in kaum vorstellbarem Tempo. Das menschliche Einwirken auf den Dümmer und seine Umgebung ergibt ein ökologisches Lehrstück mit dramatischen Entwicklungen, unerwarteter Antiklimax, wahrscheinlich aber auch einem Happyend. Darum soll dies Spiel und Widerspiel näher betrachtet werden, in dem sich grundlegende wirtschaftliche Bedürfnisse - man bedenke, wie arm die Gegend noch vor wenigen Jahrzehnten war - und unzureichendes Wissen über naturgesetzliche Abläufe verbanden.

Die verschiedenen Grundwassersenkungen durch Flußbegradigung, Kanalisation und Eindeichung haben teils vorhergesehene, aber mißachtete, teils unerwartete Reaktionen der Natur hervorgerufen und daraufhin „sanierende“ Gegenreaktionen des Menschen. Zeitweilig drohte der See und sein unmittelbarer Einzugsbereich ökologisch regelrecht umzukippen. Man muß das einmal

jenseits aller Harmonisierungen begriffen haben, um die wirkliche harmonische Stimmung recht zu genießen, wie sie heute noch und wieder vom Dümmer ausgeht.

Im Raum zwischen Diepholz und dem See gab es schon lange Wasserbauarbeiten. 1587/88 etwa wurde der Lohnelauf reguliert, um aus der Diepholzer Feste eine Wasserburg zu machen. Gleichzeitig half er, das Umland zu entwässern. 1738 begann der Hannoversche Droste *Christian Heinrich von Ompteda* den nach ihm benannten Kanal anzulegen, (was dann 19 Jahre später aufgegeben werden mußte, weil man weniger Meter halber nicht über die Anhöhe bei Wetschen kam). Immer wieder setzten Überschwemmungen die Fluren und Hausfundamente unter Wasser, oft monatelang. So richtete 1904 eine Hochwasserkatastrophe unermeßlichen Schaden an. Und zu Beginn des Ersten Weltkrieges, zwischen Dezember 1914 und April 1915 wurden, wo die Hunte den See verläßt, mehr als 9.000 Hektar landwirtschaftliche Flächen überspült. Ältestes Handicap aller Gegenmaßnahmen: der Problembereich war kreis- und länderübergreifend. Der ehemals „einzelkämpferische“ Zustand läßt sich noch überall an den zahllosen, oft unregelmäßigen Wassergräben ablesen. Erst 1907 lag ein gemeinsamer Plan vor, der bis heute eine Grundlage für die Melioration (Bodenkultivierung durch Entwässern) des gesamten Huntegebietes bildet.

Da hier schon bei Mittelwasser (37 - 146 cm über Normalnull) größere Flächen unter Wasser standen, lassen sich die Auswirkungen in der Niederung denken. Jede kleine Kuppe im nordöstlichen Bereich des Sees, die sonst eigentlich nur bei genauem Hinsehen zu erkennen war, gewann so Bedeutung. Kein Wunder, daß man 1860 einmal allen Ernstes daran dachte, den Dümmer trockenenzulegen. In den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts kam man allmählich mit der Neuregelung der Wasserverhältnisse voran, und nach dem letzten Krieg reifte dann die, ebenfalls schon 1907 gefaßte Entscheidung: Der Dümmer wird eingedeicht, entlang der Hunte ein Rückstaudamm angelegt und der Grundwasserspiegel gesenkt, damit neue Flächen landwirtschaftlich genutzt werden können. Hand in Hand damit ging eine Begradigung der von Wasserwanderern bis dahin so geliebten Hunte. Nach zehnjähriger Arbeit war der Deich 1953 geschlossen. 18 km lang, anderthalb bis zwei Meter hoch und mit zehn Entlastungsschleusen versehen, die alle Hochwasserspitzen aufnehmen, beziehungsweise langsam abführen können. Qualmwassergräben leiten das zutagetretende Druckwasser ab.

Reisende Biedermeier - Literaten im Oldenburger Münsterland

VON JÖRG DEUTER

I.

Das Oldenburger Münsterland aus der Biedermeierperspektive: ein wenig ergiebiger Stoff könnte es auf den ersten Blick scheinen. In der Zeit zwischen 1830 und 1848 haben Oldenburgs Vormärzliteraten ihre recht beachtliche Produktivität in Blättern und Journalen, in Almanachen und eigenständigen Werken auf ganz andere Sujets als auf die oldenburgische Südecke gerichtet. Was konnte dieser unbekannt und unspektakuläre Raum dem Reisenovellen-verwöhnten Publikum jener Jahre auch bieten?

Trotzdem haben zwei der oldenburgischen Schriftsteller zwischen Romantik und Jungem Deutschland dieses Gebiet im Rahmen größerer Reiseschilderungen gezeichnet. Nicht objektiv beobachtet à la Karte, Baedeker, sondern aus dem subjektiven Blickwinkel des reisenden Weltmanns und Belletristen. Reisenovellistik als Feuilleton. Heine hatte den Schriftstellern der Übergangszeit zwischen Romantik und Jungem Deutschland neue Wege gewiesen: die lockere Form der Reisebilder, die in bewußt selbstbezogener Betrachtung die verschiedensten politischen, gesellschaftlichen und literarischen Fragen in den Rahmen der Reisebeschreibung einbeziehen. Diese fast sporadisch anmutende Arbeitsweise ist es, die wir an Heines Reisebildern so besonders schätzen.

Die Reisenovelle ist eine Vorstufe zum Roman des Jungen Deutschlands, der sich um politische Akzentuierung bemüht. Sie hat in ihrer Übergangsepoche allgemeine Verbreitung und Blüte gefunden. Die Bedeutung der Reisenovelle hat Adolf Stahr (1805-1876), selbst in diesem Genre erfolgreich als Italienführer – ‚Ein Jahr in Italien‘ –, in einer Rezension des politischen Mosen-Romans ‚Der Kongreß von Verona‘ klar dargelegt¹⁾. Nachdem Stahr auf den Roman, der auf die ‚Freiheit des Einzelnen‘ (z. B. Goethes Werther) hingewiesen hat, schreibt er: „Seitdem verging eine geraume Zeit, ehe der Roman sich zu neuen, mit neuem Geiste befruchteten Schöpfungen wieder zusammennahm. Diese Mittelzeit füllte das Genre der Novellistik, insbesondere der Reisenovellistik aus. Sie bildet gleichsam den Übergangspunkt zum neuen Roman, indem sie sich der unmittelbaren Gegenwart zuwendend, Tendenzen und Persönlichkeiten, Zustände und Ereignisse in der subjectivsten Weise abspiegelnd, wenn auch formlos und zwitterhaft ihrem Wesen und Begriffe nach, doch den ersten Versuch machte, sich auf einen höheren Standpunkt zu schwingen und das Leben in seiner Öffentlichkeit dem Poeten und seinen Gestalten zu vindiciren. *Selbst* reisen und *Selbst* sehen war an der Tagesordnung und ward befördert durch die immer zunehmenden Erleichterungen des Verkehrs der Einzelnen und Völker. Die Romanliteratur war auf Reisen und suchte das junge Deutschland und das junge Europa.

Damit wäre auch bereits der Hinweis auf die beiden bedeutendsten Schriftsteller der Oldenburger Biedermeierblüte gegeben: Adolf Stahr, 1836-52. Gymnasialprofessor am oldenburgischen Gymnasium und Julius Mosen (1803 bis 1867), 1844 als Dramaturg des Hoftheaters nach Oldenburg berufen, wo die tückische Lähmung bald alle literarischen Projekte hemmte.

II.

Ich ,geh' nicht Goldenstedt vorbei,
Ohn euch zu sagen, was es sei,
Das mixtum simultaneum,
D'ran dort die Christen sich erbauen;
Gewiß, ein solch' Prodigium
Ist nicht in Nord und Süd zu schauen.
Es raufen sich wohl dreihundert Jahre
Die Confessionen hier die Haare,
Kriegführend um das Gotteshaus;
Brandfackeln haben sie geschwungen,
Der blutige Mord ist eingedrungen,
Doch keiner trieb den andern aus,
Und sonntags eint in gleicher Stunde,
Zur Andacht sie des Tempels Runde.

Karl August Mayer in seinem Versepos ,Die Hunte'. 1851.

Karl August Mayer (1808-94)

In jenem, fast nur aus Wahloldenburgern zusammengesetzten Kreis oldenburgischer Intellektueller präsentiert Karl Aug. Mayer (1806-1894) das süddeutsche Element. Der junge Rheinpfälzer hatte im literarischen Humor seine Domäne, dem ein stark burschikos-studentischer Habitus nicht abzusprechen ist; so z. B. wenn sich Mayer als Initiator des Karnevals des lit.-geselligen Vereins, einer Stahr-Gründung von 1839, als Verfasser von vielen Fest- und Gelegenheitschwänken profiliert.

Eben eine Hauslehrerstelle in der französischen Schweiz verlassend, entpuppte sich der junge Akademiker in Oldenburg zum Publizisten. Pfingsten 1839 war er einem bereits zweimal an ihm ergangenen Ruf nach Oldenburg gefolgt, nachdem zuvor eine Reise durch Belgien und Frankreich einen Schlußstrich unter das Burschenleben gezogen hatte. Mayer war hier am Gymnasium, an der Militärschule, wo Offiziere für das Großherzogtum Oldenburg und die Hansestädte ausgebildet wurden, und an der neuen Cäcilien-schule tätig. Am großhzgl. Gymnasium, dem heutigen Alten Gymnasium, war kein Geringerer als Adolf Stahr sein literarisch ebenbürtiger Kollege. 1840-42 erschien Mayers erste größere literarische Arbeit in Oldenburg: die Monographie „Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimat.“ Vorabdrucke aus diesem Buch der Stadt des ewigen Karnevals erschienen bereits in Theodor v. Kobbes „Humoristischen Blättern“, die der ewige Landgerichts-assessor, auch eine der dominierenden literarischen Gestalten in Oldenburg jener Tage, seit 1838 herausgab und die im wesentlichen vom ihm, Stahr und Mayer, bestritten wurden. In dieser belletristischen Wochenschrift erschien auch Mayers Reiseskizze „Meine Pfingstreise 1840“, die uns im folgenden als literarisches Dokument des Biedermeiers im Oldenburger Münsterland interessieren wird. Weitere Werke Mayers aus der Oldenburger Zeit, die schriftstellerisch zweifellos den Höhe-

punkt seines Schaffens bedeutet, seien hier wenigstens erwähnt. Die „Vaterländischen Gedichte“, 1844 bis 51 in sieben Heften bei Schulze erschienen, erfreuten sich zu Lebzeiten ihres Verfassers einer gewissen Popularität, was ganz besonders von den volksliedhaften regionalbezogenen gilt: so blieb das Gedicht vom Oldenburger Gertrudenfriedhof „O ewich is so lanck“ (1842) – trotz oder wegen seiner Originalität? – Jahrzehntlang beliebte Postkartenpoesie als besinnlich-gefühlsvolle Zugabe zu Photos der Gertrudenkapelle. Ebenso bekannt ist Mayers „Selbstbeherrschung“ (Zu Oldenburg am Thore . . . , 1842), das noch in einem der letzten Jahrgänge des volkstümlichen Hauskalenders auftaucht. Geradezu „klassisch“ geworden sind jene drei Zeilen aus dem später „Begrüßung der Oldenburger“ überschriebenen Vorwort zum ersten Heft der Vaterländischen Gedichte:

Im fernen Zipfel hier von Deutschlands Mütze,
Allwo man sich am braunen Kohle letzt,
Und fabelhafte Würste stopft von Grütze.

In seinem „Städten des Herzogtums“ – einem Teilstück der „Hunte“ – stellt Mayer uns die damaligen oldenburgischen Städte als Frauen personifiziert vor. Der Passus, der die drei uns interessierenden Städte betrifft, sei hier wieder gegeben:

Frau Delmenhorst und Friesoythe ,
traten Herein mit einem tiefen Knix;
Darauf Jever, die Mutter der Demokraten,
Mit schiefer Haube, verwilderten Blicks.
Frau Wildeshausen, die Alte, spazierte
Mit dickem Strickzeug die Treppen hinan;
Frau Cloppenburg mit Frau Vechta kutscherte
In alter Pastorenkalesche an.

Friesoythe als das ländlich-bescheidene, Vechta und Cloppenburg als stark vom Katholizismus geprägte Elemente des Großherzogtums. Vielleicht nicht mehr als klischeehaft, damals aber noch in seiner überspitzten Ausschließlichkeit charakteristisch.

Daneben darf Mayers literatur-historische Arbeit nicht übersehen werden. Es soll hier aus dem reiche Oeuvre nur auf den Aufsatz über Karl Immermanns „Tristan und Isolde“ verwiesen werden (Bl. f. lit. Unterhaltung), der einen interessanten Beitrag zu Oldenburgs Beziehungen zu dem großen Epigonen darstellt. Aus dem zuletzt (1851), gleichsam als Abschiedsgeschenk an seine Oldenburger geschriebenen Versepos „Die Hunte“, wurde bereits eingangs eine Stelle zitiert, die sich auf das Unikum des Goldenstedter Simultaneums bezieht. Ein solches Unternehmen, das in epischer Breite die unaufdringlichen Reize einer kaum bekannten Landschaft, ihrer Sagen (Visbeker Braut) und Geschichte (Christianisierung unter Karl d. Gr.) darstellt, ist nur aus einer Zeit verständlich, in der sich Männer wie Schwab, Simrock, Freiligrath und Schücking mit Reise werken, wie dem „Malerischen und Romantischen Deutschland“, befaßten.

Auf Mayers literarische Projekte nach der Oldenburger Zeit, gründerzeitliche, vorwiegend historische Romane, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Die Lehr- und Wanderjahre waren vorüber: 1851 tauschte er, um seiner süddeutschen Heimat näher zu sein, mit dem gebürtigen Bremer Adolf Laun (1807-1881), damals an der höheren Bürgerschule in Mannheim. Mayer wurde später Rektor des Karlsruher Realgymnasiums, wo er 1894 starb, ²⁾.

III.

Mayer hatte, wie schon erwähnt, eben erst mit flotter Feder seine Neapel-Monographie geschrieben, die teilweise als Vorabdrucke in Th. v. Kobbes ‚Humoristischen Blättern‘ erschienen, er hatte Faschingsberichte aus einer ungedruckten Novelle veröffentlicht und war gerade dabei, die oldenburgischen Eindrücke in seiner humorigen Art literarisch zu reflektieren und zu verwerten. Er war noch ganz unvoreingenommener Betrachter mit allen Vor- und Nachteilen, die eine solche Unbefangenheit bietet. Ein Resultat seiner Reflexion ist seine Reiseskizze ‚Meine Pfingstreise 1840‘.

Nachdem er uns Anfang des ersten Kapitels mit seiner Gewohnheit, Pfingsten alljährlich woanders zu verbringen, vertraut gemacht hat, schildert uns Mayer seine Postwagengesellschaft: ein stattlicher Amtmann, ein verliebter Apotheker, ein seufzender Schulmeister, ein schläfriger Zuckerfabrikant und ein stummes Dienstmädchen, das ist seine Eilwagengesellschaft – die nicht gerade originellen oder gar neuen, aber immerhin Unterhaltung versprechenden Ingredienzien einer echten Reisenovelle. Die spätere fiktive Umgestaltung der Personen und ihre Ansichten sollte dem Autor noch derbe Mauschellen, zumindest von einem der Mitreisenden, eintragen. Doch hier zunächst der zweite Teil des ersten Kapitels, der die Reise von Tüdict bis nach Bohmte schildert.

Meine Pfingstreise 1840³⁾

Hinter dem Tüdict⁴⁾ zeigte uns der Postillon die Stelle, wo am zweiundzwanzigsten Januar ein Handwerker aus Diepholz mit einem Vagabunden, der ihn erschlagen und berauben wollte, auf Tod und Leben rang, bis endlich der weit stärkere Räuber mit ihm in den mit Wasser gefüllten Chausseegraben stürzte und, von dem über ihm liegenden Gesellen niedergehalten, ertrank. Dies gab Gelegenheit zur Erzählung von allerlei Räuber- und Mordgeschichten, wobei ich mit Schinderhannes, dem Helden meiner Heimath, aufwartete, dessen Thaten noch im Angedenken vieler Menschen am Rhein und auf dem Hundsrück leben.

Zu Ahlhorn schieden der schläfrige Fabrikant, der seufzende Schullehrer, das stumme Dienstmädchen und der verliebte Apotheker von uns, den Weg nach Kloppenburg einschlagend, und der Amtmann und ich waren bis Vechta die einzigen Insassen des Wagens. Die Gegend wird allmählich heiter und fruchtbar. Schwache Hügel, die Ausläufer der Berge, in denen ich am folgenden Tage wandern sollte, durchziehen das Land. Links, auf der hannöverschen Grenze, erschien blauschimmernd der Dümmer-See. Daß ich in katholischem Lande war, zeigten die Kreuze und Kapellen am Wege – eine Erinnerung an den lieben Rhein. Die Häuser, von denen viele mit dem Namen der Besitzer und, wie in der Schweiz, mit frommen Sprüchen beschrieben waren, hatten eine andere Physiognomie. Man sah nicht mehr die dicken, tief herabhängenden Strohdächer der übrigens recht behaglichen Landwohnungen um Oldenburg, die mich immer an Menschen mahnen, die gegen rauhe Witterung tief in Pelz gehüllt sind; man fühlte, daß man Mitteldeutschland um einen Schritt näher gerückt war.

In dem Gasthof des freundlichen Vechta fand ich die trauliche Aufnahme und billige Zeche der katholischen Landstädtchen Oberdeutschlands. Ein junger Kaplan mit schön gewachsenen hohen Stiefeln, der nicht leicht an solchem Orte fehlt, saß auch hier bei einem Gläschen Wein und besah sich die Herren Reisenden. Vechta ist der Sitz der obersten katholischen Behörde unseres Großherzogtums. Hier residiert der oldenburger Papst, der sogenannte, unter dem Bischoff

zu Münster stehende Official. Man rühmt Vechta wegen seiner hübschen Mädchen, wovon mir auch ein Exemplar zur Gesichte kam. Das Zuchthaus, welches gegenwärtig etwa hundert Verbrecher enthält, sah ich nur von fern. Der Official, die hübschen Mädchen und das Zuchthaus sind also die Merkwürdigkeiten Vechta's.

Unsere Reisegesellschaft vermehrte sich hier um zwei Häupter, nämlich um ein altes Ehepaar, das zum erstenmal auf Reisen ging - nach Köln, „vielleicht auch noch weiter“. Ich nenne sie den Philister und die Philisterin, was ihr Wesen vollkommen bezeichnet. Der Philister war ein kleiner, wohlgenährter Mann mit glänzenden Wangen und rundem Bäuchlein, an welchem sich ein dicker Obersteiner Uhrschlüssel in Pendelschwingungen bewegte. Die Philisterin war eine große, starkknochige, magere Person, bei der man nicht umhin konnte, an ein Pferd zu denken. Wenn sie den Mund öffnete, und sie lächelte oft, sah man nichts als Trümmer und Ruinen. Nur ihr Auge muß ich rühmen; es war schwarz, und hatte noch Jugendglut. Da der Amtmann vor zwanzig Jahren in dieser Gegend Assessor gewesen war, hatte er tausend Erinnerungen aufzufrischen, wobei ihm der Philister, den er aus jener Zeit kannte, eifrig zur Hand ging. Auf mehreren Stationen begab er sich nicht allein zu den Posthaltern und deren Familien, sondern auch in die benachbarten Häuser, um zu sehen, wie es den Leuten ergehe, und ob man ihn noch kenne.

Der war in der Heimath wohlhabend geworden, und hatte Kinder und Enkel; jener war arm nach Amerika gewandert und hatte jetzt das erste Handlungs- haus zu Boston. Ein dritter war als Captain auf der See eine Mahlzeit der Fische geworden; ein vierter lag daheim an einer unheilbaren Krankheit nieder; ein fünfter focht zu Algier in der Fremdenlegion. Viele waren auch gestorben.

Besondere Aufmerksamkeit war den neuerstandenen Häusern und Straßen und dem Zustande der allerwärts fruchtbaren Felder geschenkt. Ich sann lange darüber nach, welche landwirtschaftliche Bemerkung ich machen könne, um nicht so stumm und dumm da zu sitzen. Endlich sagte ich: „Es ist auffallend, daß man gar keine Kartoffelfelder sieht. Die Leute essen doch Kartoffeln.“ Dies war ein gutes, fruchtbares Wort. Der Philister that weitläufig dar, wie die Kartoffelfelder mehr von der Straße ab um die einzelnen Wohnungen lägen. So oft sich nun, nah oder fern, ein Kartoffelfeld zeigte, waren alle eifrigst bemüht, mir es zu zeigen. Mein Leben hab' ich nicht so viel Kartoffeln sehen müssen, als diesen Tag.

Dörfer findet man hier, wie um Oldenburg, fast keine, sondern getrennt liegende Häuser und Gehöfte, die mit Gärten, Grasplätzen, kleinen Wäldchen und Ackerfeld umgeben sind. Der Hof des Schulzen mit dem Eichencamp in Immermann's Münchhausen ⁵⁾ kommt nicht allein in Westphalen, sondern auch in hiesiger Gegend oft genug vor. Der Besitzer des Hofes nennt sich nach ihm, nicht umgekehrt, wie anderwo; höchstens fügt er nur noch seinen Familiennamen mit einem sive hinzu. (. . . .).

Zwischen practischen Menschen, wie meine drei Reisegefährten waren, und mir unpractischen Menschen mußten sich fortwährend verschiedene Ansichten herausstellen. Der Amtmann schalt auf jede Straße, die nicht schnurgerade ging; eine, die stundenlang auf einen Kirchturm lossteuerte, fand er prächtig. Ich sagte: „Die geraden Straßen langweilen, die krummen verstecken und überraschen.“ Er erwiderte: „Man fährt nicht, um überrascht zu werden, sondern um ein Ziel zu erreichen.“ „Sie haben recht“, sagte ich. „Lassen Sie in einer dürftigen Gegend die Straßen nur immer gerade seyn; dann hat man den Weg mög-

lichst schnell überstanden. In einer braven Berggegend sorgt der liebe Gott schon von selbst für krumme Wege - deren ich noch recht viele auf meiner Reise zu erleben hoffe." - Der Amtmann sagte weiter: „Es besteht hier eine Verordnung, nach welcher jeder, der ein Kreuz oder eine Kapelle stiftet, auch einen Fond zu deren Erhaltung gründen muß. Leider geschieht dies aber nicht.“ Ich erwiderte: „Es ist mir lieb, daß es nicht geschieht. Einmal sind diese Stiftungen, wenn auch gut gemeint, doch thöricht, und es ist nicht zu wünschen, daß die thörichte Ausgabe auf diese Weise noch vermehrt werde. Dann sehen auch die neuen Kreuze und Kapellchen schlecht aus, weil rohe Zimmerleute sie anfertigen. Sobald sie aber altersgrau und baufällig werden, bekommen sie ein malerisches Ansehen. Vergleichen Sie dies hängende, moosige Kreuz mit jenem neugezimmerten, dessen ungeschickte Formen durch seine nackte Frische um so auffallender hervortreten. Welch ein Unterschied!“ „Sie haben recht“, sagte er, „nur dürfen die Kapellchen dem Betenden nicht über dem Kopfe zusammenfallen.“ Auch über die Kirchthürme waren wir verschiedener Meinung. Ich lobte einfache, schlanke, spitzzulaufende Kirchthürme, wie der von Berne; er die bauchigen, eingekerbten, geschwollenen. So fand er den Heiligengeistthurm zu Oldenburg schön, der doch nichts ist als eine große Pfefferbüchse. Der gewerbefleißige Flecken Lohne - Oldenburgs Elberfeld - durch den wir kamen, lieferte reichen Stoff zur Unterhaltung. Ich lernte die sieben oder acht Procedures der Fabrik kennen, denen sich eine Schreibfeder, von dem Flügel der Gans bis zur Hand des Autors, unterwerfen muß.

In dieser Gegend fangen schon die rothen Röcke der Landmädchen an, eine Feiertracht, die sie prächtig kleidet, leider aber aus der Mode zu kommen scheint. Weniger kann ich die schwarzen Sammthüte mit Federn loben, die man hier, wie im Florentinischen, sieht. Sie passen, auch wenn sie eine gute Form haben, was selten der Fall ist, gar nicht zu dem Wesen dieser Landmädchen, die dabei oft barfuß gehen, die Schuhe sparsam in der Hand tragend.

Der Abend kam heran. Ein glühender Schein fiel auf das Gesicht des Philisters, so daß es ordentlich interessant wurde. „Die Sonne geht wohl schön unter?“ fragte ich ihn, da ich auf meinem Sitze dem westlichen Himmel abgekehrt war. „Ja“, sagte er, „es wird gutes Wetter bleiben, und das ist sehr wünschbar für das Korn; denn das Korn kann vor der Blüthe nicht gut Regen vertragen.“ Ich bog mich hinaus. Der Himmel flammte in rother Glut.

In bloß fruchtbaren Gegenden halten auch Gebildete fruchtbar für schön, und wissen nicht, welche Formen und Farben einer Landschaft Noth thun. Diese Bemerkung hab' ich hier, wie häufig anderswo, zumachen Gelegenheit gehabt. Natürlich. Die Gegenstände fehlen, um das Auge fürs Schöne zu bilden.

Als wir in dem freundlich gelegenen, mit herrlichem Quellwasser gesegneten Damme einfuhren, brach die Dämmerung an. Die Strecke von da nach Bohmte legten wir in der Nacht zurück.

Soweit Mayers Pfingstreise 1840. Die Reiseroute, mit dem Eilwagen in Oldenburg begonnen, dessen Stationen Ahlhorn, Vechta, Damme und Bohmte waren, setzte Mayer von da wandernd fort. Es ging über Osnabrück, Herford, Detmold, Bad Meinberg, Bad Pyrmont, Hameln, Bückeburg und Bremen. In den Hauptzügen entspricht das zitierte Stück Reiseprosa ganz dem, was eingangs über die überleitende Reisenovelle angedeutet wurde. Vieles wird angerissen, nichts vertieft. Das Bild, das dabei vom alten Münsterländer entsteht, ist auch aus der Sicht des Zugereisten nicht so negativ, wie es auf den ersten Blick scheinen mag: dominant ist jener ausgeprägte Hang zur Solidität, der mit dem nötigen

Realismus z. B. auch klerikale Fragen anpackt, weit ab von jener herben Erdbindung der späteren Heimattümler, stellt Mayer die münsterländischen Zustände seiner Zeit dar, ohne daran eine Wertung zu knüpfen.

IV.

Warnung vor Postwagen-Ungeziefer!

Aber für Mayer sollte diese Reiseplauderei noch ein unangenehmes Nachspiel haben: einer der Mitreisenden, der sog. Philister, veröffentlichte, selbst ziemlich empfindlich, einen bissigen Rekurs im Vechtaer Lokalblatt. So erschien im „Sonntagsblatt . . .“⁶⁾ vom 17. Januar 1841 unter der laufenden Rubrik „Zur Unterhaltung“ eine Richtigstellung unter dem polemischen Titel:

Warnung vor Postwagen-Ungeziefer!

Ein bössartiger Witzjäger und ein bissiger Hund sind im Postwagen gleich gefährliche Passagiere. Am unleidlichsten aber ist noch wenn ersterer als diebischer Horcher und als unberufener Silhouetteur blind mitfährt und dann nachher aus seinem Versteck heraus als verfälschender Garkoch aufgefangene schuldlose Wahrnehmungen als erhaschtes Edelwildpret ausstaffirt und so mit den Zuthaten seines mehr Brühe als Sprühreichen Geistes dem großen Publikum auftischt. (. . .). Der Thatbestand dieses schmählichen Unfugs liegt uns wirklich nahe vor, indem die Persönlichkeit sehr ehrenwerther Personen aus unserer Mitte, von einem gewissen Jemand, der mit ihnen im Posthause und im Postwagen von Vechta nach Bohmte zusammengetroffen, nachher in einer der letzten Nummern der zu Oldenburg erscheinenden *humoristischen Blätter* auf die ungeziemendste Weise angegriffen worden ist. Diese vor dem Publikum in einem frivolen Studententone gespielte Insolenz, ist als Preßmißbrauch und besonders als Ehrenbeleidigung mit dem Charakter der Öffentlichkeit, dem Vernehmen nach, bei der rechten Behörde denunciirt worden, und wird hoffentlich die gebührende Ahnung finden; dieselbe verdient aber auch sonst eine ernste Würdigung, und nachdem vorstehend die unrühmliche Naturgeschichte unseres Deliquenten bestimmt worden, mag solcher Vorstoß gegen alle Sitte und Form, in folgendem näher beleuchtet werden. (. . .).

Was sich in den humoristischen Blättern vorzüglich charakteristisch herausstellt, ist der Studententon der mit dem Philisterscheltwort so gern um sich wirft. Das Sprichwort sagt, ein Schwabe werde doch wenigstens klug mit 40 Jahr; allein ein gewesener Hochschüler der sich den Burschenstand als Ideal gesetzt, und der sich dessen Freiheiten nicht entäußern will, steht in Gefahr ein Narr sein Lebenlang zu bleiben und gleich einer Frucht, die selbst im Herbst des Lebens nicht reifen will. Es heißt nun vollends den Humor bergan fließen machen wollen, wenn ein solcher sich überlebender Studententhümer⁷⁾ gegen geachtete Männer im Kirchen- und Staatsdienst seiner Witzlaune freien Lauf lassen will. Es ist Unverstand, nicht einsehen zu wollen, daß das Studententhum eine in sich abgeschlossene kurze Durchgangsstufe ist, und wer im höhern Stande steht und solchen nicht achtet, zeigt sich seiner Stellung selbst unwürdig. (. . .).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die gehörige Portion Ignoranz unseres Anonymus, der den „Dichter“ außerhalb jener Gruppe geachteter Männer im Kirchen- und Staatsdienst stellt, und ihn als grünen Jungen abqualifiziert, selbst da, wo er Dr. phil. mit Oberlehrerstelle ist. Einer derartigen Literaturvorstellung entspricht u. a. auch die starke Moralisierung des Begriffs Witz mit deutlich aufklärerisch-rationaler Tendenz; eine Einstellung

zur Belustigung des Verstandes und des Witzes“ wie sie 1840 längst zum unvertretbaren Anachronismus geworden war.

V.

Theodor von Kobbe (1798-1845)

„Vechta, gewöhnlich Vechte genannt, im Münsterschen Amt gleichen Namens, der Geburtsort der Gebrüder Romberg, hat ein Zucht- und Arbeitshaus, in dem die Kriminalverbrecher bewahrt werden. In Jever werden die Vergehen in einem Civilstrafgefängnisse, so wie die Festungsstrafe gebüßt. Als ein genauer Freund von mir, welcher eine nicht ausgesessene Carzerstrafe wegen eines Duelles in Jena, hier nachgeholt, der verstorbene Herzog ihn aber nach beendigter Strafe zum Auditor in Vechta ernannt hatte, kündigte ich diesen glücklichen Domicilwechsel demselben mit den Worten an:

Wie gütig ist der Herzog, der Gerechte!

Erst schickt er dich nach Jever, jetzt nach Vechte!“

Theodor von Kobbe in seinen „Humoresken aus dem Philisterleben“, 1841.

Findet sich bei Karl Aug. Mayer noch eine Menge Lokalkolorit, wenn er z. B. von Trachten, Kapellen und Kirchtürmen oder den Vechtaer Sehenswürdigkeiten plaudert, so ist die nun folgende Kobbesche Reiseskizze von noch subjektiverem Gepräge, das allerdings durch barocke Ausflüchte gedanklicher, wie stilistischer Art, nicht immer leicht überschaubar bleibt. Theodor von Kobbe, 1798 im holsteinischen Glückstadt geboren und 1820 als Auditor ans Landgericht nach Oldenburg berufen, wirkte hier als Mittelpunkt geistiger Geselligkeit bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1845. Es wäre bei der Schaffensfreude und Aktivität dieses Oldenburger Humoristen kaum möglich, die Persönlichkeit Kobbes in wenigen Sätzen erschöpfend darzustellen. Als Freund illustrier Zeitgenossen, als unermüdlicher Humanist, als glänzender Gesellschafter und vielseitiger Schriftsteller liegen zwei, zwar verschieden ansetzende, doch hervorragend ergänzende Untersuchungen über Kobbe vor⁹⁾. Diese interessante und lebensvolle Erscheinung in Oldenburg um 1840, das an ausgeprägten Individualisten sicher nicht arm war, hat Paul Raabe einmal „eine der originellen, lebenswerten Randfiguren der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ genannt. Kobbe hat als Gestaltender selbst in dem vollen Bewußtsein gelebt, anregend auf Schaffende zu wirken, die eigene tiefe und sicher reiche ringende Innenwelt aber nie nach außen gestaltend zu verwirklichen. Der adäquate literarische Ausdruck seines persönlichen Engagements, gerade auch in sozialen Fragen, blieb aus.

Um den Kobbeschen Wirkungsbereich, um den es uns hier ausschließlich gehen soll, nämlich um die von ihm herausgegebenen „Humoristischen Blätter“, ein wenig zu charakterisieren, sei ein Passus des zeitgenössischen Kulturkritikers Ralph (d. i. Heinr. Lambrecht, 1812-98) aus dessen „Geheimnissen von Oldenburg“ zitiert: „Der größte Theil der in diesem Journal erscheinenden Artikel ist von Hrn. v. Kobbe selbst geschrieben, und zeichnet sich durch Frische und pikante Färbung, so wie durch geistreiche und oft muthwillige Gedanken aus. Der schönste Schmuck seiner Schriften sind aber eine unverwüstlich heitere Laune, eine sich nie verleugnende Gutmüthigkeit und eine warme, tiefempfundene Menschenliebe, die allenthalben hervorschimmern. In der Darstellung ist Hr. v. Kobbe gewandt und glücklich; die Sprache könnte jedoch geglätteter und fließender sein; sie ist zuweilen schwerfällig und nicht selten rau und

hart.“ Der hier auszugsweise wiedergegebene Reisebericht Kobbes nimmt hauptsächlich auf die beiden vorher abgedruckten Bezug. Aber er ist alles andere als unselbständig, zwei Hauptzüge Kobbeschen Wesen werden klar: zunächst das Talent, schnell Freundschaften zu schließen und sie oft über Jahre hinweg aufrecht zu erhalten.

Danaben ist es die gewinnende Herzensgüte des Bonvivant.

Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841 ¹⁰⁾

Vechta passirt

Gott sei Dank!

O Vechta! mußte es bei mir dahin kommen, daß ich einen solchen Ausruf thue, wenn ich Dich verlasse.

Wohl gedenke ich noch der schönen gastlichen Stunden, die ich in Deinem Weichbilde, und vor allem derer, die ich im Keppelschen Hause verlebte, wo der Eigentümer, ein liebenswürdiger Patriarch, der gefälligste Wirth von der Welt, eine treffliche Mutter und Hausfrau, liebenswürdige Kinder, joviale Freunde, die steinernen Räume zu einem Tempel der Geselligkeit umschufen . . . Noch immer ziehe ich den vor dem Hause, das längst in Händen einer andern Familie ist. Vielleicht sieht's der alte Herr von oben und lächelt. Nie vergesse ich die Fastnachtszeit in Vechta, wo dem Ball der Erwachsenen, belebt durch die Anwesenheit lebensfroher naher Gutsbesitzer, am andern Tage ein gemütliches stilles Casino, mit obligater Whist- und L'hombrepartie besonders für ältere nicht tanzlustige Damen, am dritten Tage aber, damit keinem Alter die Freude fehle, ein Kinderball folgte, auf welchem die liebe Jugend zwar dominirte, aber alte tanzlustige Erwachsene doch auch tolerirt und zugelassen wurden. Die älteren Herrn aber feierten diesen letzten Abend des Frohsinns mit einem Kartenspiel, welches ich nie begreifen konnte, wohl aber die Kreidestriche, welche Keiner mit Behagen und ohne, wenn gleich gewöhnlich fruchtlose Protestation, hinnahme und die am Ende summiert wurden, um den selten getrunkenen Champagnerwein von seinen festgezauberten Pfropfen zu befreien.

„Es ist anders geworden“ seufzt hie und da wol einer der wenigen alten lieben in Vechta noch lebenden Bekannten vom ancien regime, oder eine Dame aus jener Zeit, die das Erlöschen des Schillerschen schönen Götterfunkens darauf schreiben will, daß die Gebrüder v. F. und die Freunde R. und P. fortgezogen sind, ich aber bin der Meinung, daß der Frohsinn schlafen gegangen ist und in der Väter Gruft liegt, um von zwölf bis ein Uhr in der Geisterstunde, in der unsere gut gezogenen Jugend ohnehin schon immer zu Bette liegt, wenn sie sich nicht auf dem Casino, thé dansant oder auf dem Postwagen befindet, mit den Verstorbenen, die dann wie die Apothekergehülfen einen Sonntag - eine freie Stunde haben, sich zu erlustiren. –

(. . .) Aber das ist es auch nicht, was mir den Aufenthalt in Vechta zuwider gemacht hat, vielmehr das unglücklichste aller Mißverständnisse, das auch sich zu meinem *Malefiz* ereignet hat. - Denn das muß ich dem Schicksal lassen, daß es mich immer mit den ungereimtesten Abenteuern der Welt bepackt. - Da hilf kein Verbitten noch Protestiren (. . .)

Das Vechtaer Mißverständnis betraf einen harmlosen Aufsatz in meinem vorjährigen Blättern, der von einem meiner vortrefflichsten Mitarbeiter dem Doctor Mayer herrührte, durch den sich ein Ehrenmann gekränkt fühlte, auf den fingirte humoristische Verhältnisse gemünzt zu sein schienen, die es nicht

im Entferntesten waren. Nicht ohne Mühe konnten wir den Gereizten hievon überzeugen, bis auch in ihm die bessere Ansicht tagte und er einen Klageantrag zurücknahm (. . .)

In Vechta erschien aber in einem dortigen Localblatt ¹¹⁾ ein so boshafter Aufsatz, als wäre er eine gelungene Probearbeit von Beispielen für den Art. 409 des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs, der bekanntlich von schweren Ehrenbeleidigungen handelt.

Man nannte mir den Verfasser, ich hätte meinen Kopf dagegen verwettet, daß *dieser Herr einen solchen Aufsatz nicht geschrieben. Ich befragte ihn darum schriftlich* und er gestand, was ich mit Hochachtung anerkenne, als ein Ehrenmann die Tat im ersten brieflichen Verhör, mit dem freilich komischen Zusatz, daß er in mir den Mann von Kopf und Herz ehre, obgleich mich einer seiner Streiche, wenn gleich doch schmerzhaft genug, hätte treffen können (. . .)

Aber meinem lieben Mitarbeiter war ich Genugthuung schuldig. Ich eröffnete ihm, wie der Verfasser des Aufsatzes, dessen unanständige Ueberschrift schon seines Vaters Geschmack bekundet, und bei mir nicht einmal die sittliche Censur passirt, nach meinem und dem Ermessen mehrerer sachkundigen Freunde zur Strafe gezogen werden könne und müsse. - Und siehe da! Ich erhielt eine Antwort, würdig eines Dichters und eines Christen, die hinlänglich beweist, daß im Mayerschen Aufsatz noch weniger animus injuriandi lag, als Orfila Arsenik im Körper des Herrn Laffarge gefunden hat ¹²⁾. Hier ist sie zur Ehre des Schreibers und zur Erweckung rühmlicher Nacheiferung in ähnlichen Fällen.

Ich bin verliebt und durchaus zum Frieden aufgelegt. Ich will daher den Sonntagsblätler, obgleich er mir Unrecht thut, und beleidigt nicht verfolgen, sondern den durchaus ordinären Aufsatz, der sich eigentlich selbst das Urtheil spricht, auf sich selbst beruhen lassen.

Ich nehme dies als Buße für meine Unbedachtsamkeitssünden.

Mittw. d. 10. März 1841.

Also Vechta passirt.

Gott sei Dank!

Grüße sie herzlich
Mayer

Wir bildeten eine Quartettreisegesellschaft. Ein ältlicher lebensfroher Herr aus dem Oldenburgischen wollte sich und seine beiden liebenswürdigen Damen in das Bad bringen. Diese hatten *Ems*, der Papa *Aachen* zum Ziel.

Der letzte oldenburgische Ort *Damme* war ohne Gefährde und Abenteuer erreicht. Die Münsterländer sind ein kerniges, kräftiges Volk, weßhalb sie auch die besten menschlichen Jahrgänge unserer Recrutirungscommision liefern. Der Branntwein übt dort noch nicht seine vergiftende Macht, das einzelne Uebermaß bei seltenen Gelagen überwindet die Natur schon, jener ewig Alles gut machende *constitutionelle* Minister des gegen sich selbst wüthenden Despoten, *Mensch* genannt."

Die Welt, die Mayer und Kobbe uns vorführen, ist keineswegs eine exemplarische Münsterlanddarstellung 1840: Postwagenidyll und kleines Casino mit thé dansant in Vechta zeichnen eher einen literarisch aufgewerteten und erinnernd überbewerteten Lebenskreis.

Auffallend ist dabei, daß die beschriebenen Südoldenburger Vergnügungen, wie sie Kobbe z. B. in seinem Fastnachtstreiben vor uns erstehen läßt, stark an

jene patriachalische Einfachheit gemahnen, die Justus Möser siebzig Jahre zuvor in seinen „Patriotischen Phantasien“ propagiert hatte. Wie hatte Möser doch 1780 von seiner Vaterstadt Osnabrück geschrieben: „Der Luxus geht nicht weiter als an andern Orten, und man schafft sich noch nicht alle Jahre eine neue Kutsche und alle zwei Jahre neue Hausmeubles an.“ Das Bedürfnis, nicht der Luxus bestimmten noch das Leben auch der gutbürgerlichen Kreise, wengleich aufkommende fadenscheinliche Repräsentationslust schon ihre Schatten vorauswarf. Darin ist das Biedermeier der Möserschen Aufklärung vielleicht näher verwandt, als der siebzigjährige Zeitabstand ahnen läßt. Ebenso, wie sich die Propagandisten des Rationalismus mit den Empfindeleien der Rokokowelt auseinandersetzen mußten, machte das Biedermeier noch einmal, wenn auch in bescheidenerem Maße, jenen Kampf mit der anachronistischen Scheinwelt des zweiten Rokoko durch.

Auch die geistige Aufklärung drang noch immer nur sehr langsam in breitere Volksschichten ein, während sich die führenden Geister längst ganz anderen philosophischen Problemen zugewandt hatten.

Wenn Hermann Lübbing in seinen „Südoldenburgischen Verhältnissen um 1850 in protestantischer Sicht“¹³⁾ schreibt, daß der Kulturhistoriker bei dem auffallenden Mangel an größeren Reisewerken, die Pressereportage war noch nicht erfunden, bei der historischen Betrachtung dieses Gebiets auf private Aufzeichnungen, vor allem auf Briefe angewiesen ist, dann muß der sich damit zumeist auf zufällige Stimmungsberichte von oft subjektivem Gepräge verlassen. Lübbing selbst hat aus diesen Stimmungsberichten den autobiographischen Versuch des schriftstellernden Rasteder Färbermeisters Friedr. Wilh. Röbbelen (1801 Hildesheim - 1885 Old.) und die 1860er Erinnerungen des oldenburgischen Staatsministers Günther Jansen (1831 Old. - 1914 Weimar) ausgewählt. So verschieden die beiden Gewährsmänner Lübbings auch sein mögen - denn es läßt sich unter schriftstellernden Leuten wohl kein größerer Unterschied als der des autodidaktischen Popularphilosophen und -theologen Röbbelen, der mit seinen Traktätlein selbst über Land zog, und der des ehemaligen Ministers mit der Ambition zum *homme de lettres* denken - so ist doch beiden das intensive Kennenlernen von Land und Leuten gemeinsam.

Der wandernde Subskribentensammler und der Löninger Assessor stehen beide im täglichen Kontakt mit den Münsterländern. Kobbe und Mayer hingegen erleben das ehemalige Niederstift aus der Feiertagsperspektive des hindurchfahrenden Reisenden. Die Unsicherheit des vorschnell gefaßten Eindrucks wird dadurch nur noch verstärkt. Willkommen dürften beide Zeugnisse südoldenburgischer Kulturgeschichte, die bislang unbeachtet blieben, unter Berücksichtigung dieses Unsicherheitsfaktors, trotzdem sein, auch als Ergänzung zu Lübbing: heute allemal wichtige kulturhistorische Dokumente einer literarisch kaum erschlossenen Landschaft und ihrer Bewohner.

Anmerkungen:

Die angeführten Zitate und Textpassagen werden, auch bei offensichtlichen Inkonsistenzen, der Authentizität wegen im originalen Zustand wiedergegeben.

- 1) S(tahr), A(dolf): Der politische Roman. Der Congreß in Verona. Ein Roman in zwei Bänden von Julius Mosen. (Rezension). In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst. Jg. V (1842). Lpz., S. 1077 bis 1084. (S. 1078).
- 2) Mayers Biographie findet sich in den einschlägigen Sammelwerken zur Literaturgeschichte nicht. Eine ziemlich ausführliche Selbstbiographie mit Bildnis ist seinem Roman: Kaiser Heinrich IV. Berlin, o. J. (1862). S. VII - XXVIII vorangestellt. Für das weitere Leben sei verwiesen auf: Brümmer, Franz: Lexikon dt. Dichter und Prosaisten im 19. Jahrhundert. Lpz., o. J. Bd. IV, S. 403 f.

- 3) Mayer, Karl Aug.: Meine Pfingstreise 1840. In: Theodor von Kobbe (Hrsg.), *Humoristische Blätter*. Jg. III (1840) und IV (1841).
Jg. III: S. 389-95; 397-403; 365 - 71; 373 - 78; 407 - 10; 415 - 19
Jg. IV: S. 41 - 47; 49 - 53; 65 - 71; 73 - 77; 78 - 80; 89 - 92 (1. Kap.-2. Teil); 60 - 64; 99 - 102.
- 4) In Tudick bei Wardenburg wurde am 22. Jan. 1840 ein Raubmörder von dem angegriffenen Webergesellen im Chausseegraben erstickt. Wie außergewöhnlich ein solcher Notwehrfall war, beweist die Mitteilung in den *Humoristischen Blättern*, 1840. S. 69 - 74.
- 5) Karl Lebrecht Immermanns (1796-1840) Roman „Münchhausen“ galt im 19. Jahrhundert als bester humoristischer Roman deutscher Sprache. Über den Erstdruck von Münchhausenpassagen in Kobbes *Humoristischen Blättern* heißt es: „Immermanns Beiträge sind erstens in Heft 2 und 3 des ersten Jahrgangs enthalten als Bruchstücke eines ungedruckten Romans, und zwar sind es das 11. und 12. Kapitel. In Nr. 17 und 21 desselben Jahrgangs findet sich das „Waldmärchen“, das der Jäger (des Romans) seiner Geliebten erzählt. Auch im 2. Jahrgange sind in den Nummern 5-17 wieder längere Bruchstücke aus dem nächstens erscheinenden zweiten Teile des Romans Münchhausen von Karl Immermann abgedruckt, und Nr. 7 des 3. Jahrgangs schließlich bringt Immermanns Prolog zur Eröffnung der neuen Bühne am 8. Dezember 1832.“
Schwarz: Th. v. Kobbe, S. 47. Heute ist der „Münchhausen“ weitgehend nur noch in den losgelösten Oberhof-Partien bekannt die im Paderborner Land spielen und ein Vorläufer niederdeutscher Epik sind. Über Immermanns Beziehungen zu Oldenburgs Biedermeierschriftstellern liegt keine annähernd erschöpfende Darstellung vor. Einen Einblick vermittelt: Strahlmann, Fritz: Immermanns Beziehungen zu Th. v. Kobbe und Ad. Stahr. In: *Nachr. f. Stadt und Land, Oldbg.*, 1925, Nr. 271
- 6) Anonym: Warnung vor Postwagen-Ungeziefer! In: *Sonntagsblatt, eine Wochenschrift für alle Stände*. VIII. Jg. (1841), No. 3, Vechta.
- 7) Anspielung auf Mayers Herkunft. In *Selbstbiographie* (s. Anmerk. 2) schreibt dieser: „Was mein weiteres Leben auf der Akademie angeht, so hatte ich mich gleich anfangs für eine schwarz-rotgoldene Farbe, der ich auf immer angehöre, erklärt und mich der Burschenschaft angeschlossen, die zwar damals schon, von der Ungunst der Zeit berührt, im Abblühen begriffen war, sich aber noch immer durch eine vaterländische, sittliche Richtung empfahl . . .“
- 8) Stahr, Adolf: Theodor von Kobbe, Ein Denkstein. Oldbg., 1845. Schwarz, H.: Theodor von Kobbe. Sein Leben und Wirken sowie seine Stellung in der deutschen Literatur. Oldbg., o. J. (1913). Diss.
- 9) Ralph: Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände. Heft II, S. 80 f. Oldbg., 1844.
- 10) Kobbe, Th. v.: Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841. In: Th. v. Kobbe (Hrsg.) *Humoristische Blätter* Jg. IV (1841). S. 345-51 (davon 345-50; 353-60; 361-65 (1. Kap.)). 366-68; 369-76; 377-83 (3. Kap.). Vorabdruck aus: *Humoristische Reisebilder*. Hmbg., 1843. Schon 1913 war von diesem Werk nur ein Exemplar in der Hamburger Staatsbibliothek nachweisbar.
- 11) Gemeint ist der vorher abgedruckte Artikel Anmerk. 6.
- 12) Der Laffargesche Prozeß war für den zeitgenössischen Betrachter ein höchst dubioser Kriminalfall: Marie Capelle, verheiratete Laffarge, wurde im September 1840 beschuldigt, ihren Ehemann durch Arsen ermordet zu haben. Dies bewies scheinbar die Obduktion des renommierten Chemikers Orfila. In einer abermaligen Untersuchung wies der Orfila-Rivale Raspail den Obduktionsbefund als unglaubwürdig aus und beeinflusste damit den Prozeßausgang. Die zeitgenössische Bedeutung und die Stellung des französischen Publikums zu diesem Fall zeigt: Mendelssohn, Joseph: *Pariser Briefe*. Bd. I, 15. Brief. Lpz., 1841.
- 13) Lübbing, Hermann: Südoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht. In: *Oldenburger Jahrbuch*. 55. Bd. 1955, S. 47-62. Vgl. auch: Lübbing, Hermann: *Röbbelens Reiseerlebnisse im Oldenburger Münsterland 1840*. In: *Heimatkalender f. d. Oldenburger Münsterland*. Jg. 1953, S. 163 ff.

Das Sonntagskind

Ein schlichtes Menschen- und Kulturbild aus dem vorigen Jahrhundert

II. Teil

VON JOSEF ALFERS

Der Winter war wie gewohnt durch das Land gezogen. Im zeitigen Frühjahr starb Mariechens Großmutter. Die Enkelin war zur Beerdigung geladen. Sie kam zeitig im Trauerhause an, um den Leichenzug zu begleiten. Vor dem Hause stand der Leichenwagen. Der Fahrer, ein Knecht vom Nachbarhofe, sprach Mariechen an, als sie vorbeigehen wollte. Er sagte, daß er sie gut kenne, sie öfter in der Kirche oder mit Gertrud zusammen gesehen habe. Darüber wunderte das Mädchen sich sehr. Nach der Beerdigung, beim Essen im Trauerhause, war der Fahrer auch da und setzte sich neben sie. Er war groß, fast einen Kopf größer und hatte einen flotten Schnurrbart. Er erzählte, seine Militärzeit sei vorbei, er stamme aus der Nachbarpfarre, wo seine Eltern einen kleinen Kotten hatten, und sein Bruder sei hier im Dorf in einen kleinen Kotten eingeheiratet. Am Ende versprach er, sie einmal zu besuchen. Als beide später mit den Eltern das Trauerhaus verließen, war Mariechen nachdenklich geworden. Dann trennten sich ihre Wege. Mariechen mußte der Mutter noch versprechen, sie bald zu besuchen.

Kurze Zeit darauf war Mariechen im Garten beim Aufräumen. Da kam ein Gespann des Weges daher und hielt an. Der Fahrer rief sie an. Es war ihr Tischnachbar bei der Beerdigung der Großmutter. Sie errötete vor Schreck und Freude, ihn so unvermutet wiederzusehen. Der junge Mann sollte Saatkorn bei ihrem Dienstherrn austauschen. Sie sprachen eine Zeitlang miteinander. Franz, so hieß der junge Mann, bemerkte schließlich, daß er sie am Sonntagnachmittag besuchen möchte. Mariechen antwortete, sie habe für Sonntag versprochen, ihre Eltern zu besuchen. Franz nickte dazu und verabschiedete sich, um seinen Auftrag zu erledigen. Mariechen tat ihre Arbeit mechanisch weiter. Sie ertappte sich immer wieder in den Gedanken an Franz, bis die Frau rief, daß Fütterungszeit sei . . .

Am nächsten Sonntag trafen beide sich bei der Kirche. Franz sagte, daß er sie bei den Eltern besuchen wolle. Als Mariechen nachmittags bei den Eltern eintraf, war sie erstaunt, Franz schon im Gespräch mit ihnen anzutreffen. Er hatte den Eltern bereits erklärt, wenn sie nichts dagegen hätten, wolle er mit Mariechen einen eigenen Hausstand gründen, vorausgesetzt, Mariechen wäre einverstanden. Dem jungen Mädchen gefiel der junge Mann, und beide kamen überein, daß sie heiraten wollten, sobald irgendwo eine Heuerstelle frei würde, die sie antreten konnten. Auf dem Heimweg begleitete Franz seine Braut. Beide sprachen über ihre Zukunft. Sie waren jung und gesund und machten sich keine Illusionen über ihr künftiges Leben als Heuerleute.

Von nun an trafen die Verlobten sich öfter. Wenn Franz sie besucht hatte, strahlte Mariechen vor Seligkeit. Diese Glückseligkeit bekam die ganze Hausgemeinschaft, insbesondere der alte Öhm, zu spüren. Das Mädchen half ihm bei der Arbeit, vorzüglich bei den Bienen, die ihm lästig wurde. Es brachte eines Sonntags sogar fertig, als der Öhm das Schwärmen mehrerer Bienenstöcke angesagt hatte, allein und ohne Hilfe vier abziehende Schwärme einzukörbeln.

Franz, der sie besuchen wollte, traf sie beim Bienenstand in Öhms Bienenhose, mit dem Immenkieker auf dem Kopfe eifrig hantierend. Sie bedeutete ihm, er möge zum Öhm auf die Heide gehen. Sie würde bald nachkommen. Der Alte war sehr erfreut. Er lobte Mariechen sehr: „Vier Schwärme, vier Fuder Heu“. Seine Schafherde war bereits um ein Drittel verringert worden; denn man begann in großem Maße die Heide zu kultivieren.

Der Hochsommer war vorüber und die schwere Zeit der Ernte, als Franz eines Sonntags die Nachricht brachte, in der Bauerschaft, wo er bedienstet war, sei zum nächsten Mai eine Heuerstelle frei. Wenn sie Lust hätte, wollten sie sich darum bemühen. Nachmittags sprach er mit Mariechens Eltern darüber. Es wurde beschlossen, wenn möglich, die Stelle zu übernehmen. Franz ging bald zum Bauern und fragte. Dieser war nicht abgeneigt. Er kannte Franz und lud ihn und seine Braut ein, den Heuerkontrakt abzuschließen. Beide kannten die Heuerhäuser des Bauern am anderen Ende des Hofes. Sie waren nicht schlechter und besser als andere auch. Franz kannte aber auch den Bauer, der bei den Dorfbewohnern als unguter Mensch galt. Mit Geistesgaben nicht übermäßig gesegnet, war er herrschsüchtig und vertrug nicht, wenn anderen, auf die er mit Geringschätzung schaute, etwas gelang, was er selbst nicht fertigbrachte.

Eines Sonntags kamen Franz und Mariechen, um die Bedingung für den Antritt der Heuerstelle zu übernehmen, wohl wissend, daß sie mehr Pflichten als Rechte übernehmen mußten. Sie besichtigten das Haus und wünschten, daß ein kleiner Schweinestall angebaut werde. Der Bauer wollte nicht; aber als Franz ihm erklärte, daß er ihn ohne Kosten für den Bauer erstellen wolle, sagte dieser zu. Dann gingen sie zum Bauernhaus zurück, wo die Bauersfrau auftischte und alles weitere besprochen wurde.

In damaliger Zeit war das Verhältnis der Heuerleute zum Bauern fast dasselbe wie vor den Freiheitskämpfen das Verhältnis der Bauern zu den Grundherren. Manche Bauern suchten ihre Heuerleute so kurz zu halten, daß sie an ihrer Arbeitsstelle gebunden blieben. Diese Einstellung gebard den Spruch: „Ein Heuermann darf keine Pfanne aufs Feuer bekommen, dann wird er unbotmäßig“. Böse Zungen behaupten: Es gäbe Bauern, die morgens beteten „Lieber Gott, schenke unseren Heuerleuten Armut, vor Reichtum will ich sie schon bewahren.“ Andererseits lebten Heuerleute verhältnismäßig sorglos. Der Mann aß am Tisch des Bauern, oft auch die Frau. Sie hatten ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen. Gerieten sie in Not, mußte der Bauer aushelfen. Daher stammte der Heuerleutespruch: „Laotet hulen un brusen, laot dor weihen, watt dor will; use Bur mott betaohlen, magt kossen watt et will“.

In solchem Geist hielt sich auch der Heuervertrag für Franz und Mariechen. Sie bekamen das Haus und mußten dafür Diele und Wand in Stand halten, ebenso das Dach, wofür der Bauer das Stroh hergab. Dazu gehörten ein kleiner Garten beim Hause und etwa 2 ha Land, deren Pacht pro ha 30 DM betrug. Zur Bodenarbeit konnte das Gespann des Bauern benutzt werden. Es kostete pro Tag 3 DM, zum Eigenverbrauch bekamen sie Schullen- und Plaggenstich. Stroh durfte nicht verkauft werden. Der Stallung mußte auf das Hofland gebracht werden.

Die Wintersaat für die Heuerstelle war schon im Herbst zu bestellen. Der Bauer, bei dem Franz diente, stellte das Saatgut als Hochzeitsgabe zur Verfügung. Da eine neue Scheune auf dem Hofe errichtet werden sollte, überließ er Franz für wenig Geld ein Stallgebäude, das im Wege stand, außerdem die Wurzelstöcke von 8 dicken Eichen, die Franz mit seinem Bruder im Winter rodete. So kam der Frühling. Doch die Frühjahrsbestellung mußte erst beendet werden.

Mariechen und ihre Geschwister hatten auch den Garten zu bestellen. Der gekaufte Schweinestall war bei der zukünftigen Wohnung wieder errichtet worden. Mit dem neuen Strohdach sah er fast sonntäglich aus. Der Öhm bei Mariechens Dienstherrn hatte unter Augenzwinkern erklärt, er müsse auch ein kleines Bienenhaus aufstellen, da Mariechen eine vorzügliche Bienenmutter sei.

Als alles soweit hergerichtet war, rückte Anfang Mai die Hochzeit näher. Im Heuerhause war schon das erste neue Leben eingezogen. Franz hatte aus dem Elternhause eine gute schwarzbunte Kuh bekommen, Mariechen als besondere Anerkennung ihrer Arbeit von ihrem Bauer vier muntere Ferkel. Der Öhm war stolz mit zwei Bienenvölkern angetreten.

Da die beiden jungen Leute fleißig gespart hatten, begannen sie ihren neuen Hausstand ohne Sorgen. Ja, es blieb noch etwas Bargeld übrig. Alle freuten sich am Glück des jungen Paares. Nur einer ging mißmutig umher, der neue Dienstherr. Sein neidisches Wesen ließ ihn alles in schiefem Licht sehen: Der neue Hausrat, eine Kuh im Heuerhaus wie er sie nicht besaß, dazu vier Ferkel und Bienen. Es ärgerte ihn besonders die neue Petroleumlampe, die damals gerade aufkam. Mariechens Bruder, der in der Stadt als Soldat diente, hatte sie als Hochzeitsgeschenk mitgebracht, und sie war allgemein bewundert worden. So beschloß der Bauer, seinen neuen Heuermann zu bremsen.

Nachdem der Hochzeitstag mit den Verwandten und Nachbarn vergangen war, trat der Alltag wieder ins Recht. Franz mußte seine Pflichttage auf dem Hofe ableisten. Mariechen hatte alle Hände voll zu tun in der Pflege ihres kleinen Ackers und der Betreuung ihres Viehbestandes. Jeweils eine Stunde am Morgen und Nachmittag hütete sie die Kuh am Wegrand, um die kleine Weide zu entlasten. Wenn Franz zu Hause war, zerkleinerten sie die dicken Eichenstubben. Mariechen schichtete das Brennholz hinter dem Hause auf und hatte ihre Freude daran, daß der Stapel bis an das überspringende Giebeldach aufwuchs.



Auf den Bauernhöfen war vieles anders geworden, der Flachsbaum fast verschwunden und mit ihm verschwanden die vielen dazugehörigen Arbeiten wie Jäten, Raufen und Spinnen. Auch eine Molkerei war entstanden. Sie ersparte das zeitraubende Buttern. Mühle und Bäckerei nahmen den Bauersfrauen das Brotbacken ab. Auf einigen fortschrittlichen Höfen brummte schon eine Dreschmaschine. Man erzählte, daß in Amerika Maschinen Gras und Korn schneller mähen könnten als zehn Mäher mit der Sense. Aber vorläufig blieb vieles noch wie früher. Die Ernte war und blieb die schwerste Zeit des Jahres.

Auf dem Hofe von Mariechens früherem Dienstherrn war der Öhm erkrankt, deshalb sollte die Schafherde abgeschafft werden, zumal, da wegen der Heidekultur die Weide weniger wurde. Franz und Mariechen erstanden zwei Schafe, um Wolle und Fleisch zu haben. Sie besuchten nebenbei den kranken Öhm. Der freute sich wie ein Kind. Er drückte ihnen immer wieder die Hand und Mariechen mußte versprechen, ihn wieder zu besuchen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn 8 Tage später war er gestorben.

Mariechen hatte an der Beerdigung teilgenommen und ergriffen den Worten des Pfarrers gelauscht, der über die gute Tat und ihren Lohn schon hier auf Erden sprach. Franz und Mariechen waren überrascht, als der Herr Pastor am nächsten Sonntag auf sie zutrat und ihnen bedeutete: Sie möchten ins Pfarrhaus kommen. Er habe da mit ihnen etwas zu besprechen. Als sie eintraten, nötigte der Pfarrer sie zum Sitzen. Er lächelte verschmitzt und sagte: Er habe einen Auftrag des

alten Öhm zu erfüllen, der eigentlich Mariechen allein angehe. Es würde aber nicht schaden, wenn Franz dabei wäre. Danach nahm der alte Herr aus dem Schrank ein Sparkassenbuch. Dieses enthielt eine Summe von 150 Talern, fast 500 Mark auf Mariechens Namen. Auf einem angelegten Zettel standen alle Guttaten verzeichnet, die Mariechen dem Öhm und anderen erwiesen hatte. Der Öhm war wohlhabender gewesen als man gedacht hatte. Jede Guttat Mariechens war mit einer Spareinlage von einem Taler belohnt. Für das, was sie an Gertrud getan hatte, fand sie hier sogar zehn Taler eingezahlt.

Franz und Mariechen waren über die hohe Summe fast bestürzt. Als der Pfarrer seine Anerkennung und seinen Glückwunsch aussprach, mußte Mariechen weinen. Selbst Franz war dem Weinen nahe. Freudig erregt traten sie den Heimweg an. Nun durften sie sich mit dieser Summe und ihren Ersparnissen fast für reiche Heuerleute halten und sie beschlossen, dem Öhm ein dankbares Andenken zu bewahren.

Vor dem Dorfe lagen zwei kleinere Gehöfte. Das eine war eine Pächterei von 15 ha. Sie gehörte einem Sohn des Dorfes, der studiert hatte und in der Stadt wohnte. An der anderen Seite des Weges, auf seiner Landstelle, die größtenteils aus Pachtungen bestand, wohnte der Kötter Heinrich. Er galt als etwas linkisch und von verschlossener Art. Seine Frau und die beiden Kinder waren vor etwa 20 Jahren plötzlich verstorben. Seitdem hauste Heinrich einsam auf seinem Höfchen. Die einzige Freude bereiteten ihm seine Bienen. So kam er mit Mariechen und deren Imkerei zusammen und wurde von ihrem sonnigen Wesen angezogen. Sie sprachen oft über die Imkerei, zumal Franz sich ebenfalls dafür zu interessieren begann. Mit seiner Verwandtschaft hatte er sich überworfen. Sie suchte ihn immer zu übermeistern, was er nicht vertrug.

Bei emsiger Tätigkeit waren die Tage nach der Hochzeit schnell vorübergeflogen und schon die erste Ernte mit viel Mühe eingebracht. Die Arbeit auf dem Hofe nahm beide immer wieder in Anspruch. Der Bauer nahm auf die kleine Ernte der beiden Heuerleute wenig Rücksicht. Diese mußten ihre Ernte nach Feierabend bewerkstelligen. So ging es auch bei den Bestellungsarbeiten. Die erste Honigernte war ein Erfolg gewesen. Nicht allein für sie reichte es, sie konnten sogar davon abgeben.

Ehe man sich versah, war es Weihnachten geworden, und man benutzte die Feiertage dazu, um die nähere Verwandtschaft zu besuchen. Wenn Mariechen an den Winterabenden die Haus- und Winterarbeit beendet hatte, spann oder nähte sie beim Schein der Petroleumlampe. Sobald Franz heimkam, setzte er sich zu ihr ans Herdfeuer. Er kratzte ihr dann die Wolle fürs Spinnen, machte Körbe oder band Reisigbesen. Öfters kam abends auch der Kötter Heinrich, der Nachbar, oder der Großknecht vom Hofe. Dann unterhielten sie sich, bis es Zeit wurde zum Schlafengehen.

Als die Tage länger wurden, regte sich im Heuerhaus neues Leben. Mariechen schenkte am Fest Mariä Verkündigung einem rosigen Mädchen das Leben, das bei der Taufe den Namen der Mutter bekam. Mariechens Mutter als Oma behauptete, es könne das Mariechen von damals sein; so ähnlich sehe es der Mutter.

Auch im Stalle regte es sich. Die schwarzbunte Kuh brachte ein Mutterkälbchen zur Welt. Franz und Mariechen konnten sich nicht entschließen, es zu verkaufen. Sie wollten es aufziehen. Eine Sensation bot der Schweinestall. Hier war die Frau in ihrem Element. Drei von den Hochzeitsferkelchen hatten sie zum Eber gebracht,

und die drei Muttersauen brachten 22 muntere Ferkelchen zur Welt. Mariechen ging auf in der Pflege um all das junge Leben. Sie hatte die Freude, daß alles gut gedieh. Wenn Franz abends nach Hause kam, berichtete sie strahlend, was sie mit Kind, Kalb und Ferkelchen erlebt hatte.

Fast gab es eine Aufregung im Dorfe, als Franz mit 20 Ferkeln zum Maimarkt fuhr. Der Bauer hatte ihm sein Gespann verweigert, weil er, wie er sagte, selbst zum Markt wollte. So fuhr Franzens Bruder die Ferkel zum Markt. Im Gewoge des Maimarktes war Franz mit seinen Ferkeln bald von Marktbesuchern umringt. Da die Nachfrage nach Ferkeln groß war, kaufte ein Händler die ganze Schar für 18 DM das Stück. Als sie zusammen in die Schenke traten, staunten die dort anwesenden Bauern, darunter auch Franzens Bauer, als der Händler 15 blinkende 20 Markstücke auf den Tisch legte und noch 20 Silbertaler hinzufügte. Da sie Franzens Bauer als Neidhammel kannten, konnte einer sich nicht verkneifen zu sagen: Er litte jetzt keine Not; wenn er Geld brauche, würde es ihm der Heuermann bestimmt leihen. Der Gehänselte fluchte laut und verließ die Wirtsstube. Acht Tage noch dröhnte ihm das hönische Lachen der Berufskollegen in den Ohren. Franz zahlte eine Runde. Der Händler wünschte ihm Glück mit dem Geld und ging. Die beiden Brüder gingen ebenfalls. Als der Handel sich im Dorfe rundgesprochen hatte, konnte Franz bemerken, daß er in der Achtung der Dorfbewohner gestiegen war.

Zu Hause angekommen, legte Franz die Gold- und Silberstücke vor seiner Frau auf den Tisch. Da sie das Geld im Augenblick nicht gebrauchten, kamen sie überein, es zu den übrigen Ersparnissen auf die Sparkasse zu bringen. Der Bauer war nun der Heuerlingsfamilie gegenüber herrischer als zuvor. Aber Mariechen und besonders die Frau des Bauern, die die Schwäche ihres Mannes genau kannte, beredeten Franz, sich nicht daran zu stören.

Der Sommer neigte sich dem Höhepunkte der Ernte zu. Das Klingen der Sensen in den Wiesen war verhallt und das Heu eingebracht. Am Dienstag nach dem großen Margarethenmarkt zog Franzens Bauer mit fünf Sensen und den Binderinnen zur Mahd. Überall im Esch regten sich fleißige Hände. Auch Mariechen mußte, wie alle Heuerlingsfrauen, mit aufs Feld. Ihre jüngste Schwester Thresi war gekommen, um das Haus und das kleine Mariechen zu hüten. Thresi war 12 Jahre alt. Sie und die Großmutter der anderen Heuerlingsfamilie brachten die Säuglinge den beiden Müttern zur Frühstücks- und Vesperzeit im Wagen aufs Feld. So konnten diese dort ihren Mutterpflichten genügen. Der Bauer drängte, er wollte mit dem Mähen bis zum Wochenende fertig werden. Bei der großen Hitze kostete es Ströme von Schweiß. Während der Mittagszeit, wenn die Männer ihre Sensen dengelten, gingen die Frauen schnell nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen. Gegen acht Uhr abends gingen die Frauen endlich heim, um ihre Säuglinge und den kleinen Viehbestand zu versorgen. Dann kamen die Männer auch, um rechtschaffen müde das Lager aufzusuchen.

Ein Erntetag reihte sich an den anderen. Der Bauer wollte mit dem Mähen fertig werden, und der Samstag war ungewöhnlich drückend. Die Männer hieben flott ein, daß die Binderinnen kaum folgen konnten. Sie waren bei der letzten Gedreidefläche angekommen und glaubten, es bis zum Abend zu schaffen. Doch der Arbeitstag wurde länger als gedacht. 1/2 9 Uhr war es, und es dunkelte schon, bis die Frauen todmüde nach Hause gehen konnten, wo das übliche Pensum Pflichten auf sie wartete. Zudem war am anderen Tag Sonntag, und Mariechen wollte etwas vorarbeiten. Sie war mit den Hausarbeiten gerade fertig, als um 10 Uhr auch Franz heimkam.

Trotz der Müdigkeit wollte er noch die kleine Thresi zum 1/2 Std. entfernten Elternhaus bringen. Er mußte mit seiner Frau ja anderntags zur Kirche. Mariechen hatte Kartoffeln geholt, um sie inzwischen zu schälen. Als Franz eine Stunde später heimkam, bot sich ihm ein erschütternder Anblick. Seine gänzlich ausgepumpte Frau war beim Kartoffelschälen übermüdet eingeschlafen und vom Stuhl gefallen. Dabei hatte sie, ohne aufzuwachen, den Wassereimer mit den schon geschälten Kartoffeln umgestoßen und lag schlafend in der Wasserlache, die Wanne mit den ungeschälten Kartoffeln und das Schälmesser vor ihr auf der Diele. Zuerst auf das furchtbarste bestürzt, half Franz die Schlafende ins Bett und begab sich selbst zur Ruhe.

Bis er einschlief, sann er darüber nach, wie er hier Abhilfe schaffen könne, aber die Verhältnisse waren zu schwierig.

Am anderen Morgen hatte Mariechen sich zwar erholt, aber noch lag ihr eine bleiernde Müdigkeit in den Gliedern, als sie den Hausstand versorgte. Franz war zur Frühmesse, sie selbst wollte zum Hochamt. Der halbstündige Kirchweg ermüdete sie wieder so sehr, daß sie eingenickt war. Als der junge Vikar die Kanzel bestieg und die schlafende Frau sah, sagte er unmutig: „Nachbarin, stoß die Frau mal an! Sie hat ihre Schlafmütze noch nicht abgesetzt“! Wenn er die vergangene Woche mit auf dem Feld gewesen wäre, hätte er wohl gesagt: „Stört die Frau nicht! Sie hat die Ruhe verdient.“



Inzwischen nahte der Winter wieder heran. Der Ferkelaufkäufer hatte mehrmals bei den Eheleuten kaufen können, und deren Sparkonto war erheblich angewachsen. Eines Abends fand sich Kötter Heinrich mit einer Neuigkeit ein. Bei seinem Hause, angrenzend an seinem Grundstück, lag eine unkultivierte Fläche Land, etwa ein Malter Saat = 1,2 ha groß. Mit Krüppelföhren und Strauchholz bestanden, gehörte sie einem Bauernsohn, der nach Westfalen ausgeheiratet war. Am Nachmittag hatte Heinrich beiläufig gefragt, ob er einen geeigneten Käufer für die Grundstücke wisse. Er wollte hier verkaufen, um in seiner jetzigen Heimat günstig wiederzukaufen. Der Preis sollte 100 Taler betragen. Da habe Heinrich gleich an Franz und seine Frau gedacht und drei Tage Bedenkzeit erbeten. Nun redete Kötter Heinrich ihnen zu, riet, nicht lange zu überlegen, und empfahl sich, von beiden herzlich bedankt.

Franz besprach sich mit seinem Bruder, der ebenfalls zuriet. Also beschlossen er und seine Frau den Kauf, zumal die Kaufsumme nur ein Drittel ihres Spargeldes ausmachte. Franz ging zum Herrn Pastor, um das Geld bei der Sparkasse abzuheben. Dieser beglückwünschte ihm zu seinem Tun. Der Kauf wurde getätigt, und alsbald die Umschreibung und Bezahlung vollzogen. Nunmehr waren sie Heuerleute mit einem eigenen Grundstück. Viele freuten sich mit ihnen, aber es gab auch Neider.

Besonders der eigene Bauer konnte nicht glauben und verschmerzen, daß Franz und seine Frau in seinem Heuerhause zu Wohlstand gekommen waren. Er fragte sogar vorsichtig beim Herrn Pastor an, ob sein Heuermann zu dem Landkauf etwa Geld geliehen hätte. Dort wurde ihm lächelnd bedeutet, daß Franz gut und gern die gleiche Fläche noch einmal kaufen könne. Mißmutig zog der Bauer ab und erklärte dem Franz, daß er sein Gespann für etwaige Kultivierungsarbeiten nicht hergebe. Außerdem müsse er auf den Heuerparagraphen aufmerksam machen, wonach kein Dünger aus dem Hause auf hof-fremdes Land gebracht werden dürfte. Franz hörte sich das schweigend an und

meinte nur dazu, die Angelegenheit würde ohne Schaden für den Hof erledigt werden.

Von dem Tage an verbrachte er jede freie Stunde mit dem Ausroden des Gestrüpps. Zeitweilig halfen ihm seine beiden Brüder, und als das Frühjahr kam, lag fast die Hälfte der Fläche für die Einsaat des Gründüngers fertig. Beim Hause türmte sich ein großer Holzstoß. Für dessen Zerkleinerung benutzte Mariechen manche freie Stunde. Auch kam ihr Vater, um für einen Tag mitzuhelfen. Beide hatten Spaß daran, zu sehen, wie der Brennholzstapel wuchs. Er würde bestimmt für zwei Jahre reichen.

Als die Erntezeit wieder begann, nahm Franz eine Tagelöhnerin als Binderin. Nach der Erntezeit schlummerte nämlich ein kleiner Johannes in der Wiege. Anfänglich sah die Mutter nach dem Rechten, dann wurde Thresi zum Kindermädchen. Das Verhältnis zum Bauern hatte sich, von gelegentlichen Ausfällen abgesehen, wieder normalisiert. Im Herbst war ein Honigkäufer beim Kötter Heinrich gewesen und auch zu Franz gekommen. Da die Bienen in diesem Jahr schwer waren, hatten Franz und Mariechen über zwei Zentner Rohhonig abgeben können und ein rundes Sümmchen dafür erhalten.

Eines Tages war Mariechen allein zu Hause und mit Nähen beschäftigt. Zu ihrem größten Erstaunen kam der Bauer herein. Er sprach von diesem und jenem, bis der Honighändler erschien, um den abgeholten Honig zu bezahlen. Der Bauer sah, wie vor Mariechen ein stattlicher Betrag auf dem Tisch lag. Als Mariechen dem Honigkäufer eine Tasse Milch anbot, setzte dieser sich. Der Bauer aber stand auf, murmelte etwas von nicht stören wollen und ging. Der Händler sah ihm nach und bemerkte: „Ein widerlicher Kerl. Eben bei Kötter Heinrich hat er es genau so gemacht.“

Weihnachten und Neujahr gingen vorüber. Im Frühjahr hatte Franz die zweite Hälfte seines Besitzes vom Gestrüpp gereinigt und zur Gründüngersaat vorbereitet. Die erste Hälfte war im Herbst schon mit Roggen bestellt worden.

Kurz vor der Ernte starb im Nachbardorfe Franzens Mutter. Bei der Beerdigung trafen Franz und Mariechen auf Gertrud, die noch immer bei Mariechens Tante wohnte. Sie hatte im Frühjahr nach dem Weggange beim Bauern Gerd einem kleinen Jungen das Leben geschenkt und ihm den Namen Gerd gegeben. Inzwischen war er ein kleines Kerlchen geworden. Gertrud bot sich an, bei der Erntezuhelfen. Sie wollte zwei Wochen kommen. Mit Beginn der Ernte trat sie auch ihre Arbeit an. Sie erhielt von Franz den Lohn für den Tag und beim Bauern das Essen, solange sie dort half. Anschließend verbrachte sie im Heuerhause einige Tage und half dort die Ernte beenden. Der kleine Gerd war bei den Kindern gut aufgehoben und traurig, als er wieder nach Hause zurück mußte.

Es gab neue Saat, und eben vor dem Weihnachtsfeste flog ein kleiner Weihnachtsengel in die Wiege, der den Namen Franz empfing. Im Februar kam über manche Familie ein hartes Geschick. Die beiden Heuerleute blieben nicht verschont. Es lag tiefer Schnee. Da trat ein schlimmer Würger unter den Kindern auf, der Keuchhusten. Er suchte im Nu die Dörfer heim. Von den Kindern im Heuerhause erkrankten nur Mariechen und Johannes. Der kleine Franz blieb verschont. Mariechen glaubte, den Anblick der in fürchterlicher Atemnot mit dem Tode ringenden Kinder nicht vergessen zu können. Mit den Händchen in die Luft greifend, blickten sie die Mutter mit unnatürlich weit aufgerissenen Augen hilfeschend an. Fast hätte die Frau eines Abends laut aufgeschrien, als der kleine Johannes bei einem fürchterlichen Hustenanfall graublau im Gesicht nach ihr griff und dann aufbäumend, tot ins Kissen zurücksank. Mariechen, das

kleine Schwesterchen, hatte das Schwerste schon überstanden, als das Brüderchen zusammen mit der vierjährigen Josefa aus dem Nachbarhause zum Friedhof neben der Pfarrkirche gebracht wurde. Vierundzwanzig kleine Grabhügel zeugten von der Geißel dieser Krankheit. In den Nachbarpfarren war es das Gleiche. Auch Gertruds Sohn, der kleine Gerd, wurde ein Opfer der Seuche.

Am schlimmsten traf es den Bauer Gerd. Er hatte im Frühjahr nach Gertruds Weggang eine auswärtige Bauerntochter geheiratet, viel zu gut für ihn. Vor der Hochzeit waren sie und ihre Eltern mehr von dem großen Besitz beeindruckt, als daß sie groß auf des Bauern unangenehmen Eigenschaften geachtet hätten. Gerd war brutal und trank. Schon kurz nach der Hochzeit behauptete das Hausgesinde, daß er seine junge Frau schlage. Sie hatten ein Zwillingspärchen, und die junge Frau erwartete ihr drittes Kind. Als nun der Würger durch das Land zog, wurde ihnen das kleine Mädchen genommen. Die Mutter war tief betroffen, da sie ihr Töchterchen abgöttisch liebte. Kaum lag das Kind auf dem Friedhof, als auch der kleine Gerd von der Seuche hingerafft wurde. Der Vater der abends betrunken heimkam, fluchte und lärmte. Er gab seiner jungen Frau, die längst mit ihrer Kraft am Ende war, die alleinige Schuld und setzte ihr so zu, daß sie zusammenbrach und vorzeitig niederkam. Ehe acht Tage vergingen, mußte man sie zu ihren Kindern auf den Friedhof betten. Der junge Witwer trieb es nunmehr noch ärger und hatte immer Händel. Als im Herbst die Jagd aufging, verunglückte er tödlich. Beim Übersteigen eines Grabens löste sich ein Schuß. Er traf so unglücklich, daß der Tod folgte.

Mariechen hörte von dem Ereignis und glaubte den fürchterlichen Fluch wieder zu hören, den Gertrud ihm damals mit gellender Stimme zurief. Einschließlich ihres eigenen Sohnes hatte sich dieser Fluch fast buchstäblich an Gerds Sippe erfüllt. Gertrud heiratete im selben Jahr einen dortigen Handwerker. Der hatte von seinen sechs Kindern drei an der Seuche verloren, und seiner Frau war das Herz davon gebrochen.

Einige Wochen vor der Ernte kam eines Sonntags der Kötter Heinrich zu Franz und Mariechen. Er berichtete ihnen, daß der Bauer ihr gutstehendes Getreidefeld eingehend besichtigt habe. Heinrich ahnte Böses und riet Franz, die Ernte von diesem Felde in seiner Scheune zu bergen. Er selbst brauche sie zur Zeit nicht und würde sie für wenig Geld überlassen. Dann erzählte er, sein Nachbar der Pächter, wolle im nächsten Frühjahr auswandern. Er möchte Franz und Mariechen überreden, die Pachtstelle zu übernehmen. Vorläufig wisse noch keiner davon. Die beiden aber scheuten sich vorerst, den Sprung zu tun, obwohl er lockte und ihnen immer wieder zusprach.

Die Ernte beim Bauern war mittlerweile in gewohnter Weise vollendet, auch die Ernte vom Eigenland mit Hilfe von Franzens und Mariechens Geschwistern in Heinrichs Scheune eingebracht. Die junge Kalbin der Heuerleute wurde zur Milchkuh, und Mariechen konnte jeden Morgen fast zwei volle Kannen Milch zum Abholen für die Molkerei an den Weg stellen. Das brachte im Monat ein hübsches Sümmchen, zumal die Magermilch wertvolles Viehfutter bedeutete.

In diesem Jahr hatte es eine ergiebige Eichelernte gegeben und Mariechen mit den Kindern viele Zentner des begehrten Futters für Schweine gesammelt. Sie lagen zum Trocknen auf dem Leimboden des Stalles. Eines Tages war sie mit dem Reinigen der Schweineställe beschäftigt. Die drei Sauen liefen draußen, damit sie bei der Arbeit nicht hinderten. Da kam der Bauer zu ihr mit harten

Worten, es gehe nicht an, wenn sie die Schweine zur Eichelsuche in seinen Hof triebe. Mariechen wollte erklären, weshalb die Schweine draußen liefen, aber der Bauer fertigte sie brüsk ab. So war sie des Abends noch dem Weinen nahe, als Franz davon erfuhr.

Wenige Tage später kam der Bauer und erklärte, sie sollten einen neuen Heuerkontrakt unterschreiben. In diesem stand geschrieben, daß die Heuerleute nicht mehr als eine Kuh halten sollten und nur eine Sau. Die Bienen seien bis auf zwei Körbe abzuschaffen und ihr Eigenland sei zu verpachten. Als Franz den neuen Vertrag durchgelesen hatte, wurde er sehr erregt und erklärte, mit dem neuen Vertrag habe es keine Eile, da der alte noch bis zum ersten Mai nächsten Jahres gelte. Der Bauer aber meinte, wegen der halbjährlichen Kündigungsfrist müsse der neue Vertrag schon vor Allerheiligen unterschrieben werden. Franz erwiderte, er brauche acht Tage Bedenkzeit, dann könne der Vertrag abgeholt werden, worauf der Bauer sich empfahl.

Nun wurde es Franz und Mariechen klar, daß sie die Pachtstelle übernehmen würden, wenn auch der Anfang nicht leicht sein werde. Am nächsten Morgen besprachen sie sich in aller Stille mit den Pächtersleuten. Die verrieten, daß sie schon im März des nächsten Jahres mit mehreren Verwandten auswandern wollten. Ja, sie machten sogar den Vorschlag, für einen angemessenen Preis das Inventar abzugeben. An einem der nächsten Tage fuhren Franz und Mariechen zum Besitzer der Pächterei, der in der benachbarten Stadt wohnte. Acht Tage später war der Pachtvertrag unterzeichnet. Für etwa 12 Hektar waren Pacht sowie Abgaben zu zahlen. Die Gebäude mußten instand gehalten werden. Ansonsten konnten die neuen Pächtersleute schalten und walten, wie sie wollten. Der Vertrag lief auf 12 Jahre. Er konnte im gegenseitigen Einvernehmen verlängert werden. Als ihr Bauer nun in der nächsten Woche wegen des Heuervertrages wieder vorsprach, erklärten Franz und Mariechen, der neue Heuervertrag würde nicht unterschrieben. Sie träten eine Pachtstelle am ersten Mai an.

Franz kam rasch mit dem auswandernden Pächter über den Verkauf der beiden Pferde und des landwirtschaftlichen Inventars zurecht. Er konnte die Summe bar bezahlen. Mariechens jüngster Bruder hatte sich als Knecht verdingen wollen und kam nun zu ihnen. Er freute sich, nicht bei fremden Leuten dienen zu müssen und besorgte mit Franz, soweit diesem beim Bauern Zeit blieb, die Herbst- und Frühjahrsbestellung. Als im März die Auswanderer ihre große Reise antraten, zog Franz mit seiner Familie ins Pächterhaus um. Vier Kinder wurden ihnen dort noch geboren.

Am meisten freute sich Kötter Heinrich über die neue Nachbarschaft. Die Pächtersleute nötigten ihn immer zum Sonntagsmahl, was er gerne annahm. Als Nachbar Heinrich einige Jahre darauf kränklich und hinfällig wurde, besorgten Franz und Mariechen sein Hauswesen. Mit Franzens Hilfe kümmerten sie sich auch um den verkleinerten Bienenstand, der ihm sehr am Herzen lag. Als er im nächsten Winter verstarb, machten die Verwandten große Augen. Der alte Heinrich hatte nämlich ein Testament beim Herrn Pastor hinterlegt, wovon keiner wußte. Franz und Mariechen wurden darin zu Erben bestimmt. Im Dorfe war des alten Heinrichs Testament lange Zeit ein Tagesgespräch. Viele freuten sich darüber. Man gönnte es den Pächtersleuten. Andere waren neidisch, besonders einer. Dieser konnte es nicht verwinden, daß die ehemaligen Heuerleute Franz und Mariechen fast zu seinesgleichen aufgerückt waren. Die nächste Generation dachte kaum noch über das Geschehen nach. Nachfahren von Franz und Mariechen leben heute am gleichen Platz.

Dat olle Burnhus

VON JOSEF ALFERS

*Sämteihnhunnertdreiunfüftig -
Mehr as vör tweihunnert Johr -
Leet dei olle Bur mi richten,
siet dei Tied staoh ik nu dor.*

*Kunn dat olle Hus vörtellen,
Burenschicksaol, Burennot,
Sägenrike Tied des Glückes
Wesselten mit Tied der Not.*

*Eikenholt sünd mine Sporen,
Ock dei Stänners stark un dick,
Un dei Balken lang un stäwig -
Glöw nich, datt dei böget sick!*

*Un Geschlechter kömen, güngen
Ewig Wessel wiet und siet.
Nu mot ick ock hier vörschwinnen
Vör den Sturm der neien Tied.*

*Unnert Dack van Reith, so dichte
As ne Haube, husen sei,
Väle Generationen,
Mann un Frau un Kind un Veih.*

*Mine dicken Eickenbalken
Un datt dicke Dack van Reith.
Neie Mensken willt nich bruken,
Nich watt twei Johrhunnert steiht.*

*Un den Spruch vörn in den Gäwel
Läset ji bold ock nich mehr.
Kiener weit nao ein poor Johre,
Wo datt hier bett sowiet wör.*

Besuch bei Karl Bunje

VON HERMANN BITTER

Am 8. November 1977 vollendete Karl Bunje, der auch eng mit Cloppenburg verbunden ist, sein 80. Lebensjahr. Die Zeitungen – nicht nur Nordwestdeutschlands – brachten Würdigungen der Persönlichkeit und des Schaffens dieses neben August Hinrichs wohl beliebtesten, sicherlich aber meistgespielten Dichters von Komödien in niederdeutscher Sprache, unserer Muttersprache, „Kummedis up Platt“. Ein Buch des Altmeisters der plattdeutschen Sprache Dr. Karl Fissen heißt „Plattdütsk läwt“, Karl Bunje läßt es durch meisterlichen Gebrauch der Sprache in seinen Bühnenwerken recht lebendig werden. Es ist eine Freude, nicht nur sie zu sehen und zu hören, sondern auch, sie zu lesen.

Bunje ist geborener Oldenburger, er stammt aus Neuenburg, der Gemeinde

mit dem schönen Urwald und dem altem Schloß. In Wilhelmshaven besuchte er die Oberschule und trat vor dem Ersten Weltkrieg in Brake als Verwaltungsanwärter in den oldenburgischen Staatsdienst. Heute wohnt er „offiziell“ in Oldenburg. Dazwischen liegen schwere, aber auch fruchtbare Jahre. Kürzlich besuchte ich ihn in seiner Eigentumswohnung in Zwischenahn, in einem der hohen Häuser am Meer. „Ja, weißt du“, sagte er, „ich kriege ja oft Besuch von meinen Kindern mit Anhang, die wohnen dann hier. Sechs können zur Not wohl unterkommen mit Matratzen und so“, dabei zog er mit einem Griff das eingebaute Schrankbett aus der Wand. Vom Balkon aus hat man einen herrlichen Blick auf den See. Fünf Söhne hatte er, einer ist vor Jahren tödlich verunglückt, alle mit einsilbigen Namen wie Hans, Horst, Klaus, Gerd, Dirk, „dann kann man sie schneller rufen“, erklärte er mir, „fiev Jungs und fiev Büxen heff Mudder tou flicken . . . (ein humorvolles Gedicht aus den Cloppenburgern Tagen). Mit meiner Tochter, dem jüngsten der Kinder, war das natürlich was anderes, Frauleute darf man ja so kurz nicht rufen . . .“.

„Schreibst du noch?“, fragte ich ihn bei meinem Besuch. „Nein, nicht mehr, ich habe mich pensioniert“.

„Weißt du noch, Karl, wo wir uns kennengelernt haben? Das war in Rastede, dort wurde im Oldenburger Hof der ‚Etappenhas‘ von der Braker Späldeel aufgeführt“. Richtig, da spielte ich die Hauptrolle“. „Ich glaube, der große Erfolg des ‚Etappenhas‘ beruhte mit darauf, daß das Stück das Soldatenleben im Kriege mal von der humorigen Seite zeigte, wie es hinter der Front, in der Etappe aussah. Tragische Werke, Romane und Bühnendichtungen gab es genug wie ‚Im Westen nichts Neues‘ oder das englische Stück ‚Journey’s End‘ (‚Die andere Seite‘).

Und nun fing Karl Bunje an zu erzählen: „Dem ‚Etappenhas‘ liegen eigene Erlebnisse zu Grunde. Wir hatten aus der Offiziersküche mal ein Karnickel ‚besorgt‘, und das mußte ja irgendwie ersetzt werden. Das Vorbild für den schönen Ferdinand war ein Nachbarsjunge aus meinem Dorf, mit Namen Ferdinand, ‚n büschen dösig, aber sonst sehr ordentlich. Den traf ich in Belgien als ‚Schreibstubenhengst‘, geschniegelt und gebügelt, natürlich in Extrauniform. Und das flandrische Mädchen, das gab es auch. Nach dem hatte ich mit Erfolg die Augen vedreht und den Ferdinand dabei ausgestochen . . .“. Er schmunzelte recht vergnügt, („hei smulachede“, würde er schreiben) in Erinnerung an diese Zeit. Im März 1918 wurde er schwer verwundet.

Karl Bunje trat nach dem Kriege wieder beim Finanzamt Brake ein, das jetzt der Reichsfinanzverwaltung unterstand, war Steuerinspektor und Betriebsprüfer. Im Jahre 1921 heiratete er seine herzige, gemütvolle Frau Klara, eine Frau von mütterlichem Wesen. Bei der Zusammenlegung des Finanzamtes Brake mit dem von Nordenham, siedelte er nach dort über. Doch da sein Sohn Horst die Luft nicht vertrug, beantragte der Vater die Versetzung nach Cloppenburg. Hier fühlte er sich bald heimisch, daß er sich am „Tintenpott“ (Bült) ein Haus baute. Uns Süddoldenburgern ist er verbunden geblieben, entscheidende Jahre seines Lebens und seines Schaffens fallen in diese Zeit.

Auf der Schwelle des Hauses saß der „Handharmonikaspieler“ von dem Cloppenburgern Bildhauer Paul Dierkes in Stein geformt, der dem spielenden Knaben die Züge des Sohnes Hans gab. Der Künstler hatte ebenso viel Freude an der Figur wie der Vater, so daß er den Kopf nochmals modellierte. Als er einige Jahre nach dem Zweiten Weltkriege das Haus verkaufte – heute ist es Sitz des Staatlichen Forstamtes – nahm er den „Mundharmonikaspieler“ natürlich mit.

„Eine Frage, Karl. Nach ein paar Jahren bist du doch aus dem Staatsdienst ausgeschieden, hast eine sichere Stellung gegen eine doch immerhin nicht so gesicherte Zukunft aufgegeben. Warst du deiner so sicher? Sicher, daß du weiter fabulieren und schreiben konntest?“ – „Ja, ich hatte genügend Stoff und Ideen für weitere Arbeiten. Übrigens hatte der ‚Etappenhas‘ so viel an Tantiemen eingebracht, daß die Familie zunächst mal ohne Sorgen leben konnte. Außerdem mußte ich einfach Zeit zum Schreiben haben. Es war mir unmöglich, meinen bürgerlichen Beruf gewissenhaft auszuüben und sozusagen nebenbei, wie bisher, noch zu schreiben. Aber man wollte damals keine Finanzbeamten laufen lassen, die sich gern als Steuerberater selbständig machten und dann nicht für, sondern letzten Endes gegen das Finanzamt arbeiteten. Bei mir lag der Fall ja anders, und ich erreichte es schließlich doch gegen den Willen des damaligen Amtsleiters, zunächst für ein Jahr ohne Gehalt beurlaubt zu werden. Daß ich von der Beurlaubung auf direktem Wege eher erfuhr als er auf dem Dienstwege, erboste ihn natürlich. Wir sind dennoch als gute Freunde geschieden, er meinte, als Beamter sei ich ohnehin verdorben.“ In der Komödie „Familienanschluß“, die er in Cloppenburg schrieb, läßt er den gutmütigen Gerichtsvollzieher resigniert sagen: „Gerichtsvollzieher un Finanzbeamte dat sünd de unglückelksten Minschen van de Welt. Sehne, wenn ein annern Minsch sien Arbeit deiht, ein Handwerksmann of so, un he heff sien Arbeit gout maakt, denn freut de Lü dat. Wenn usereins sien Arbeit gaut maakt, denn argert sik de Lü blot. Meent Se, dat dat schön för us is?“ Das klingt fast wie ein Bekenntnis. „Der Etappenhas“ war für Bunje der große Durchbruch. Zur 10.000sten Aufführung, von der die Zeitung berichtete, gratulierte ich ihm mit einem kleinen Gedicht, das so begann:

„Teindusendmal Etappenhaos
Den Dunner, Karl, maakt dat nich Spaß?“

Er wurde auch, wie mehrere andere Stücke, „Musketier Meyer III“, „Familienanschluß“ (hochdeutsch) verfilmt, sogar zweimal.

Die Cloppenburger Zeit war fruchtbar, in rascher Folge schrieb er sieben Komödien und ein Drama, darunter „Familjenansluß“, „De reine Waohrheit“ - uraufgeführt vom Hamburger Ohnesorg-Theater - und „Up Düvels Schuvkaor“, die alle einen Riesenerfolg hatten. Letztgenanntes Stück ist zeitgebunden, es beschreibt „de verdrehten Ti'en nao'n Krieg“ mit Inflation, Schwarzhandel, illegalem Schnapsbrennen. Er läßt deshalb die originelle Type Jan Spin einen „Vörsprök“ tun, „um den Alten das Gedächtnis aufzufrischen und den Jungen diese Zeit verständlich zu machen: De Hunger dreev de Lü över Land . . . beten Melk, Hand vull Tüffeln . . . dat Fett wör so raor . . . för Geld nich tou kriegen . . . nao'n Piep vull Toback leep Vadder twee Stunden . . . un har een maol Koffie un Tee antobee'n, denn kunn he de Düvel all tanzen sehn“!

Jan Spin ist auch die Haupt- und Titelfigur einer Sammlung von „Vertellsels“, die im Laufe der Zeit neben mehreren Hörspielen entstanden.

Karl Bunje beweist in seinen Bühnenstücken reiche Erfindungsgabe, Kunst der Charakteristik und Menschenkenntnis. Er versteht es, den Knoten zu schürzen und überraschend zu lösen, er hat das Gespür für das Bühnenwirksame und Bühnengerechte, dazu einen beglückenden Humor und schlagfertigen Witz. Das Theaterspielen lag ihm im Blut, er war Gründer und „Spälbaos“ der Braker Späldeel, hatte so Gelegenheit, seine Stücke zu probieren, vor dem „Etappenhas“ schon das Schauspiel „Desertörs“: „Dat wör'n Geschicht ut mien eigen

Familje. Anne Unnerweser spälde dei''. So hatte er sein „Handwerk'' von der Pike auf gelernt.

In dem guten Cloppenburger Klima entstand auch der „Kleine Zoo für große Leute'', heitere Verse von Karl Bunje mit bunten Bildern von Ernst Ohst, der in den ersten Jahren nach dem Kriege auch in Cloppenburg wohnte. Das Büchlein ist vergriffen und fand eine erweiterte Neuauflage – leider ohne Bilder – in „Zoologisches und Psychologisches''. Zeugnisse eines lächelnden Philosophen nennt es die Kritik, „Verse voll heiterer Satire und lächelnder Ironie'', wie etwa:

„Der Affe':
Der Affe, der zu sehn im Zoo,
Läuft frei herum auch anderswo.
Da er bekannt ist weit und breit
Durch seine Menschenähnlichkeit,
Pflegt man um Irrtümer zu meiden,
Durch Gitter ihn von uns zu scheiden.

Aber beiderseits der Gitter benimmt man sich so, daß
„Ein leiser Zweifel uns beschleicht,
Wer wem hier wohl am meisten gleicht.'

Oder wenn der im psychologischen Test in die Enge getriebene Prüfling auf die Fragen: „Wieso? Warum? Und was? Und denn? „... was täten Sie, mal angenommen Sie wären gänzlich ohne Kopf auf diese Welt gekommen?'' Die Antwort gibt: „Ik ließe mir'n Holzkopp bau'n und würde Psychologe''.

Im Jahre 1953, also nach fast 20 Jahren, zog Karl Bunje nach Sandkrug in das „Hus achtern Esch''. Als vor fünf Jahren seine Frau schwer erkrankte, zog er mit ihr in das Altenheim Zwischenahn, wo der Tod sie bald von ihren Leiden erlöste. In einem Programmheft des Oldenburger Staatstheaters zu der Komödie „Dat Hörrohr'' liest man in einem „Gespräch mit Bunje: ‚Wenn Se nu schrievt, wat för Platt schrievt Se? Dat van Hus, van Neeborg?'' – „Ick schriew meist dat Platt van Neeborg. Bloot dor is eens bi: De Grenzen werd nich ganz inhollen, und dor geiht mennig Woort över'n Tun. 'n Spraok is ja lebennig und so nähm ick ok maol 'n Woort ut de Cloppenburger Gägend.''

In dem Zwischenahner Gespräch mit Karl Bunje wurde manche Erinnerung aufgefrischt. Den Geschmack für gute Literatur hatte er von zu Hause mitbekommen, „Mien Vadder, he was Maolermeister - froiher wören de Bunjes Schippers - heff us as Kinner den ganzen Fritz Reuter vörläsen und Mudder ut Goethe und Schiller''. Damals gab es ja weder Schwafelkasten noch Pantoffelkino. Ich erinnere mich eines Abends in meinem Hause, wo Karl Bunje, nur unseren Frauen und mir, mit künstlerischer Empfindung Goethes „Der Gott und die Bajadere'' rezitierte. Er hatte diesen Abend vergessen, mir war er im Gedächtnis geblieben. Sein Verhältnis zum Niederdeutschen, zu „Plattdütsk'' läßt das Schlußgedicht in der Geschichtensammlung „Jan Spin'' erkennen, deren Anfangsverse heißen:

Plattdüsk is deftig as'n dägten Knust Brot,
Man kannst den em bieten, denn smeckt he di got.

Plattdütsk is week as de Immensang,
is Bäckklockenlüden, is Hartensklang.

Eugen Roth up Platt

VON HERMANN BITTER

Wer kennt ihn nicht, den schmunzelnden Anthroposophen und Kenner der menschlichen Natur, der im Grunde mehr tiefsinnig als heiter ist, obgleich er selber seine Verse „heiter“ nennt.

Man möchte es als eine Ironie des Schicksals bezeichnen, keine tragische, sondern eine heitere, daß der Münchner Dichter Eugen Roth mit seinen expressionistischen Gedichten und Novellen keinen Anklang fand, dagegen eine Gelegenheitsarbeit für den Münchner Fasching unerwartet den Durchbruch brachte. Sein Gedichtbändchen „Ein Mensch“ wurde zum literarischen Ereignis.

Der Münchner Literaturhistoriker und Dichter Curt Hohoff (aus Emden) sagte in seiner Gedenkrede zum Tode Eugen Roths (28. 4. 1976) vor der Bayerischen Akademie der Künste: „... er gilt als Humorist und war es auch, das Mißgeschick des Menschen, das Ärgernis ist die melancholische Seele seiner Poesie geworden ... ein altbayrischer Grantler und ein selbstloser Freund mit Interesse am Skurrilen und Liebe zur Wahrheit ...“

Er ist ein Virtuose der geistreichen Pointe, hält uns mit unsern allzu menschlichen Schwächen voll liebenswerter Ironie ohne verletzende Bissigkeit den Spiegel vor, in dem wir uns – aber gern auch den lieben Nachbarn – wiederzuerkennen glauben. Dies Allzumenschliche läßt sich auch auf Plattdeutsch sagen.

(Aus „Der Wunderdoktor“)

Up Platt (in freier Nachdichtung)

Vorsicht

Ein Mensch, mit keinem Grund zur Klage
Als dem der allgemeinen Lage,
Klagt trotzdem und auf jeden Fall,
Klagt herzlich, laut und überall,
Daß jedermann sich überzeugt,
Wie tief ihn Not und Sorge beugt.
Wenn er sich nämlich unterfinge
Zu sagen, daß es gut ihm ginge,
So ginge es ihm nicht mehr gut:
Der Neid der rasche Arbeit tut,
Hätt ihn vielleicht schon über Nacht
Um all sein Gutergehn gebracht.
Drum hat der Mensch im Grunde recht,
Der gleich erklärt, ihm ging' es schlecht.

Vörsicht

Ein Mensk mit gaor kien Grund tou klaogen
As jüst dei allgemeine Laogen,
Dei klaoget doch up jeden Fall,
Hei klaoget lut und överall,
Dat elk ein glöwt, dat geiht üm läip,
Dat Not und Sorgen bögt üm däip,
Denn schull hei sick maol unnerstaohn
Tou seggen, dat dö gout üm gaohn,
Dann wör't mit Goutgaohn boll vörbi,
Dat gönnt üm nümms, dat segg' ick di:
Dei Mißgunst hadde över Nacht
Üm drocke üm dat Goutgaohn bracht.
Ick meen, so'n Menske heff doch recht,
Dei fortsen seggt, dat göng üm slecht.

Vitamine

Rasch bessern sich des Mannes Drüsen
Genährt mit jüngeren Gemüsen,
Doch schwieriger ist's wie man die Alte
Verhältnismäßig frisch erhalte.

Fitamine

So'n Keerl, dei werd gau rank und risk
Wenn dat Gemöis is jung und frisk.
Doch nicht so licht is't, wo de Olle
Man ok so'n bäten krägel holle.

(Aus: „Der Wunderdoktor“)

Irrtum

*Ein Mensch meint, gläubig wie ein Kind,
Daß alle Menschen Menschen sind.*

Versäihn

*Ein Mensk, de glöwt jüst as'n Kind
Dat alle Mensken Mensken sünd.*

Der Urlaub

*Ein Mensch vorm Urlaub wahrt sein Haus,
Dreht überall die Lichter aus
In Zimmer, Küche, Bad, Abort,
Dann sperrt er ab, fährt heiter fort.
Doch jäh zu hinterst in Tirol,
Denkt er voll Schrecken: „Hab ich wohl?“
Er steigert wild sich in den Wahn
Er habe dieses nicht getan.
Der Mensch sieht schaudervoll im Geiste,
Wie man gestohlen schon das meiste,
Sieht Türen offen angelweit,
Das Licht entflammt die ganze Zeit!
Zu klären solchen Sinnentrug
Fährt heim er mit dem nächsten Zug,
Und ist schon dankbar, bloß zu sehn:
Das Haus blieb wenigstens noch stehn!
Wie er hinauf die Treppen keucht!
Kommt aus der Wohnung kein Geleucht?
Und plötzlich ist's dem armen Manne,
Es plätschert in der Badewanne!
Die Ängste werden unermessen:
Hat er auch nicht das Gas vergessen?
Doch nein? Er schnuppert, horcht und äugt,
Und ist mit Freuden überzeugt,
Daß er – hat er's nicht gleich gedacht,
Zu Unrecht Sorgen sich gemacht.
Er fährt zurück und ist nicht bang:
Jetzt brennt das Licht vier Wochen lang.*

Dei Urlaub

*Ein Mensk vör'n Urlaub waohrt sin Hus,
Hei denkt nao, dei Näsen krus,
Dör Staoben, Kaomer, Köken geiht,
Den Locus tou, dat Gas utdreiht.
So föhrt hei los bit nao Tirol.
Up einmaol denkt hei: Hebb ik woll?
Und dorbi werd üm richtig mal:
Heff hei ok wükdlich dacht an all
Dat, wat dor noch tou maoken wör?
Is ok woll tou de Kellerdör?
Dor könt se rin, üm wat tou haolen.
Dat meiste is al sicher staohlen!
Hei süht de Dörens aopen wiet,
Dei Luchter brennt de ganze Tid.
O Herr, o Herr, is ganz egaol,
Ik mott nao Hus, verdammt noch maol!
Doch as hei kummt, dat Hus steiht noch,
Und ok dat ännere geiht noch,
Denn as hei drock nao baoben rennt,
Nich eine einz'ge Lampe brennt.
Wo is dat mit de Baodewann?
Dat Waoter drüppelt, ment de Mann.
Heff hei ok nich dat Gas vergäten?
Hei is vör Not ganz aohnewäten.
He lustert, snuppert, ögt und kick,
Nä, allens let ganz ördentlik.
Dat hebb ik mi doch fortsen dacht
Segg hei, sik sülwst dorbi utlacht.
Hei föihert trügg, kin bitken bang,
Man nu brennt't Lucht veier Wäken lang.*

Versuch

*So jemand leidet bittre Pein
So flusse er sich selbst beein:
Versuche, wie uns Weise lehren
Durch Willen Zahnweh abzuwehren.
Ob Wille siege oder Zahn,
Kommt mehr wohl auf den letztren an.*

Kusenpien

*Wenn du mal hest ganz dulle Pien,
Denn räd di in: Du brukst nich lien.
Mit Will'n so dauht dei Wisen lehren,
Kann man sülwst Kusenpien afwehren.
Man wekker starker, Will of Tann
Kump meisttid up den Tann woll an.*

(Aus: „Ein Mensch“)

Das Auge Gottes

Ein Mensch wähnt, in der fremden Stadt,
Wo er Bekannte gar nicht hat,
In einem Viertel, weltverloren,
Dürft ungestraft er Nase bohren,
Weil hier, so denkt er voller List,
Er ja nicht der ist, der er ist.
Zwar er entsinnt sich noch entfernt
Des Spruchs, den er als Kind gelernt:
„Ein Auge ist, das alles sieht,
Auch was in finstrer Nacht geschieht!“
Doch hält er dies für eine Phrase
Und bohrt trotzdem in seiner Nase.
Da ruft's – er möcht versinken schier –
„Herr Doktor, was tun Sie denn hier?“
Der Mensch muß, obendrein als Schwein
Der, der er ist, nun wirklich sein.
Moral: Zum Auge Gottes kann
Auf Erden werden jedermann.

Gott's Oge

Ein Mensk geiht dör'ne frömde Stadt,
Heff dor nich äin Bekannten hatt,
Ment, as hei staiht, so ganz verloren,
Hei drüff sik in de Näsen bohren.
Denn hier, so denkt hei, wor hei is,
Wät ja kien Menske, well hei is.
As Kind heff hei ja einmaol leert:
„Min Jung, maok blot nich wat verkehrt,
Ein Oge is, dat allens süht
Ok wat in düstre Nacht geschüht!“
Hei ment, so läip schall't woll nich wäsen
Bohrt stillkens sick doch in de Näsen.
Man dor röppt ein: „Wat maakt ji dor,
Herr Doktor?“ – Hei wör, dat is klaor,
Am läiwsten in de Erden sackt,
As üm de olle Frönd ansnackt
Nu mout hei, dei hei is, ok sien.
Dei Kerl denkt sicher: „Hä se'n Swien!“
Und dei Moraol: Dor kannste säihn,
Gott's Oge werd'n kann jederäin.

(Aus: „Der letzte Mensch“)

Vorsicht

Ein Mensch bei Nacht und Nebel hätte
Geraucht gern eine Zigarette –
Doch es gelingt ihm nicht – verdammt!
Daß er das Zündholz recht entflammt.
Fort wirft er's und fängt an zu fluchen:
„Der Teufel!“, ruft er, „mag's versuchen!“
Flugs zeigt der Teufel seine Kunst:
Den Wald verschlingt die Feuersbrunst.

Vörsicht!

Ein Mensk deiht Sigaretten söiken,
Bi Nacht und Näwel äin' tou smöiken.
Hei kump nich klaor mit dei Rietsticken,
Verdammt noch maol! üm will't nich glücken.
Hei smitt se weg, fang an tou flöiken:
„De Düwel“, segg he, „mag't versöiken!“
Dei maakt dat forts nao dat Verdammen
Steiht boll de ganze Busk in Flammen.

Der Freigeist

Ein Mensch warf Gott zum alten Eisen,
Um sich als Freigeist zu beweisen,
Ein Unmensch aber aus dem Schrott
Zog den verworfnen lieben Gott
Und machte daraus tausend Gottchen
Im Auto baumelnd als Masköttchen.
Der Mensch vertraut auf dies nun frech,
Daß ihn es schütze – und sein Blech.

Dei Freigeist

Ein Mensk smeeet Gott bi't ole Isen
Üm sik as „Freigeist“ tou bewiesen.
Ein Unmensch aober ut den Schrott
Trück den wegsmäten läiwen Gott,
Und dorvan mök he dusend Göttkes,
Dat sünd int Auto dei Masköttkes.
Frech ment de Dussel nu: So'n Glück.
Dei waohrt nu mi – un ok min Blick.

De Flickschauster

VAN MARIA HARTMANN

Domaols geev dat bi us in'n Dörpe ein Flickschauster, de wör immer'n poor Pennige billiger at de ännern. Dorvan har he'n masse Kunn'n. „De Russe“ sän de Lü tau üm. – De Krieg har ühm in us lütke Dörp verslaon, un us Herrgott möcht wäten, worüm he nich weer in sien Heimat trüggegüng.

Einmaol möß Naobers Lisbeth ehr Schauh nao den Flickschauster bringen - un ik güng mit.

De Russe seet ünner dat Lecht van ein smal Fenster, up sien Schausterbuck un slög Plungen in ein grot Stävelholzk. He keek blos einmaol kott up un mummelde - „einen Augenblick“ - un timmerde wieder. - So dichte bi har ik dat graove Gesicht mit den vörstaohn Backenknaoken noch släve nich seihn. De dichten Hoor wörn ganz glatt ut de leegen Stirn nao achtern kämmt. Mit'n grofftinnten Kamm - dor güngen brei Striepen dör. De Mund wör tausaoomknäpen, dat flacke Gesicht ohn' Utdruck - at ein Gesicht ohn' Läven. - Läven wör blos in sien starken, groten Hann'.

In de ein', de den Stävel pück - un in de ännern, de nao de Holtstifte greep un se mit'n Haomer so kitzke in'e Saohn kloppde, dat ik dor boll nich gägen kieken kunn. - Immer ein fasten Slag un ein lütken, sachten, dor achterher - „klopp, klopp-klopp, klopp.“ Ik keek verstaohlen in dat enge Huck üm mi tau. Dor wör nich väl tau seihn. - Ein Bauert mit blankputzte Schauh - tau'n Afhaoln farig, dorünner ein Hoop, de noch flickt weern mössen.

An de ännern Siet: ein Disk, ein Stauhl, ein Schapp, ein isern Kanonenaomt. - Up'n Disk stünd'n Köppken - un ein emallierte Kaffeekann, de al aorig afstött wör.

Ein Klennerblatt wör mit veier Zwecken an'e Wand drückt. Mehr fünd ik nich. - Doch - dor wör noch wat. Ik kunn't nich recht seihn un güng'n halven Tratt wieter.

Dor hüng'n Bild, in den ütersten Timpen, tüsken Schapp un Wand. Ein seltsaom Bild - aohn Raohm un nicht ünner Glas - in düster Farven holn.

Un ut de düstern Farven lüchde - nee - dor bleihde, at ein selten wunnersaome Blaum', ein smal witt Gesicht, dat meist ut Ogen bestünd. Ut zwei aovergrote, samtblaue Ogen. Un dat wör, at wenn ein lütket Lachen aover dat Gesicht trück un taugliek, in de Ogen Traonen stünn. Wör't ein Kinnerbild - ein Madonnenbild? - Aohn Straohlen un Hillgenschien?

Ik möch de traurigen Ogen nicht mehr seihn un dreihde mien Gesicht weg. De Russe greep jüst nao Lisbeths Schauh, bekeek se van all'n Sieten, smee se tau den groten Hoop un sä, aohn uptaukieken, mit'n afhackte, harte, frömde Stimm': „Donnerstack, Nackmittack.“ -

Ik mök, dat ik ut'e Dörn köm. Dor buten in de heiten Sünn aomde ik'n poormaol deip up.

Ik spürde immer noch de groten Ogen, van dat düster Bild in'n Rügge. Aobends, bi'n Diske, frög ik, of Vadder den Russen kennde. „Jao“, sä he, „van Anseihn woll - dat is'n armen, menskenscheuen Sonnerling“.

Ein armen Sonnerling! Wat schull ik dor mit anfangen? -

He güng manges aover'n Schaulplatz - de Sonnerling. In'n Sommer mit'n blaun Kittel, ünner sien Schausterschöten, in'n Winter drög he'n versläten Soldaotemantel, wor he sik swatte Knööpe upsett' har - un'n Pelzmüssen up'n Kopp.



He keek nich eis up Siet, un ik hebb nich seihn, dat ühm ein' gräuten dö, of'n Woort mit üm schnackte.

Bi't Gaohn steek he den Kopp un die Schullern nao vörn - at wenn he sik wor gägenstemmde.

Un immer mök he datsülwige, egaole Gesicht, aohn Rägung - aohn Läven.

Bett ik sien änner Gesicht seeg. - - -

Nachts wör de eierste Snei falln. - Ein Laoge witten, weiken Snei leeg up Hüser, Böhm un Straoten.

Dat wör in de groten Pause, at dor'n Drummel Junges, ünner Larmen, Juchen un Roopen anbösseln köm.

Se dreeven den Russen vör sik her. - Sneibäll' flögen - dröpen sien brein Rügge, de Schullern, de Bein, de Pelzmüssen. Un nu kreeg he'n Ball, de woll aorig hart wör, in'n Nacken - un at he sik verschrocken ümdreihde, ein' midden in't Gesicht. - Van ein Sekunn' up'e ännern farvde sik dat bleike Gesicht gleinigrot. De verknäpen Mund stöttde Luute ut, hart un wild, in frömmer Spraoke, de kien' van us verstünd. He trück sien Hann' ut'e Tasken, mök twei grote, runn' Füüste, wor de Knaökels witt utsprungen - und de Füüste güngen immer van nei'n aopen un tau - aopen un tau. -

At wenn he wat tau packen har, wat he würgen, drüüspeln, utlösen möß. - Un dor stünd wat in sien wiet aopenräten Ogen - wör't naokte Angst - de blanke Haß?

Upmaol wör de Spök vorbi. Dat seeg ut, at trück he'n Maske aover sien Gesicht, wat nu so witt wör, at de Snei, de up sien Müssen leeg. He keek üm sik tau, at ein', de deip ut'n Slaop kumm - stierde up sien groten Hann' un reev se up un daol, aover dat graove Manteltüch, at wenn he se reinwisken wull. - Vergrööv se in de Tasken, steek Kopp un Schullern nao vörn un güng hendaol.

De Bussen löten de Sneibäll, de se tau Isbäll dreiht harn, verlägen vor de Fäute kullern. -

Sietdem güng ik den Russen wiet ut'n Wäge.

Bett ik sien drütte Gesicht seeg.

Us Mudder har Sönndaogs ehr Gebettbauk in'e Karken vergäten. Wohrschienlik wör se all bi'n leßten Sägen mit ehr Gedanken in Huuse - bi de Kinner - bi'n Pott - bi't Veih. - Ik schull ehr dat Bauk geern, nao de Schaultied, ut de Karken haoln. Dat leeg in de tweitleßten Bank in'n Krüz. - Dat wör Harvstdag, un wi harn bett veier Uhr Schaul hat. De Karkdörn stünd so wiet aopen, dat ik dor man so dörslingen kunn. - De loutlose Stille, de alln Karken eigen is, greep all bi'n Weihpott nao mi. Ik trück mien Hölske ut un lööp up Strümpe dör den langen Gang. - So grot un wiet, wör mi de Karken noch släve nich vörkaom. - Das ewige Lecht scheen warm un rot van'n Altor her. Dör de hogen Buntglasfensters füllt de Harvstsünn' un löt de Farven lüchen, funkeln un straohlen. -

Ik böögde üm de leßte Bank tau, wor dat in't Krüz güng - un schrück tausaoemen. Do vöörn, an' Enn van de eiersten Bank, seet de Flickschauster - rägungslos, at de Steinfiguren an' Pieler. - De groten, foolten Hann'n, hüllt he wiet van sik af un keek hoch, nao dat Fenster, mit dat Bild, wor de verlorn Söhn, ut de Frömde weer trügge kumm nao Huus - verlumpt un afräten.

Wor he up'e Knei fallt un sien Hand vör't Gesicht hollt - at wenn he sien Daun un Drieven nich begriepen - sien eigen Schann' nich mehr drägen kunn. -

Vör üm staobt de Öllern, mit utbreite Armste, de Gesichter vuller Gauthheit, Vergäven un Leive.

Ik greep nao Mudders Gebettbauk - „Myrthenblüthen“ stünd dor updrückt - un

mi wör, at hüllt ik ehr Hand, at ik up Tehnspitzen weer dör'n Gang lööp. – – –

De Tied güng hen. -

As ik eis nao John, so näbenbi, nao den Flickschauster frög - wüß man dor nich väl mehr van.

He har'n Tiedlang, uterhalv van' Dörpe, in so'n lütke Holtbude lävt. Schaulkinner ham'n üm dor eines Daoges dode funn' - buten vör de Döörn. -

Sönndaogs sitt ik geern in'n Krüz. - Ünner dat Bild van den verlorn Söhn. Un man-ges seih ik üm weer vör mi - den Flickschauster, den armen Sonnerling.

Ik seih aover blos sien leßte Gesicht - de ännern beiden will ik vergäten. Dorbi fülln mi einmaol zwei Riegen ut ein Gedicht in, wat wi domaols in'e Schaul utwennig leern mössen, un wat ik noch man väl laöter verstünd:

„Er war, was du bist - er ist, was du wirst.

Wir alle sind arg - wir alle sind Schächer.“

Das Glück eines Junggesellen

VON MARTIN PILLE

Böse Zungen behaupten, Junggesellen seien sonderbare Käuze, hätten „Junggesellenallüren“, und die Hagestolze seien jedem Familiensinn und Familienglück abhold. Doch daß diese Typen unter den wohlachtbaren Junggesellen selten sind, und daß sie sogar überschwengliche Freude am Familienglück haben, das hat Franz im vorigen Sommer erfahren. Er besuchte seit längerer Zeit mal wieder seinen Berufskameraden Hermann im Nachbardorf.

Hermann ist ein eingefleischter, harter und ein schon etwas „später“ Junggeselle. Hermann braucht das auch nicht besonders betonen, man merkt es schon an seinem besondern „make up“. Jeder Besucher der Junggesellenbude merkt es auch auf den ersten Blick an der nicht gerade vorbildlichen Ordnung in seinem Wohnzimmer. Sein Schlafgemach hält er aus bestimmten Gründen stets verschlossen.

Seinem Kollegen Franz ist das alles bekannt, und er nimmt daran keinen Anstoß. Doch heute erregt der Fußboden in Hermanns Zimmer seine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem Franz mit seiner Fußspitze verschiedene Skizzen in den „Fußbodenbelag“ gezeichnet und dabei festgestellt hatte, daß tief darunter sich auch noch ein brauner Ölanstrich befand, nahm er sich ein Herz und fragt: „Hermann, wann hast du denn das letzte Mal ausgefegt?“ Da lacht Hermann lauthals und sagt: „Glück muß ein Junggeselle haben, ik heff wat Lütkes krägen!“

Seinem Kollegen bleibt der Mund offen stehen. Doch Hermann fährt fort: „Das war so. Als ich neulich zum ersten Sonntag im Monat wie immer meine Stube fegen und den Besen vom Bodenraum holen will, da hatte doch ein Rot-schwänzchenpaar in einem auf dem Bodenraum aufgestellten Kokosbesen sein Nest gebaut. Es hatte bereits fünf braun gesprenkelte Eier gelegt. So hart-herzig konnte ich doch nicht sein und das schöne Familienglück stören. Es dauerte auch nicht lange, „dao kreeg ik wüßlich wat Lütkes int Hus“. Jeden Tag besuche ich nun meine Einmieter, wir vertragen uns gut. Komm, Franz, ich zeige dir die vier niedlichen Jungen. Ich hätte nicht gedacht, daß man noch so „daomelig“ werden könnte“, gnikkert Hermann vor sich hin, als er auf den Bodenraum vorangeht.

Vorsichtig, auf Zehenspitzen geht Hermann an das Nest im Besen heran, und sein Gesicht strahlt vor Freude über soviel Familienglück. Da kommt auch schon

die Rotschwänzchenmutter und füttert ohne Scheu ihre Jungen. „Unter diesen Umständen“, meint Hermann, „kann ich doch unmöglich ausfegen, das ist doch höhere Gewalt.“

Dat will woll helpen

VAN MARIA ROTTSTEGGE

Jan un Kathrin harn ehrn veertigsten Hochtiedsdag fiert. Morgens an'n Kaffeedisk leesen se in ehr Heimatblatt: „Das Jubelpaar erfreut sich einer bemerkenswerten körperlichen und geistigen Frische . . .“

Wat sünd uk veertig Johr in so'n Menskenläben, wenn se vörbi sünd! At se domaols hieraoden, harn se kien Melkmaschine un Meihdöscher, kien Radio un Fernsehen, kien Auto, nich maol'n Fohrrad.

Jan hat mit siene zwei Peer de ganze Landstä versorgt. Kathrin har mit Hushölggen, mit'n poor Keihe, Swien un Hühner naug tau daun hat.

Van Daoge stünd uk bi ehr up de Daol de grote Meihdöscher, vör't Melkveih de Melkmaschin un in'e Daogesstuv de Farwfernseher. De Söhn Ludwig har den Hoff öwernaahmen.

Ehrn veertigsten Hochtiedsdag harn se heller fiert. Al Naoberlüe un de grote Verwandskup harn dortau bidraogen. At de lesden Lüe van'n Hoff föhrden, steeg de Morgensünne achter de Wallhügen up. Se straohlde, at wenn se smüsterlachde.

Annern Daogs güng dat Jubelpaar dör de Ulenflucht öwer'n Wiskenpatt längs. De Roggen bleihde un'n sachten Wind streek dröwer hen. Alümlüttken blewen se staohn un keeken rund üm sik tau.

Up ehre lüttken Buree kun'n se woll stolt wäsen. Se hüll'n sik bi de Han'n, at se bi de Knubbelwähn ankömen, de dor uk al vör veertig Jaohr staohn har. Se was mit de Tied gries un strubbig worn, dreef ower al Jaohr wedder frisk ut. Jan güng'n paor Trä up den Boom tau, püek siene Kathrin bi'n Arm un mennde:

„Weeßt noch, Mudder, hier häst vör mehr at veertig Jaohr den eisten Säuten van mi krägen!“

„Wo kunn ik dat woll vergäten“, segg Kathrin, „un nao usen groten Fierdag kun'n wi dat jao noch eis versäuken!“

Jan lööt sik dat nich tweemaol seggen. He drückde siene bättere Hälvde, dat se tauhop schudderde.

„Du leiwe Tied, Vadder“, rööp se unter Puus, „dat schütt mi van Daog jao bit in'n Lüttken Tehn!“

„Jao“, gnichelde Jan, „vör veertig Jaohr stünds du uk nich mit't Achterpand an'n elektrischen Weidetuun!“

Anschmeert un trüggschmeert

VAN HEINZ STRICKMANN

Dat Jaohrbauk van den Heimatbund, dat ik nu al enkelt Jaohr verkoop un verdriew, hef sine Frönde funnen. An't Ende van't Jaohr, wenn ik rund goh, teuwet heele masse Heimatfrönde up dat Bauk. Dat freiht mi dann jümmers un et steiht dr ok väl Neies un Oldet in dat moje „Oldenburger Münsterland“ in.



Einer, ok 'n echten Oldenborger, de köfft dat Bauk nich. He is tau knikkerig. Eierste schmeere he mi an un sä: „Laot dat Bauk man liggen, ik kiek et döer un dann segge ik di, of ik et haollen will“. Ik löt et twei Jaohr liggen un he lees et döer un sä dann tau mi: „Kanns wedder mitnahmen, föer mi is nix dr in“. Un de so hannelt, dat is de Wirt Heini Kruuskopp.

Verläden Jaohr heff use Jan Beuker verköfft; he wull ok wat föer den Heimatgedanken dauhn. Man he is nich bange un so güng he uk na den knikerigen Wirt Heini Kruuskopp un wat meenst? De heff 'n Bauk köfft.

Dat wöer so kaomen: As Jan in de Pinte köm, stünd Heini achter'n Treesen un frög: „Wat wullt du dann?“

Jan sä, dat he Beuker verkoopen wull, un Heini frög na den Pries.

„Teihn Mark“, sä Jan, un Heini geef üm teihn Mark, nehm dat Bauk un güng na achtern. Jan harr noch 'ne rostrige Mark in Tasken un so as Jungs sind, nehm he dat Geldstück üm et tau vermehren un schmeet et in den Späalautomaten.

Mittlerwiele kump Hanne, de Wäätsfrau in'n Schankruum un frög nu ok: „Wat wullt du dann?“

„Ik, ik, will Jaohrbeuker verkoopen.“

„Wies maol“, sä Hanne. „Wat kost' dat Bauk dann?“

„Teihn Mark mot ik doerföer hebben, steiht aower ok heel masse in.“

„Dann loat et hier“ un Hanne geff üm teihn Mark.

„De heb ik aower anschmeert“, dachde Heini un seeg tau, dat he Land gewünn. As Hanne dat Bauk döerblöre, köm Heini wedder in'ne Kneipe, un Hanne sä: „Kiek, wat ik köfft hebbe, nu heff wi wat tau Läsen.“

Heini schööt de Klöre in't Gesicht, un he frög: „Du ok?“

„De Deuker heff us beide anschmeert un ein Bauk andreiht, denn will ik helpen.“ Nu würd ok Hanne eenklörig.

Heini röp sinen Söhn Kalli un segg tau üm: „Feuher maol drocke de Langenstraoten na, un wenn du Holtkempers Jan sühst, segge üm, he schull up Stä na mi herkaomen.“ Kalli schwüng sik up sin Moped un neihde los.

Ah, doer lööp Jan.

„Jan, du schulls up Stä na use Pappen kaomen“, sä Kalli.

„So? – Wat will he denn?“

„Weet ik nich. Man he wöer upgeregt un mi schinnt de Saoke ielig tau wäsen.“

„Ach wat“, schmeet Jan in. „Ik weit woll, wat he will. Hest du teihn Mark in Tasken?“

„Jo“, sä Kalli, „man wat schall dat?“

„Jaue Pappen, de will van mi ein Jaohrbauk koopen. Gäw de teihn Mark her, dann kanns dat Bauk mitnahmen, un ik bruk nich trügg.“

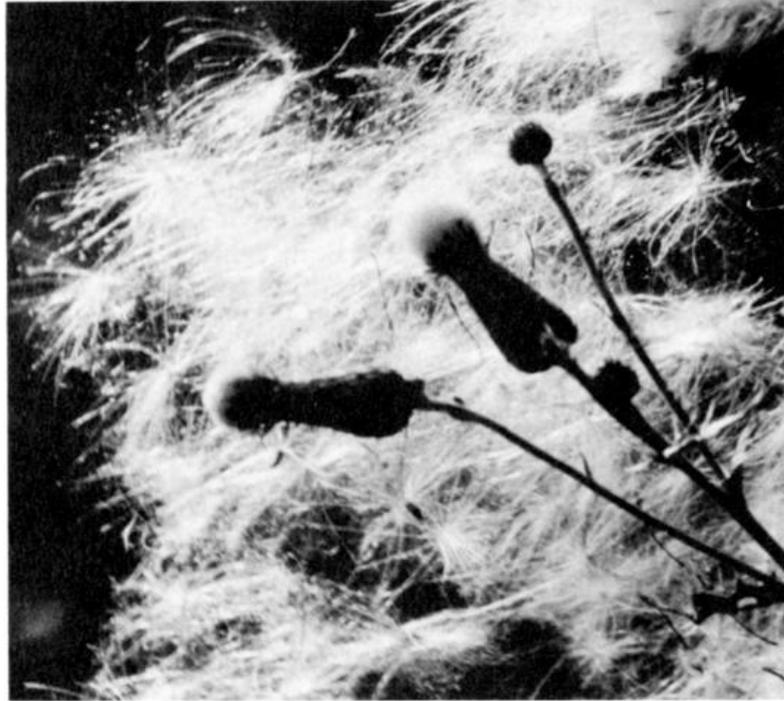
So möken de beiden dat dann ok.

As Kalli nu trügg köm un nich ohne Stolt sinen Vadder dat Bauk präsentert, würd de bannig vergrellt.

„De Junge heff us dreemaol anschmeert. Man doer schall sin Vadder noch achter kaomen. Nu schmeerr wi trügg.“

Un ik – de Vadder – köm doer noch achter. As ik bi mine echten Heimatfrönde köm, üm ehr dat neie Jaohrbauk tau bringen, säen de tau mi: „Wi hebbt doch al ein van Kalli Kruuskopp köfft. De köm un bröchde de Beuker in dinen Updrag. Geld heff he ok kassiert. Stimmt wat nich?“

„Jo, jo, doer stimmt alns“, sä ik, un so heb ik dat Jaohr wedder jüst soväle Beuker verköfft as al de Jaohre vödem. Nienig Stück mehr.



Ehr sülvern Fracht

VAN ERIKA TAUBER

*Een Distelplant
kiek wi nich an!
Wat is denn an
so'n Distel dran?
Se piekt us mit
ehr Stachelkleed.
Wi mögt ehr nich.
Deiht us nich leed.
Doch se waßt stolt,
- ok dör Asphalt!
Un jede Ritz gifft
ehr noch Halt!
Se bleiht as dull,
Tagfalter swöögt.*

*Se steiht so piel,
ok wenn se drögt!
Un kiek, dat riept
bold över Nacht.
Nu wiest se us
ehr sülvern Fracht!
Ehr sülvern Fracht,
de seilt dorhen.
Mit Disteln is't
noch nich to Enn.
Väl Distelsamen
danzt un sweevt,
de oole Plant
vergeiht, - hett leevt!*

Dat schöne Geld

VAN ERIKA TAUBER

Besöök har sik anmeldt - un Leni Mertens wisch, schrubb un polier, dat ehr Mann ganz gnäsig utkäk. „Mutt dat sien?“ frog he een över dat annere Mal. „Dat mutt sien!“ sä Leni un rüch noch ehr Geranienpött in dat rechte Licht. „Jochen bringt doch to'n erstmal sien Brut mit. Schall de denken, wi sünd niks un wi hebbt niks?“

„Nee, nee, Leni, wenn us Jung ok al teihn Jahr in de Stadt wahnt, he is doch nich een Spierken anners worrn! Is he us frömd?“ frog Jan.

„Nee, gottloff nich!“ Leni streek de Teppichfransen glatt. „He is'n reellen Jung bleeben, de noch 'n Hart för siene Öllern hett! Un dorüm schüllt de beiden ok in de Stuuw sitten. Fүүr will ik ok glieks noch anböten!“ nikkopp Leni. Se eih över de feinen Kacheln van den grooten Aben: „Glieks, wenn ik de Swien foert heff! Du, Jan, kannst du na'n Ätenspott kieken? Dat dat man nich anbrennt!“

„Is good!“ brumm Jan un dach: „Richtig glücklich hett mien Leni utkäken, as se över de feinen Kacheln van us Kachelaben eih hett. Richtig glücklich. Ik will ehr vandagen ok een Freid maaken!“ Jan stünn dor un överlegg. Nee, so eenfach weer dat nich mit dat Freidemaaken, Köök, Garn, Höhner und Swien harr Leni ünner sik. Dat weer ehr Rebett. Wenn annerseen dor rinmengeleern dee, denn kunn sien leeve Leni düchtig fünsch warnn.

Jan överlegg. Holt stopp, he harr't! Wull Leni naher nich noch den Kachelaben anböten? Dat kunn he doch maaken. Denn weer dat al richtig komodig warm, wenn se naher van Stall rinkeem, un se bruk sik nich mehr so aftomachen. Jan käk noch gau na'n Ätenspott und kräg sik de Rietsteeken van't Kökenschapp. He luster na'n Stall hen. Ja, sien Fro weer dor noch an ramentern, sleep woll noch de vullen Swiensemmer na'n Swienstrog. Och ja, licht harr sien Leni dat nich, dat wüß ok Jan.

Leni Mertens weer glücklich as lang nich mehr. Ehr Jochen harr een Brut. Dor harr se lang up luurt. Nee, nee, se stunn nich dor mit leddige Hannen, harr düchtig spart up dissen Dag! Jan wüß dor niks van af. Keerls brukt ja nich allns to weeten. Jümmer mal van Eiergeld wat wegleggt, 'n bäten schieren Schinken verköfft, van dat Hushaltsgeld wat afknappt! Lange Jahrn harr se spart. Toerst harrn sik de Groschens un Markstücke in de oole Zuckerdösen ansammelt. As dat Schiens weern, kemmen se ünner de Matraz. Man dor weer ehr dat mit de Tiet nich seeker nog, harr man nich al van Müüse hört, de . . .? De Zeitung harrn ok 'n Bericht brocht, dat Müüse Geld anknabbert harrn, un ehre Leser wahrschaut, se schulln allns na de Bank henbringen, Leni schüttkopp, wenn se dor an dach. Dat schöne Geld na Stadt henbringen? Nee, se wüß een bäter Versteck. Letzten Mai harr se de Schiens Bündelt un ganz ünner in'n Kachelaben packt. Dor krägen de Müüs dat nich to faat. Se moß dat Geld glieks, ahn dat ehr San dat marken dee, rutnehmen, - ehr groot Geschenk för Jochen un sien Brut. Jungedi, schulln de Ogen maaken. Dor frei se sik al den ganzen Dag up.

Leni Mertens flei ehr Holschen rut un steeg in ehr Puschen. Nu wull se erstmal kieken, wonem ehr Jan weer. De Arfken un Wuddeln mit den Swiensbraden harr he ja woll sachs nich anbrennen laten? Nee, dat weer allns up Schick. Ok



dat Hohn in Pott weer gar. „Denn is he buten bi'n Schuppen, holt Törf. O, heff ik een Glück, nu kann ik gau an mien Geld!“ Leni maak de Döör van de Wahnstuuw up un - nee, nee, dat kunn doch nich angohn. „O Jan, wat hest du dahn!“ reep se. „Jan, wat hest du maakt?“

„Füür!“ sa Jan breet mit'n Grientje un stell den Törfkorv af. „Kiek, wo moie dat brennen deiht. Will glieks na wat nasmieten!“

„Hest du den Aben denn reinmaakt?“ frog Leni. „Weer dor niks mehr in?“ „Wat du blot hest!“ sä Jan verwunnert. „Hest doch sülben dohn in Mai. Dat weet ik för wiß. As unklook weerst du mit den Kachelaben togang!“

Leni leet sik up' Stohl sacken.

„Is di nich good?“ reep Jan. „Ik segg ja, hest di wedder väl to dull afplaagt mit dat dösige Saubermaaken. Dorüm wull ik di ok een Freid maaken!“

„Een Freid maaken!“ Leni slöög de Hann för't Gesicht. Och, wenn se doch snacken kunn över dat Geld, dat nu nich mehr dor weer. Wenn se doch ehrn Kopp an Jan sien Bost leggen kunn un dat rutschrein, denn weer ehr lichter to. Man se kunn't nich. „Kien Geschenk!“ sä se mit bewern Stimm. „Kien Geschenk!“

„Och Leni, wenn't dat is, dor wees man nich trurig üm!“ reep Jan un strahl över dat oole Gesicht. „Ik heff spart!“

„Wat hest du?“ frog Leni, ehr Stimm weer al wedder wat faster, de Farw keem in ehr Gesicht trügg, se käk Jan vull an!“ De dreih sik un meen: „Na ja, weer villicht nich ganz recht, dat heemlich to dohn, Harrst ok mal'n Kleed of Mantel nödig, 'n Paar Schoh. Heff mi dat van Mund afspart - för Jochen, versteihst mi?“ Leni nikkopp un Jan wunner sik. Uppregt frog se: „Hest dat Geld doch nich in'n Strump? Du, dor geiht dat verlustig!“ Jan begösch ehr: Dat liggt up de Bank. Is good anleggt. Tööv mal!“ He gung in de Slaapkamer un broch dat Bankbook. „Hier!“ sä he fierlich un pack dat Leni in de Hannen. Se käk de Tallen an, een, twee, drie Nullen achter een Fief! „Ochott, soväl?“ Se kunn dat nich glöben.

„Solang, as he dor is, heff ik spart! Ün mien gröttste Freid: he is good inslaan!“ sä Jan un käk up de Klock!“ Leni jump in de Höcht: „Glieks kummt he mit sien Brut! Ik mutt ja noch na mienen Appelpoken kieken!“ As se dat Bankbook trügglang, streek se em sacht över de rugen Hannen. „Dat schöne Geld!“ sä se. Leni kunn nich dor gegen an, nu keemen ehr doch de Tranen. Gau gung se rut. Frons sünd doch wunnerlich, dach Jan. He smeeet gau noch een Torfsoden in den feinen Kachelaben.

An de Buutendöör pingel dat. De Besöök weer dor. Jan pack dat Bankbook up de Kommod un luster. Warm leep em dat över't Hart, as he de Stimmen hör, de nöger keemen.

Sien Leni kunn al wedder lachen. „Vandagen is se doch heel verdreih!“ dach he un schüttkopp. „Hett Lachen un Weenen in een Pott - un allns blot wegen dat schöne Geld, dat ik spart heff! Oder kummt se al in de Jahrn? Wenn ik dat man wüß!“

Hunnewupp, Winnewörp, Winnworp, he hett väle Namen

VAN ERIKA TAUBER

As Kinner gungen wi geern up Jagd! Nee, nich mit'n Püster! Wi fungen allns mit de Hand, wat wi för'n Naturkundeünnericht bruken kunnen. Erich weer dor jümmer mit bi. In de School seeten wi Siet an Siet; he in de linke Bankrieg, ik in de rechte. Wi passen good up, dat wi usen Platz beholln kunnen. Gott bewahr us vör schlechte Noten.

Wi Kinner wüssen jümmer, wannehr de Winnewörp Bulten smieten dee. Erich stünn denn al prat mit'n Spaden. Ik moß togriepen, wenn de „Swatte“ keem.

An dissen Dag harr wi Glück. Ik kreeg den Muulworp tofaaten. Väl kieken kunn he nich mit siene lürlütten Oogen, de blot dat Düster kennt - man bieten! - Ik keem dor gar nich so gau achter, dor hung he al fast an mienen Dumenballen. Gau reet ik de Hand hoch, schüddel as unklook, smeet mi sülden in de Luft - he holl fast, de swate Gesell!

„Een Prachtkeer!“ reep Erich. „Meist 18 cm lang! De Steert is man wat minn; aber dat Fell! Dicht un week!“ He eih dor mal över langs un vergeet rein, dat dat Deert an mien Hand bummeln dee. Erst as mien Bloot sutsche up siene Schoh daldrüppeln dee, dor verschraak he sik.

„Deiht weh?“ frog he un wull den Hunnewupp van mi afrieten.

„Erich, he bitt faster to! O, dat kellt, dat kellt!“ reep ik. Nu bewer mien Stimm doch. Erich begösch mi: „Villicht denkt de Swatte, du weerst een Regenworm . . . oder 'n Snirg? Kien weet? Gefallt he di?“

Ik moß nikkoppen un snucker doch: „Aber so . . . mit em rümloopen . . . dat, dat kann ik nich!“

„Nee? - Schad! So harrn wi em good na School henkreegen!“ Erich överlegg. Denn trock he mi hen na Oltmann's Hoff. Dicht bi'n Huse stünn een Pump. „Holl dien Hand dor gau ünner!“ meen mien Macker. He hung sik an den Pumpenswengel. Wo verjag ik mi, as dat kohle Water up mien Arm dalsuusen dee. Winnewörp, de bi dorhen so tru an mi hungen harr, ok! He leet sik falln. Klatschnatt, as he weer, wull he sienen Pelz retten. Paar Jungs, de dat spitz kreegen harrn, leepen achter em an un bölkden: „Slaat em doot! Slaat em doot!“

Erich weer gau. In Laopen reet he siene Jack rünner, barg den klatternatten Muulworp un lang em in sien Jack to mi her. Ik knütt allns in mien Schört tohoop un sä: „Dor sitt he good! Nu kann em nüms wat dahn!“

„Kriggt he ok nog Luft, us Lütt?“ frög Erich un leeg de Hannen up dat Büdelwark. He keek gar nich na de Jungs, de böse aftrocken un bölkden: „Speelverdarber! Speelverdarber!“

To mi sä Erich: „Du moßt de Wunn utsuugen, dat is bäter!“

„Ik bün doch nich van een Slang beeten worrn un giftig bün ik ok nich!“ reep ik argerlich. Man - denn dee ik dat doch. Erich sien Vadder weer ja Doktor - un sien Söhn moß dat ja weeten. Brrr - dat smeckde ja gräsig: Sand un Bloot! Aber ik har dahn, wat ik kunn. Un dat sä ik ok. „Nee, noch nich allns!“ meen Erich. Wi hebbt noch nich allns dahn!“

Ik wüß nich, wat he wull.

„Us Winnworp, us Hunnewupp is doch so'n tapfern Keerl, meenst nich ok?“ frog he. Ik nikkopp. Erich harr recht. „Wüllt wi em nich freelaaten?“ frog de Jung. Ik strakel över mien Schört langs un kunn den Muulworp dor ok ünner



föhln. Dat lett meist so, as harr ik dor 'n natte Ratt. „Ja, wi wüllt em freelaaten! To, Erich, tüdel gau dat Band los!“ Un denn keeken wi beide to, wo de „Swatte“ sik ut dat Büdelwark rutwöhl, dalplumps, paar Träe leep un denn sien spitze Snoot glieks in Grund steek. He sett siene Schüffeln in Gang un fung an to graben. Na'n knappen Ogenblick weer he weg - rin in de düstern Eer. Wi stünnen dor un keeken. Dor, de Grasnarbe breek langsam ut'nanner - as in „Zeitlupen-tempo“, krömelige Eer böög sik hoch, de erste Winnewörpsbulten weer dor! „Fein!“ reep Erich un frei sik. „He is heel un deel gesund!“ „Of he de annern dor ünnen nu glieks allns vertelln ward. Na de Bulten to reeken gifft dat dor ne ganze Masse van diese Deerter!“ överlegg ik. Man mien Macker meen: „Nee, jeder is dor ünnen för sik alleen. Is'n Einzelgänger as us Lehrer seggt!“ „Nich jümmer, Erich! Van März bit Mai, denn söcht de Hunnewupp Sellschupp. Hest dat verslaapen?“ Erich wink af: „Dat tellt nich. Is doch blot, dat se sik paart! Us Winnewörp, de blifft al de anner Tied vör sik alleen!“ „Schad, nüms to hebben, de to een hört, . . . nüms!“ anter ik un holl gau mien wehe Hand an'n Mund. Weer meist so, as wenn mien Hart dor nu in puckern dee!

Allerseelen-Licht

VAN SEFA TINNERMANN

*Ein tröstlik Allerseelen-Licht
brennt för de Mudder, för't Kind.
Nu stigg de Näbel gries un dicht.
Sacht schwankt de Ampel in'n Wind.*

*Dat Licht schickt einen frommen Gruß,
un still eine Traone rinnt.
De Seelen sünd ja längst tau Huus,
dat Ewiglicht ehr all schinnt.*

*In fremden Land, so wiet, so fern,
dor dräwelt de Schnei woll dicht.
Stah äöwer Vaders Graff ein Stern
as treu Allerseelen-Licht?*

De Vaogelbeerboom

VAN SEFA TINNERMANN

*Den hogen Vaogelbeerenboom,
den heff ik ja so geern.
He steiht dor günn an'n Waldessoom
un lücht't van duusend Beern.*

*De Beern sünd as Rubinen rot,
gleiht dör dat dunkle Greun.
Mi drückt, ik har bi usen Soot
as Kind den Boom al seihn.*

*Dor stünd 'ne lüttke, witte Bank.
Wat scheen de Sünn' doch lecht!
De Vaogelbeern wörn rund un blank
as Perlen dör un echt.*

*Un is't uk nich de glieke Boom:
He schickt Erinnerung her.
Ik seuk üm manges noch in Droom
un finn sien Stää nich mehr.*

Dat Draußelnest

VAN SEFA TINNERMANN

Nu sünd alle Vögel fliedig. Se fleigt hen un her, dräägt Strohspiers un Eernklümpkes in'n Schnaobel, dat se ehre Nester trechte kriegt. Darbi hebbt se doch noch väl Tied, frisk un munter tau singen. - In de Spitze van use himmelhoogen Berken fleit't eine Schwartdraußel ehre fraidige Strophe, de mi so wünnersaom anröög.

De Tied faalt van mit aff, glitt wiet, wiet trügge. Vör mi steiht ein Bild, klor und düütlick: Fief Johr was ik old. Use Gorn leeg hell in de Maiensünne. Vader nöhm mi bi de Hand un hüllt den Finger an den Mund: „Pst, ik will di ganz wat Feines wiesen!“

Wi güngen up Tehn'n-Spitzen dör den Gorn. An'n Ende, dicht vör den schmalen Graoben, stünd ein Appelboom. Siene mächtige Krone was mit wittrosa Blütensteern'n aowersait. Tüsken den dicken, twillden Stamm lähnden sik de Viezebohnen-Stickeln van vöriegen Herwst.

Vader börde mi hoch un flüsterde: „Süsst du dat Schwartdraußel-Nest dor in de Stickeln?“ Mi kööm dat so fierlick vör, as wenn ik in de Kerken was: Dann seeg ik dat feine, runde Nest mit den schwarten Vaogel drup. De bleef ruhig sitten, hüllt dat Köppken scheif un keek mi mit siene blanken Oogen groot an.

So geern har ik einmal äower de glatten, siedigen Fern'n straekt! Vader settde mi vörsichtig up de Eern. Ik stünd as in Droom un kunn nicks seggen. Mien Kinnerhart was randvull von Staunen un Wunnern. Mi wör so taumaut, as har'n mi Engelsfläogel streift.

Vader stöörde mi nich. Lange spröoken wi kien Wort. Läter wiesde he mi dat Schwartdraußel-Männken. Dat seet midden in de Appelblüten-Pracht un fleitde sien Lied, immer wedder, immer wedder . . .

Lange stünd ik noch unner den Boom, keek un lusterde. Dann dreihde ik mi üm. Vader was nich mehr dor, he was woll sinnig in siene Werkstää gaohn.

In'n Augsut bröök de erste Weltkrieg ut. Vader is in Rußland faalen. - Vielleicht steiht up sein Graff eine lechtgreune Berken - nu in Mai. Vielleicht sing dor in de Spitze eine Schwartdraußel ehre oole un doch ewig junge Melodie? -



In'n Näbel verdwaolen

VAN SEFA TINNERMANN

Ein Herwstdag güng tau Ende. So wunnersaom käönt blos September-Daoge wäsen. Glasklor leeg dat wiede Land in'n Sünnenschien, un de Luft wör so weik as in de Maitiet. - Nu äowertrück ein witten Schleier den Borg-Esk. Bi de drei Eckelböome, de all siet Menskendenken dat Krüz unner ehre mächtigen Teuge bergt, bleef ik staohn un keek in den Näbel. Dat seeg ut, as schwääfden dor wunnerlicke Gestalten in lange Spitzenkleeder up un daol. Tauerst ganz langsaom, dann schneller, immer schneller. De danzden un dreihden sik, fügen sik und leeten sik los. Ein selten feinet Bild van den upstiegenderen Näbel! - Ik günk wieder bis nao den „Wilden Kässbeernboom“, den oolen Frönd ut miene Kinnertiet. Up de näbelverhangenen Wisken haorkauden die Kaihe, satt un buuket. Ik spörde den herben Räoke van Tüwwelkenfüurs. - Un dann kööm up einmaol wat Unheimlickes up mit tau. Mit einen Schlag wör et düster. Dat scheen so, as wassde eine griese Müörn ut de Grund. De breide sik ut un steeg nao baoben. Tau glieke Tiet sackde van'n Himmel ein schwaoren, düstern Dunst-Vörhang daol. Dann wör Näbel rund um mi tau, luuter Näbel, ein Meer van Näbel. - Har ik mit umdreihet? Ik wuß et nich. Wor wörn de Búske, de Kerktorn, de Wisken, de drei Eiken, de Kässbeernboom? De Näbel, dat gräsige Undeiert, har alles verschlungen. Angst packde mi, furchtbaore Angst. De kralde sik in min Harte, neehm mi den Aohm. Ik har mi verdwaolen - in'n Näbel verdwaolen. Schull ik de ganze Nacht hier herümirren? Mi wörd schwindelig, un ik treet up weiket, pläugdet Eskland. Ik müß uppassen, dat ik nich van den fasten Weg affkööm. Schritt för Schritt tastede ik mi wieder. Worhen? „Herrgott, nimm mi bi de Hand!“

Tau'n Glück düürde de Speuk nich lange. De Näbelmüörn füllt in sik tausame un krööp in de Eern. Dann wör dat so, as schöof eine Geisterhand den dichten Vörhang van baoben weg. Ein blusterigen Wind kööm up. De fägde de Luft klor un verjaogde de leßden Schwaoden un Fetzen. Ik aotmede deip, erlöst up. Ik seeg den hoogen Himmel, den Kerktorn, den ganzen Esk. Ein paor Steernkes blinzelden mi tröstlick tau. Un dann winkde mi van Wieden ein fröndlicket Licht. Ein Licht - ein Fenster vull van Licht. Dor was ja us Huus. Wenn ik doch fleigen kunn! So gau wull ik nao Huus. - Lange seet ik in'n Sessel. Use Kääkenlucht mit den glockenförmigen Schirm un dünnen Spaonholt hüllde mi in mit ehren warmen, goldenen Schien. Ik feulde mi so herrlick geborgen. Geborgen - tau Huus. De Teikädel up den flückernden Ölaobend summde eine fiene Melodie. Use siedenglatte Mies leggte sik up mine Samtpantuffeln un schnurrde gemütlik. Un ut dat Radio klüng eine helle Violine. Eine dunkle Frauenstimme süng dortau . . . de Maond schinnt up de Däken, us Herrgott höllt de Wacht.“ - Dat, wat ik nu vertelle, is all lange her. Den stillen Esk gifft nich mehr. Dor sünd nu Straoten un Hüüser, dor bruust de Autos und knattert de Motorräore. Ne, den stillen Borg-Esk gifft nich mehr!

Avendlüchten

VAN HANS VARNHORST

*Een blanken Schien flütt üm de Strüker,
un Taug un Tacken hangt vull Gold,
un Schattens dwält up Muß un Spricker,
een lechten Daak stiggt up van 't Holt.* *Un gön lücht't dör de Slöppe 'n Striepen,
de Himmel brennt ut Füler een Wand.
Van baoben süht du düster griepen
in 'n Busk een grote Geisterhand.*

*Dör't gäle Loof stappt miene Fäute,
un Duben fluttert up, een Tucht,
de Togwind strickt mi kolt taumeute,
spöökhaftig kummt de Ulenflucht.*

De Trecker

VAN HANS VARNHORST

Roden Bur puffket mit sienen nee'en Trecker up den Hoff. Blank is dat Ding noch un radattert, dat een meist Höörn un Seehn vergeiht. Bi de Schüern kriggt sien ölste Söhn üm tau packen.

„Wullt du wat, Fernand?“

„Dat woll, man dat is so väl nich, ik wull blot fragen, ik hebb mi so 'n brukden Wagen köfft un uk meist betahlt, dor fählt mi upstunns noch so dreehunnert Mark an, ik wull seehn, of du mi de nich gäven wullt, dann har ik üm so heel un deel betahlt.“ Mit siene lünken Hand wisket he so 'n bäten Stoff van den bäverigen Kotflögel.

„Weusten Spektakel makt dat blitzerige Ding“, stellt de Bur nu de Maschinen af, „dor sitt Musik in, un luken deit he, dor is 'n Spann Peere nix gägen. Man Fernand, dat spiet't mi nu naug, ik wull di ja geern helpen, man ik hebb jüst düssen Trecker köfft, kost 'n happigen Striepen Geld, is noch man half betahlt, den mott ik tauerst afstötern, löterhen schaft du dat Geld van mi kriegen, moßt al so lang teuven! Dat geiht nich änners!“

Den Morgen drup steiht Anton, wat sien tweede Söhn is, vör dat Rickels van den Kalverstall, he heff jüst de Kalver söpet und dröömt so vör sik dal.

„Tau, Jung“, röppt de Pappen üm tau, „wi hebbt dat drocke vanmorgen. Hest du wat? Du steihst dor ja herüm, as wenn du kien Fieve tellen kunnt!“

„Och, Pappe, dat is so väl nich, ik wull di wat fragen, ik hebb mi so 'n lüttket Moped köfft, dorbi köm ik nich mit mien Geld ut, kannst du mi woll hunnertfüftig Mark vorscheeten, dann kunn ik dat Ding ganz betahlen.“

„Dat is nich väl, nee, un dat wull ik di woll geern gäven, man dat is spietlik, mien Jung, ik mott tauerst den nee'en Trecker betahlen, so lang moßt du al teuven“.

Noch 'n Morgen löter will de Bur jüst sien Baukweetenpannkauken äten, do stürt Andreas, de Jüngste, een pußbackigen Posaunenengel van fief Johre, in 'e Köken, klattert up siene Knee, strakt üm üm den Bort un bucket sik dichte an üm.

„Na, mien Stümmel!“ drückt de Bur üm an sik, „wullt du ok een Stück Pannkauken?“ un holt üm up de Gabeln een Stück tau, man Adreas schüddkoppt un strakt den Vader noch eenmal üm den Bort.

„Pappa,“ smust he, „in Teepen Mufti sien grote Kiekenster steiht so een blank Dreerad, wullst du mi dat nich woll kopen?“

„Wisse, mien Jung“, hört de Bur nu een Stot bi 't Äten up, „du schaffst ok dien Dreerad hemm, man du moßt noch 'n Tiedlang teuven, ik hebbt mi 'n nee'en Trecker köfft, den harn wi so nödig as gaut Weer, den mott ik tauerst betahlen. Dann is mi dat bäter taupasse, dann kriggst du ok dien Dreerad.“

Andreas geiht na buten, drömet bilangs an't Hus up un spält so 'n bäten för sik alleen. De Sünn schinnt, un de Vögel singt. Bi den Meßfalt süht he wat! Dor kummt de Hahn, de söke glemmerige Feern in sien langen Steert heff, stolt angahn'n, makt Kullerogen, holt den Kopp so 'n bäten scheef un tritt mit seine groten Traken liek up so 'ne stumpsteertske Henne tau. Dat Huhn kakelt gedüllig, dukt sik dal, un de Hahn klattert dr baben up.

Andreas kickt mit grote Ogen tau, wunnert sik un geiht up de beiden Vögel tau, un dann halt he mit sien lütken Faut ut, so wiet he man kann, dreiht sik in 'n Swung so half rüm un tritt den Hahn dweck an den Flunk, dat he so 'n Endken hendaltummelt bet an den Mull un dat Kaff van den Meßbult. Un dann fleukt de lütke Wiespint as so'n olen Kaptein: „Du Flunkervagel, du Klunzfaut, solang de Trecker noch nich betahlt is, schaffst du ok tau Faute lopen!“

Rekorde

VAN HANS VARNHORST

Dat wörn drie Holsterbücke: Ernst, wat Strüvings Bur sien Ölste wör. He har stökerige Beene un flassige strubbelige Hoor un güng so 'n bäten slackerig hendal. Ulrich, den Köter Dünnebeen sien Söhn, wör kort un gedrungen, har een grot, rot Gesicht, wor de Backen as söke halve Wohrappeln an dalhängen, un wenn he nich uppaßde, kunn üm dat dor gaut rinrängen. Dann den Schauster Hinnerk Kruse sien, wat so een hännig Jüngsken wör, de man fien un wittläpelt utseeg, un he wörd van siene Mamme prick uptrocken un dröff sik jonich fuul maken, änners geev dat s'avends een gnatterig Grummelschuur.

De drie vertörnden sik fiefmal up 'n Dag, man se verdrögen sik seßmal un hölen tausamen als Pick un Swävel.

Vandage wörn se bi de olen Sandkuhlen taugang. Tauerst geev dat eenen Wettlop. Ernst wör mit 'n Verschäl van'n Viddeljoehr de ölste un dröff bet drie tellen, un dann susden de drei Lichtschinken hendal, so 'n hunnert Träe wiet, bet an den Barkenboom, de dor so verkröpelt an den Sandweg stünd. Ernst swävde vörut as so 'n Windhund, Uli jachterde as so 'n halfwassen Büllken achteran, un Lauri swickerde as so 'n liese Katte an Enn. Ernst wör dann ok wecktied dor un tickde mit'n Finger an den Barkenboom.

„Oho“, hapachde Uli noch ute Puste, „du Strunz, dat gelt nich, dat gelt nich, klor, dat du drocker lopen kannst, du hest de Beene ja ok mal so lang as wi beiden!“

„Den Hackelmack willt wi nu nich mehr!“ schaffuterde Lauri, „nix, nix, gägen di kön'wi nich lopen, klor, - ute!“

So köm nu dran, well van ehr am wietsten spöttern kunn. Dreemal dröff een verseuken. Uli halde eenen Meterstock ut Opas Immenschuur, dat schull sekür afmäten weern. Lauri schaffde dat bet up twee Meter fufteihn, man Uli köm up twee Meter fiefuntwintig. Dor köm Ernst lang nich mit.

As se ehre Mülkes dröge spöttert harn, mössen se in de Böme klattern, dree Dannenböme, de meist lieker hoch wassen wörn. As se dor wedder rutkömen, seegen se ut as söke Swinefarken, de Gesichter wörn van Haß un Sweet versmeert, un de plünnerigen Büxens harn enkelte Löcker un Ritzen. Dat mök ehr aver nich väl ut.

Nu wüssen se partu nix mehr. Se läen sik in 'n Bülsand un löten mit deepe Gedanken den witten Sand dör ehre Fingers glien.

Up mal schööt Uli hoch un röp: „Ik hebb wat, ik weet wat! Wi willt nu raen, well van us am besten leegen kann. Well gewinnt, krigg ok eenen Pries, ik hebb dor wat för!“ Un mit so 'n Swupdi dukde he achter 't Immenschuur, köm ok foorts weer trügge, in de Hand dree Kraiheneier.

„De brukt blot noch utpust weern, dann kannste de nett vör den Spiegel hangen.“ Un nu geiht 't los! Well kann am besten leegen?

Lauri steck den Finger in de Näsen un fang foorts an tau spinnen: „Use Mamme makt 's avends miene Büxen heel. Se legg de Büxen dann up den Disk, street dor 'n bäten Pulver up, halt dat Striekiesen, strick dor 'n poormal aver, un in 'n Tied van twee Minuten sünd de Löcker al dichte.“

„Dat kann gaut“, nickköppt Ernst, man wi hebbt wat, wat gi nich hebbt. Wenn in 'n Sommer dat ole Körn meist uppe is, stellt use Pappen eene Leddern an Böönen un jagt de Faselswiene dr up, so 'n stück of dartig, so schölt dat leste Körn upseuken. Se stiegt dann eenfach up de Leddern, un wenn se den Böönen schier hebbt un satt sünd, kamt se van sülben de Leddern weer dal, un dor is nich een, de van de Leddern fallt.“

„Dat kann ok gaut,“ mennt Uli, „dat kann't! Man wi hebbt wat, wat gi all nich hebbt. Nu hört tau: Use Mamme heff söke grote Löcker in de Strümpe, as jau Mammens nie nich hebbt!“

„Du Lögensteert, du lüggst, du lüggst!“ ropt de ännern beiden as ut eenen Mund.

„Dat is aver so!“ röpp Uli, gripp de dree Kraiheneier, neiht ut un is mit eenen Satz achter Opas Immenschuur, krüpp dör den Tuun un is wäge.

De Rogge stufft

VAN HANS VARNHORST

*De Trämsen lücht't hier Steern an Steern,
nickköppt un weifelt mit de Köppe,
de Swölken flitzt, drägt Feern üm Feern,
van 'n Gräsbult lütke Spiers un Töppe.*

*Mieglämkes krämelt in den Sand,
schuuvt hen un her ehr sworn Brocken,
un wor du kickst, dor is dat Land
van Greun und Blaumen avertrocken.*

*Glöv' man, dat geiht hier fix taukehr,
dör't Holt hörst du den Wind hersnuven,
fien singt dat Körn, sleit Öhr an Öhr,
so mott de Rogge düchtig stufen.*

Sömmertiet

VAN HEINZ VON DER WALL

Dat was noch warm in de Kaamer.

Sss - Sss sümmelde eene Müggen vör dat apen Fenster. Nu kööm se herin. Se flöög dicht över mienen Kopp her. Ik schlöög na ehr. Se dreihde un kööm trügge. Mien Arm suusde up de Däken. An'n Spegel kreisde dat Deert nu, as mi in 't Tweedunkel scheen.

Van buten, dör de Tööger van 'n Appelboom, keek de Maand. He möök de Kaamer lecht. Ik mügg mi een Bauk kriegen könen un läsen. Aver ik wull de Ogen tau dauhn un schlaopen. Morgen fröh, Klock Veer, was de Nacht vörbi . . . Man dor was de Mügge weer. Ik wull moi still wäsen un mi nich rögen, bit se sik settde. Amenn' kreeg ik se dann. Ik seeg se över mien Gesicht sägeln, ehre Flögels süngen -: Sss - Sss -. Ümmer in de Runde. Se wull sik nich setten. Of se wat ahnde? Oder schull se wäten, dat ik kien sööt Blaut har? Se dreihde af, na buten tau, dör dat Fenster. Vällicht mügg se danzen in 'n Maandschien tüsken de Blöer van 'n Appelboom.

„Ik bün uk noch waak“, hörde ik eene liese Stimm. Dat was Beppi. He leeg in dat ännere Bedde van de Kaamer.

„Was de Arbeit tau stur vandaagen?“ fröög ik. Beppi würd in 'n Harvst erst seßteihn Jahr'. Wi harn den ganzen Dag Garven bunnen, un de Sünne har van 'n Himmel stäken, un kiene Wolke was kaomen un har een bäten Schadden gäven.

„Nee“, sä Beppi, „dat kunn ik woll uthollen.“

„Hest di gaut maakt, Beppi, segg ik di.“

Eene Tietlang was 't still na miene Wöer. De Brune in sienen Stall stampde een paar Mal mit sien Isen up. Wassen dor uk de Müggen, of gar Blinnfleegen? Wisse was 't de Brune wäsen, änners har ik dat nich so luut höört. Sien Stall up de Daal leeg na use Kaamer tau. De Schwarte was uk meist ruhiger. Use Buur har dree Perde. Sien Land was so, dat he mit Treckers of Sülvstbinner nich väl maken kunn. De Perde müssen vör de Meihmaschin', un dat Volks, dat doontiet up 'n Hoff was, un 'n fief of seß Lüe ut 't Dörp köömen tau binnen.

„Of ik di dat vertellen dröff?“ hörde ik Beppi weer.

„Wat wullt du mi vertellen, Beppi?“

„Ik weet nich. - Vandaagen heff ik gägen Riet Schoenen bunnen.“

„Ik heff 't sehn, Beppi. - Un wat wullst du mi vertellen?“

„Ik heff 't ja all dahn.“ Beppi schnackde heel sachte.

„Wo schall ik dat verstahn, Beppi?“

„Ehre Arms van 'n Ellbaagen af sünd witt as Schnee -“

„Se hefft woll alltiet Kleeder mit halflange Armels draagen“, lachde ik, „dat de Sünne se nich bruun brennen kunn.“

He anterdenix. Dofüllt mi in, dat 't van mi woll nich recht was, as unwies tau lachen. Ik keek na Beppi hen. De Däken un dat blaukareerde Beddlaken hängen an de eene Siet wiet na ünne. Sienen Kopp har he na de Wand dreiht.

„Beppi“ - rööp ik. Mi was dat, as wenn ik üm bistahn müß. He rääkde amenn' up mi. Ik was öller. Ik har mehr van de Welt sehn; ik müß Raat wäten.

Ik wüß, wat mit Beppi was. Ik müß töffelig wäsen, wenn ik dat noch nich markt har. Siene leßden Wöer har 't ganz dütelk maakt: He was in Riet Scheenen vernarrt. Se was 'n acht of nägen Jahr' öller as he un de Tochter van den Dischker an

de Watermöhlen. Würd se mit ehre schwattkrusen Haar' un den vullen roden Mund nich van alle Lüe för een van de moisten Wichter in 't Dörp hollen? - Nu in de Arnttiet was se een paar Mal bi usen Buur wäsen un har üm holpen.

„Beppi, höör -!“ rööp ik, wat luter. „Morgen mööt wi weer Roggen binnen. Schlaap nu. Dat is na Klock Twölf.“

„Ik kann nich schlaapen“, klüng dat van siene Stäe her.

„Ik weet, dat is heet in de Kaamer. Aver wi mööt sehn, dat wi morgen weer munter sünd!“

He güng dor nich up in.

„Ik heff di dat doch foors fraagt, of ik di dat vertellen drüff“, sä he.

„Säker hest du dat, Beppi.“

„Un du hest dor nich wat gägen hat, Rolf.“

„Ne, dat heff ik nich.“

He schweeg weer.

„Se - will nix van di wäten, Beppi?“ fröög ik.

„Se - kickt mi - nich is an“, stütterde he liese.

„Meenst du, ik schull för di een Wort inleggen bi ehr?“

As he na disse Fraage sik in sien Bedde hoch upsettde un nu, ahne wat tau seggen, na mi herkeek, begreep ik erst, dat ik tau 'n tweeden Mal wat heel Verkehrt's dahn har.

De dumme erste Lieve: will se nich heemlik un stillken wäsen? Un ik kööm her un bööt mi an, of ik dor nich wat tüsken seggen kunn!

„Ne - ne - so nich!“ rööp Beppi! „Ik meene: Worüm dat alles so is -“

Was dat all lange her, dat ik jüst so fraagt har? De Frage, de ik dö, as ik vällicht 'n paar Mande öller was as Beppi nu, klüng so. Güng dat uk dorüm, of wor een Wicht was mit Arms witt as Schnee, dat eenen nich ankieken wull? Ik was in Düütschland upwassen, un ik har den „bunten Rock“ antrocken krägen, as 'm so sä. Se harn mi dat Scheeten bibröcht, un ik har losmüßt. Worhen? Wekker würd dorna fraagt? Schull ik Beppi dorvon vertellen? Of dorvan, dat use Ogen grot würden, as wi dor van höörden, dat 'm för Geld kopen kunn, wor wi dunkel na lengden? Un dat wi do uk woll ropen of fragen wullen - „worüm dat alles so is -?!“ Unnen up 'n Balkaan, in een Kaff, een Huus: Lehm, Kalk, Sand, Breer. De Dörn was dat Eenzigste, wat instanne wör. Een Kamen un Gahn, un de Dörn jipde so 'n bäten, wenn se apen maakt würd. Un dann eenes Daags sä se nix mehr: Eener van de välen, de herin un herut güngen, har dor woll een bäten Öllge an dahn. Un dat Wicht in dat Huus -? Dat kunn wäsen, dat se uk witte Arms as Schnee har. Ik kreeg 't nich tau wäten. - Ne, dor wull ik Beppi nich van vertellen.

Mi füllt wat änners in. Ik dachde dor an, wo ik as Kind, an 'n Dag vör Ostern, mienen jüngereren Brauder een Märken vertellt har van den Osterhasen. Dat was noch in de Tiet, as ik an üm glöövde. Wi leegen all up 'n Bedde, un ik freude mi up den kaamen Dag - wo väl Eier, bunte un sööte? - wor müchen se verstäken wäsen? - un do was ik anfangen tau fabuleern.

Un jüst dat wull ik nu uk dauhn. - Hör tau, Beppi!

Ik wüß, dat har kien Hand un Faut, wat ik dor her kreeg. Eene Geschicht' schullt 't werden, van vörnähme Lüe un van Taternvolks, van Börgers un van Buurn, mienethalven uk van Indianers in de Prärie of van Piraaten up den wieden Ozeaan - bloß, dat he tauhöörn un gaut henlustern dö!

Manges kunn ik Geschichten utdenken un finnen, dat wüß ik. Un domaals, an

den Dag vör Ostern, as ik mienen Brauder dat Märken vertellde un üm hörde mit sien: „Un do -? - Wat passeerde do -?“, heff ik dacht, eene bättere Geschicht kunn 't nich gäven - man disse Vertellen, Beppi, müß noch bäter werden!

Un ik vertellde . . .

Af un an schmeet he een Woort tüsken miene Wöer, un meist heet dat: „Un do?“ Dann was he still, un as ik mal eenen Ogensschlag verhaalde, hörde ik, wo sien Atem langsam un sinnig güng.

Eener schull ja vergrellt werden, wenn he sik väl Meihte giff bi 't Vertellen un sien „Publikum“ schlöppt in. Ik was 't ditmal wisse nich.

De Daage wassen lang, un dat Garvenbinnen trück in den Puckel un in de Arms. De Sünne stöök. Schwor füllt de Roggen ünner de Maschinenmessers daal. De Öhren ruschelden vör Dröögte un Riepde. Van wiet her achter dat Eekenholt hörden wi, wo eene Seißen haart würd.

Vandaag arbeide ik gägen Riet Schoenen. Beppi har sien Pand heel up de ännere Kante. Wenn he gaude Ogen har, kunn he us sehn.

As wi us eenmal een bäten verpuußen kunnen, weil de Perde de Dießeln trüggen-braken harn un eene nee haalt werden müß, fröög ik ehr, worüm se mi alltiet van ehr Pand een paar Schöwe liggen lööt. Se sä, dat was se so wennet van Beppi her. Ik keek ehr dull an.

„Kann ik dor wat vör, dat alle Jungs in mi vernarrt sünd?“ Riet grinsde mi tau. Du Beest van moi Wicht, dachde ik, du weeßt genau, wo du schnacken un dauhn moßt! Ja, un Beppi har gern de Garven för di bunnen un den Mund nich apen dahn! Bi mi kummst du dor awer nich mit dör: Wat recht is, mott recht blieven!

„Ja, so as de Buur dat afmäten hefft!“ Dor sünd wi us ja gau eenig worden! Se har eenen Roggenhalm in de Hand, straaude sik mit de Öhren de Wangen, un dann nöhm se den Halm in den Mund.

„Dat moßt du nich dauhn!“ rööp ik. „Dor kannst du di mit vergiften!“

Se lachde mi ut: „Un wenn ik dor krank van werde?“

Ne, Riet Schoenen seeg nich na Krankwerden ut. Ehr Gesicht was bruun, de Lippen wassen vull un rot, un ut ehre Ogen tellde dat Läwen siene Riemels af. Un - so as Beppi seggt har - ehre schlanken Arms wassen van de Ellbaagens bit na baven witt as Schnee. Se har ehre Hannen achter 'n Nacken in eenänner leggt un reckde sik. De Armels van ehr licht Kleed wassen trüggefallen bit up de Schullern.

Se har mi wat fraagt. Ik har nich uppaßt. Se fröög na: „Waßt in Düütschland de Roggen uk so gaut?“ Schade, dat de ännere Dießeln dor was. De Meihmaschinen ratterde up us tau. För 'n Vördrag was kiene Tied mehr.

Avends bi 'n Soot buten achter 'n Huse.

In eene Baljen leegen frauhriepe, gäle Appels, Een van de Wichter har se naaßen afwascht, Waterdraapens drüppkeden hier un dor noch an de glatte Huut daal; un elkeener, de sik eenen Appel nöhm, reef üm erst mal af, in de Tasken, in de Büxen, in 't Kleed.

As ik mienen tweeden Appel ut de Baljen langde, stünd Riet Schoenen gägen mi un grappsde mi den Appel ut de Hand. Se har een witt Dauk haalt, un dor wickelde se üm in. Eeher dat ik fragen kunn, wat se vörhar, geef se mi den Appel weer, un ik beet een grot Stück dor ut un füng an tau kauen. Sööt und saftig was dat Stück.

Riet Schoenen dröögde nu eenen Appel för sik sülvst af, dann bröchde se dat Dauk in de Waschkööken, rööp us alle eene „Gaude Nacht“ tau un möök se up

den Weg na Huus. Dat spietde mi. Worüm woll se all weg? Wi kunnen noch so moi bi 'änner stahn, Appels äten un us wat vertellen.

Se was all achter den ersten Hägenknick. Do füllt mi in, dat ik ehr up eene Frage, de se vannömmdag stellt har, noch nich naug antert har. As wenn mi een Togg vör de Näsen wegföhren wull, lööp ik los. Beppi rööp mi na: „Wor wullt du hen?“ Ik har för disse Frage kien Gedüür.

Bi de Brünnen achter den Saaltengraven haalde ik se in. Se wend'de sik üm, as se miene Träe hörde. Ik har mi dat taurechtleggt, wat ik seggen wull un worüm ik ehr nakaamen was: „De Roggen in Düütschland, weeßt du -“

Se lööt mi nich uträden. - Dat se vandaage dat leßde Mal bi usen Buurn holpen har, sä se.

„Worüm?“ fröög ik gau.

Tauken Wäken füng se in de Stadt ehre Stäe an. Se wull in't Kontor; dat was eene ännere Arbeit as hier up 't Land. Dor müß se nu ehre Saaken noch een bäten för klaar maken.

„Holst di nix mehr hier, Riet?“

„Ne, nix.“ Se keek mi an. Dat kunn woll heeten: Wullt du di inbilden, dat ik dienethalven in so een Kaff blieve - un wenn du teihnmal ut Düütschland kummst?

Wo laat mügg dat wäsen? De Sünne was ünnergahn. Wor se tauleßde stahn har, was de Himmel rot. Dat gifft Water in 'n Schloot, seggt bi us tau Hus de Lüe.

Wi güngen gägen 'n ännere un säen nix. Off ik noch eenmal anfangen schull van dat Körn bi us in Düütschland? Ik dö dat, un Riet hörde mien Quatern an.

Dann was ik utvertellt. Use Wegg güng an eene Koppelweide langes. Ik har eenen Fleernstruuk afbraaken, de Töger un Blöer herünnerräten un haude dor nu mit up den Draht. Ting - ting - ting singelde dat.

De Arbeit över Dag was schwor. Man ik was nich mö. Ik kunn noch stundenlang so gaohn. Mannes, för eenen Ogenschlag schüürde ehr Arm an mienen her. Witt as Schnee.

Ik wunnerde mi, dat Riet Schoenen ümmer noch nich bi ehr Öllernhus was. Ik wunnerde mi, ik sä aver nix.

Dat was ümmer noch warm. Kien Wind röögte sik. Sömmeravend. Ut dat Havernfeld vör us sprüng een Hase up, hoppelde över de Wennigen. Wor ik hen-seeg, överall stünden Hocken. As lüttke Hütten, de deep up de Stoppeln huukden, löten se in dat Tweedunkel.

Gägen mi dat Kleed van Riet was lechter as alles ännere üm mi tau. Hier un dor fluckerden Steerns up - man de wassen wiet weg. Een Kalv, mit siene schluurigen Beene, lööp us up de änneren Sieden van den Draht na. Ik hörde sien Schnuven.

Riet bleef stahn. Se güng an dat Wier heran un hüllt dat Deert ehre Hand tau. Dat Mul van dat Kalv schnupperde na ehre Fingers. Dann schwenkde dat Deert sik üm un pulterde hendaal, säker na den Timpen, wor de Keihe leegen un nährkauden.

„So, un tauken Wäken wullt du in de Stadt?“

Se keek noch dat Kalv na, dat nich mehr lange tau sehn was.

Ik was in disse Stunn' heel daamelig. Ik fröög noch eenmal, wat ik vörhin uk all fraagt har:

„Un nix holst di hier trügge, Riet?“

Se stünd noch dor, dicht an 'n Draht Vällicht dröömde se. Nich faken sünd Avende as nu. Eene Mügge sümmelde an mi vörbi. Beppi! Ik müß an üm denken.

Säker leeg he waak in sien Bedde. Of he ahnde, dat ik mit dat Wicht, wor 't üm üm güng, tau diesse Tiet alleen was? Beppi, ik heff dat uk nich vörhatt, un van Middag har ik den noch utlacht, de mi so wat anschünnt har, aver - Riet lööt gewähren, dat ik ehre Hand nöhm. Ehre Fingers wassen nich week, eeher ruug un groff. Ik seeg dat Wicht in eenen Ruum sitten vör 'n Disk mit Poppierens, tüsken Schränke mit Poppierens. Dat was een änner Läven.

Wi güngen langsam wieder. Ehr Droom was woll ut.

„Ik will na Hus lopen“ sä se.

„Dröff ik mitlopen?“ fröög ik. Se nickkoppde. Un so würd ut dat Lopen nix. Ik hüllt ehre linke Hand mit miene Linke, un miene Rechte leeg üm ehren Arm baven den Ellbaagen. Ehre Hut was nich bloß witt, so was uk week; so föhlde sik an as Peseekes, wenn se riep sünd.

Ik wüß nich, wat för Wäge achter us un wat för Wäge för us wassen. Ik kunn 't bold nich glöven, as Riet dann sä: „Kiek, dor is use Hus. Nu bün ik foors dor.“

Ik seeg eenen lütken Dannenhoff. Dor wahnde se. Un tauken Wäken föhrde se in de Stadt. Se kööm wiß för 't erste nich weer.

Ik seeg nich mehr den Dannenhoff; ik seeg bloß noch Riet Schoenens vulle Lippen . . .

Do föhlde ik up eenmal een Brennen up miene Backe. So har kien Wichtermund dahn. Riets Hand was eeher ruug un groff. Nu wüß miene Backe dat uk.

Een Glück, dat 't düüster was. So kunn se tauminnt nich sehn, wo de Stäe in mien Gesicht van Fүүr gleihde.

Jüst as vanavend all eenmal sä se! „Gaude Nacht!“ un lööp up flinke Fööte na ehren Hoff hen. Ik lusterde so lange, as ik ehre Träe hören kunn, dann möök ik, dat ik na Huus hen kööm. -

De Brune stünd in sienen Stall un schlöög mit den Steert gägen de Müürn, as ik de Daal an üm vörbigüng. Ik steeg de Treppen na use Kaamern hoch, un ik wull de Dörn ganz liese apen maken. As ik de Klinken daaldrückt har un de Döörn sinnig na binnen schööv, füng dat dor an tau pultern un tau larmen. Dor müß wat ümfallen wäsen - ja, recht, nu vertaakelde ik mi halv in de Beenen van 'n paar Stöhle, de stuuf achter de Döörn stahn harn.

Ik wull jüst na Beppi ropen, wat woll los was, do föhlde ik üm miene Schullern twee Arms, de mi daalrieten wullen. Man de, den diesse Arms tauhöörden, was noch nich vullwassen, un ik har dor nich väl Last mit. Ik packde siene Hannen, trück si na ünner, un dor har ik üm uk all in de Kniee. Beppi was 't. De striepde Nachtpulter schlotterde üm üm tau. Siene Ogen, de ik in dat Maandlecht sehn kunn, spütterden Glaut un Iwer up mi. He schimpde, wat dat för een Verrat wäsen was, den ik dor dräven har! Ik dö so, as wenn ik sien Fründ was, aver achter-rüggs - hechede he. He versöchde, siene Hannen free tau kriegen. Wenn ik üm nich so fasthollen dö, dann wull he mi dat doch is wiesen!

„Beppi“, sä ik, „glööv mi, dat ik di verstah. Man glööv mi uk, dat is dat Ganze nich wert, dat du dor so een Theaater üm maakst - -“

„Theaater?“ gnarde he. „Gistern Avend hest du mi dor van afschnackt, un van-avend geihst du sülvten mit Riet los. Dat hest du Jahnup bloß vörhatt mit dien Wiesmulen! - Een Schannkerl büst du!“

He har mi vör 't Brett. Un ik müß taugäven, so as üm dat taulööt, was ik würkelk een Schannkerl. Amenn' was 't dat Beste, ik lööt üm erst mal taugangeblieben. He queesde un quengelde wieder. Ik packde üm ünner un schmeet üm up sien Bedde. He lööt sik dat gefallen. Dann maakde ik de Kaamerdöörn tau. De Stöhle bröchde ik weer an ehre Stäe. Ik settde mi bi Beppi up de Bettkante. He

keek mit 't Gesicht na de Wand. He wull nix van mi wäten. Ik versöchde, üm tau verklaaren, dat ik gar nicht mit Riet Schoenen spazeern gahn wullt har, man ik was noch nich mö wäsen, un de Steeren harn van baven plinkert - -

Dor geef Beppi nix up: ik hörde üm liese gnurren.

„Riet blifft nich hier in 't Dörp, Beppe“, sä ik, „tauken Wäken geiht se in de Stadt, in 't Kontor“.

Uk dat hülp nix. Worüm vertell ik nich, wo de Saake utgahn was?

„Beppi -! Riet - hefft mi - - eene herünnerlangt - - dor seet aver Muck achter! Miene Backe is noch ganz heet, meen ik.“

Dat ik eenen Söten van ehr wullt har, vertellde ik nich. Dat güng Beppi sachs nix an.

Mit 'n Ruck dreihde he sick in sien Bedde üm. He stüttde sik up de Arms, de Ellbaagens in 't Koppküssen, un dann füng he an tau lachen. Ne, so wat geef dat doch gar nich up de Welt! Dat was ja - dat was ja - - so väl Puußde har eener nich, dat he dor naug över lachen kunn! He böögde un schüddelde sik vör Plaseer. Ik lööt üm mit sienen Spaaß alleen. Dit Lachen, dat ut üm herutbraaskede, müß de best' Medizin wäsen för all dat, wat üm in de leßden Tiet schmart't und piert har. -

Ik schmeet Jacken un Büxen ut un krööp uk in 't Bedde. Beppi lachde ümmer noch. Bi lütken kunn he nich mehr. Vällicht küllt üm de Schluuk dor van. Aver wenn uk kien Luut mehr över siene Tungen kööm, siene Beddstäe jirpkede noch van dat ruckwiese Lufthaalen. Tauleßde - he har de heele Tiet nix mehr seggt - güng sien Atem ruhig un sachte: Beppi schlööp.

Ik föhlde in disse Nacht noch fökener Riet Schoenens Hand up miene Backe. Ik Dösel! In een paar Dagen güng dat Wicht in de Stadt. Vanavend was se noch eenmal över de Wäge, an de Haagens un Weiden un Felder vörbi wannert, de se van Kind up kennde. Veeh har up de Wisken lopen, Vaagels harn in de Bööme ruschelt, een Hund har Luut gäven - - un amenn' har dat all' ehr wat vertellt, un se har lustert. Un ik was - meist ut Taufall - dor bi wäsen, un ik har meent, Lengen und Droom in ehre Ogen harn wat mit mi tau dauhn. Ik Dösel!

Wor würd all eene Seißen haart. Schull 't all Morgenstunn' wäsen? Wull eener den Havern anmeihen? Dat Körn was riep in 't Land. De Seißens meihden an lichtsten, wenn de Halms noch natt van Dau un Näwel wassen . . .

Blot 'ne olle bunte Katt

VAN FRANZ WILLENBORG

„Wenn ik se doch nich fräten draff, kann ik se ja uk woll glieks häuen“, mennde dei olle bunte Katt, seet vörn Kükenkassen un schlickmulde verdreitlik.

Man sütt woll forts, dat spält noch in dei Tied, as dei Küken noch van dei Kluckske utbräut wödden un noch nich verbiestert ute Brutmaschin kröpen. Du moß versäuken, di in dei Tied trüggetaudenken, as dei lüttken Piepmätzkes noch Nestwarmte kennden un noch unner ehre Kluckske kräupen kunnen, wenn sei freisen dön. Uk dei lüttken Höönkes drüffen noch grot wern, harn dei sültigen Rechte as dei Hennkes uk. Man kennde sei ja uk noch gaornich utenänner, bet ehr naon paor Wäken dei Kamm wassen wör.

Van dei Katten is eigentlik nicks Besünneres tau vertellen, dat was blot einfach 'ne olle bunte Katt, so ein, as sei di van morgen sicher noch aover'n Weg lopen is. Man seeg et ehr nich an, wat förn wunnerlik Kattenhart ehr in Bostkassen schlög, - so is dat ja faoken in Läben.

Bi gaut Weer stünd dei Kükenkassen mit dei Kluckske buten vör dei Dörn. Dei lüttken Pidelkes löpen krägel un friedig herüm, pickeden dei Körnkes, wenn sei wecke funn harn, un piepsten vergneugt un taufrä vör sik hen. Af un tau löpen sei nao dei Kluckske hen un overtügden sick, dat sei noch daor wör. Mangens röp dei Olle ehre Kinner uk tauhope, pickede ein gröteret Körnken kaputt un verdeilde et unner dei eiersten, dei dor bi ehr ankömen. Dorüm wulln sei all dei eiersten wäsen.

An so ein Dag köm use olle bunte Katt tau dei Insicht, wormit ik mien Geschichte anfangen bin.

Sei seet immer dichte bi, schlickmulde af un tau, streek sick mit dei Pooten ümt Mul un waschkede sick fierlik. Sei wuß all lang, dat sei nich drüff, wat sei bedreuyt gern daon har. Nee, sei dö dat nich, wennt ehr uk vörlicht schwaor füllt. Sei har bloot noch nich herut, up wecke Ort un Wiese sei sick woll nützlich maoken kunn.

Un dann köm ein Dag, son richtig warmen Sommerdag. Man kunn verdullt woll up dumme Gedanken kaomen. Dei Kluckske drüff mit ehre Küken den eiersten Utflug maoken. Dei eierste Utgang, dat wör wat för dei lüttken Pidelkes. Sei löpen un löpen, dei Kluckske kunn baol nich mit.

Un dicht bi blev immer dei Katt. Dat wull in ehren Kattenkopp nich rin, wo dei lüttken dummen Deerte so lichtfardig wäsen kunnen. Dat dei olle tulterige Kluckske dat mitmök! Wat kunn dor nich alls passeiern! Dei Verantwortung steeg, steeg mit den Stert, die ehr pielup nao baoben stünd. Dei bövste Quick wör son bittken afknicket un tuckede maol nao rechts, tueckede maol nao lünks. Of dut glöfst of nich, wenn son Küken rein tau wiet löp, susde dei Katt los, un dat lichtfardige Deert kreeg'n vörsichtigen Klapps mit dei Pooten, dat et sick verfehrde un jalpend nao dei Kluckske trüggelöp.

Ick wett, du mennst nu all wer, sei har woll doch unlautere Rägungen in ehr Harte hat, - nee, nee, dat it drafs du nich annähmen! Dann das du use olle bunte Katten ganz un gaor unrecht.

Un sei kreeg baol Gelägenheit, ehr wunnerlicket aover unschuldiget Kattenhart unner Bewies tau stellen.

Löögenhaft tau vertellen is et, aover waohr bliv et doch, ick heff et je mit eigen Oogen seihn. Paor Daoge lööter köm ick middaogs ute Dörn un wull Kluckske un

Küken Fauer bringen. Dei Küken stünnen bedreuvt vörn Kassen un jalpeden ganz verbiestert un gottserbärmlik. Dei Kluckske wör ehr weglopen - unverschämt, menns du, aover sowat giv et -, einfach verschwunnen wör sei un freid wär mit'n Haohn herüm. Sei wull van ehre Küken nicks mehr wäten. Bedurliken un bedreuvden Kraom! Wat nu?

Dei Katt streek üm dei verlaotenen Küken ümtau, den Steert wer piel in dei Luft - wipp hen, wipp her mök wedder dei bövste Quick. Sei schnuurde, lick sick uk woll eis maol ümt Mul. Off et nu doch passeierde?

Denkste, daor kenns du dor äben nicks van, wat in dat Innenläben van son Katten vör sick geiht.

Ik gunk in't Hus un overleggde, wat daor woll tau maoken wör. Passeiern müß ja drocke wat, dei Deerte frösen ja noch so allein aohne Kluckske. Sei wörn ja reinweg verbiestert, sei kunnen ja nich mehr unner dei warmen Flögels kreupen. Ick daggde all an den warmen Backaoben, fört eierste mög dat ja woll gaohn, so förn kotte Wiele, - dann möß dor annern Raot sögg wern.

As ick ne kotte Tied löter wer nao buten köm, wörn all Küken verschwunnen, kien Jalpen wör mehr tau hörn, - bloot ut den Kluckskassen köm son glücklich taufräet Piedeln. Kiek eis an, dei Kluckske wör doch noch woll wer trüggekaomen. Ick bückede mi herunner un woll taukieken.

„Chchchch-ch ch-ch“, köm mi dat intaumeute. Schuß nich glöben, dei olle bunte Katt leeg in Kükenkassen, schnurrde - ja, un dei lüttken noch äben so verlaoten Küken kröpen ehr vergneugt an dat weike Kattenfell, krabbelnden unner Hals, drückenden sick an dat warme Kattenhart.

Dat has woll wisse nich glövet - ick uk nich - aover dor is nicks taubimaoket, mannichereen heff ick dei wunnerlicke Familje wiest, jedereen höll dei Geschicht för Latin, bet heit mit eigen Oogen seihn har.

Paor Wäken ist dat gaut gaohn. Dag för Dag günk dei Katt mit dei Küken ut. Nicks is daor passeiert, kienein güng verlorn. Wenn sei lichtfardig un neischierk ganz tau wiet löpen, dei Katt drev sei wer behott un sachtig tauhope, mangens uk woll eis maol ein bittken groff, aover daon - nee - daon heff sei ehr nicks. Uk kien Ratt off Haovk drüff sick seihn laoten. Alle wödden sei grot - dei Hennkes un dei Höönkes. .

Dann eines Daoges - dat gaht ja nich anners biet Heunervolk - dor wödden dei Höönkes - man kunn sei ja nu an Kamm kennen - utsögg. Saoterdaogs wödd dei Bieln haolt.

Wullt du dei Katt dat vör öövelnähm, dat sei nu gern nao dei Köpp greep? Ick heff ja fort seggt, dat wör ja doch blot 'ne olle bunte Katt!

Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Der Oldenburger Volksentscheid von 1975

VON HERMANN WEGMANN

Genugtuung und Freude erfüllte den weitaus größten Teil der Bevölkerung Südoldenburgs, als am Abend des 19. Januar 1975 das Ergebnis des Volksentscheides bekannt wurde, zu dem die Bevölkerung des früher selbständigen Landes Oldenburg und jetzigen Verwaltungsbezirks an jenem Sonntag aufgerufen war: 31 Prozent der stimmberechtigten Bürger im Oldenburger Lande (insgesamt 604.876) hatten sich dafür entschieden, „daß das frühere Land Oldenburg als selbständiges Bundesland wiederhergestellt wird“, wie es auf dem von der Landesregierung formulierten Stimmzettel hieß. Das waren weit mehr als die 25 %, die der Artikel 29 des Grundgesetzes für einen Erfolg dieser Abstimmung forderte. Das Abstimmungsergebnis erlegte es nunmehr dem Bundesgesetzgeber auf, die Landeszugehörigkeit Oldenburgs durch Bundesgesetz zu regeln. Der Grund zur Genugtuung und Freude war bei den weit mehr als fünfzig Prozent, die sich in den beiden Südoldenburg-Kreisen für die Wiederherstellung der Selbständigkeit Oldenburgs entschieden (im Kreise Vechta 62,56 Prozent und im Kreise Cloppenburg 52,79 Prozent), recht verschieden - so verschieden wie die Erwartungen waren, die man in den Volksentscheid setzte. Von der nüchternen Feststellung, einen Rechtstitel gewahrt zu haben, den das Grundgesetz dem früher selbständigen und 1946 ohne demokratische Legitimation durch Anordnung der britischen Besatzungsmacht mit Braunschweig, Hannover und Schaumburg-Lippe zum Lande Niedersachsen zusammengelegten Lande bot und der bei der im Gespräch befindlichen Neugliederung der Bundesländer von entscheidender Bedeutung sein konnte, über die Genugtuung, noch einmal wieder traditionelle oldenburgische Solidarität bewiesen und es „denen in Hannover“ noch mal „so richtig gezeigt“ zu haben, bis zur Gewißheit, eine gute Ausgangsbasis für speziell oldenburgische Wünsche bei der anstehenden Gebietsreform geschaffen zu haben, spannte sich der Bogen, der die vielfältigen Motive zusammenfaßte, die die Bevölkerung zur Stimmabgabe bewogen hatte. Für die ganze Bundesrepublik war der erfolgreiche Ausgang der im Lande Niedersachsen durchgeführten beiden Volksentscheide in Oldenburg und Schaumburg-Lippe – hier stimmten sogar 39,6 Prozent für die Wiederherstellung des Landes – eine Riesenüberraschung. Für Niedersachsen hatte man wie für Rheinland-Pfalz, wo am selben Tage vier Volksentscheide stattfanden, eine Entscheidung für die bestehende Regelung erwartet. Die Überraschung traf auch und vor allem die Politiker in Bonn und Hannover, die durchweg Ratlosigkeit über den weiteren Gang der Dinge an den Tag legten. Bei der abstimmenden Bevölkerung Oldenburgs – vor allem Südoldenburgs – war die Überraschung nicht mehr ganz so groß, da sich in den Tagen vor der

Abstimmung zunehmendes Interesse für den Volksentscheid abzeichnete – bemerkenswert vor allem deswegen, weil von staatlicher Seite keinerlei Aufklärung oder Einflußnahme in der ganzen Sache erfolgte und alles der privaten oder kommunalen Initiative anheimgestellt blieb. Auch die Medien im Verwaltungsbezirk zeigten große Zurückhaltung – mit Ausnahme der beiden Zeitungen im Süden des Landes, wo vor allem die Oldenburgische Volkszeitung in Vechta sich für den Volksentscheid engagierte und immer wieder gedankliches Rüstzeug für die Propagierung beitrug.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, die Heimatvereine, eine ganze Anzahl weiterer Verbände und Vereine trugen den Einsatz für den Volksentscheid mit. Der Heimatbund brachte ein in Tausenden von Exemplaren vertriebenes Flugblatt heraus mit dem Appell: „Stimmen Sie am 19. Januar 1975 für Oldenburg“, um eine gerechtere und für uns vorteilhaftere Einteilung der Bundesländer zu erreichen, eine Abtrennung von Gebietsteilen der Landkreise Cloppenburg und Vechta und ihren Anschluß an Osnabrück zu verhindern, die Existenz der Landkreise Cloppenburg und Vechta im Oldenburger Münsterland zu sichern und die bestehenden und bewährten regionalen Einrichtungen zu erhalten.

Um die Werbung für den Volksentscheid auch über Süoldenburg hinaus wirksam werden zu lassen, gründete sich ein vor allem von Süoldenburgern getragener „Verein zur Förderung der Oldenburgischen Heimat“ mit einem Büro in Oldenburg. In Delmenhorst setzte sich die Bürgerinitiative „Delmenhorst muß kreisfrei bleiben“ für den Volksentscheid ein. Auch Bundes- und Landespolitiker traten je nach persönlicher oder parteipolitischer Einstellung mehr oder weniger für die Sache ein. Vor allem waren es aber Kommunalpolitiker, die in zahlreichen Versammlungen das oder besser die Anliegen des Volksentscheids publik machten.

Beim Vergleich der Abstimmungsergebnisse zeigt sich ein starkes Gefälle von Süd nach Nord. Während die Kreise Vechta und Cloppenburg über fünfzig Prozent lagen, erzielten die Kreise Oldenburg-Land und Ammerland 32,93 bzw. 30,91 Prozent und die Landkreise Friesland und Wesermarsch fielen auf 23,47 und 11,99 Prozent ab. Bei den Städten lag Delmenhorst mit 53,3 Prozent vor der „Landeshauptstadt“ Oldenburg mit 19,52 Prozent und Wilhelmshaven mit nur 7,65 Prozent – Folge wohl der Tradition dieser Marinestadt, die bis 1937 preußische Enklave im Oldenburger Land war.

In den Ergebnissen artikulierte sich weithin der Unmut der Bevölkerung gegen die von der damaligen SPD-FDP-Regierung geplante Kreisreform. Das wirkte sich vor allem im Kreise Vechta aus, der mit Cloppenburg zusammengelegt werden sollte. Es zeigte sich deutlich aber auch in Delmenhorst, das seine Selbständigkeit als Stadt verlieren sollte. Es bestimmte auch in starkem Maße das Abstimmungsverhalten im Ammerland und spielte auch noch in Friesland mit. In den Ergebnissen kam aber auch vielfach eine Ablehnung der zur Debatte gestellten Länderneugliederung zum Ausdruck, bei der Oldenburg nach den Vorstellungen von Hannover mit Schleswig-Holstein, Hamburg und Bremen zu einem neuen Nordstaat zusammengelegt werden sollte. Natürlich spielte auch Traditionsbewußtsein mit und eine aufkommende Abneigung gegen die damals in Bonn und Hannover grassierende „Reformitis“.

Bis zur Abstimmung hatten Gruppen und Persönlichkeiten praktisch ohne große Koordination gefochten. Nach dem Abstimmungserfolg schien eine Zusammen-

Komitee Volksentscheid Oldenburg

Vorsitzender Heinz zu Jührden
2905 Edeweicht (Oldb)

Dem Volksentscheid und dem Grundgesetz

STIMMZETTEL	
für den Volksentscheid im Verwaltungsbezirk Oldenburg des Landes Niedersachsen	
Nur in einem Kreis ankreuzen!	
Ich will,	
daß das Gebiet des früheren Landes Oldenburg beim Land Niedersachsen verbleibt.	daß das frühere Land Oldenburg als selbständiges Land wiederhergestellt wird.
<input type="radio"/>	<input checked="" type="radio"/>

**gerecht
werden!**

◀ 80,85 Prozent
der Abstimmenden

Oldenburg hat sich beim Volksentscheid am 19. Januar 1975 für die Wiederherstellung seiner Selbständigkeit entschieden!

Der Gebietsteil Oldenburg des Landes Niedersachsen – bis 1946 selbständiges Bundesland – hat mit dem Volksentscheid vom 19. Januar 1975 ein verfassungsmäßiges Recht ausgeübt, das in Artikel 29, Absatz 2, des Grundgesetzes begründet ist.

Dieser Absatz 29,2 GG heißt: „In Gebietsteilen, die bei der Neugliederung der Länder nach dem 8. Mai 1945 ohne Volksabstimmung ihre Landeszugehörigkeit geändert haben, kann binnen eines Jahres nach Inkrafttreten des Grundgesetzes durch Volksbegehren eine bestimmte Änderung der über die Landeszugehörigkeit getroffenen Entscheidung gefordert werden. Das Volksbegehren bedarf der Zustimmung eines Zehntels der zu den Landtagen wahlberechtigten Bevölkerung.“

fassung der Kräfte angebracht, um dem Staat einen Verhandlungspartner für die aus dem Volksentscheid zu ziehenden Konsequenzen zu geben. Es bildete sich das „Komitee Volksentscheid Oldenburg“, das von Persönlichkeiten aus dem ganzen Lande getragen wurde. Unter dem Titel: „Dem Volksentscheid und dem Grundgesetz gerecht werden“ verfaßte es ein sechsseitiges Flugblatt, das an Regierungsstellen und Politiker im ganzen Bundesgebiet versandt wurde und ihnen die historischen Grundlagen und die aktuelle Bedeutung des Volksentscheides darlegte.

Im Herbst 1975 legte die Bundesregierung den vom Artikel 29 GG geforderten Gesetzentwurf zur Landeszugehörigkeit der Volksentscheidungsgebiete vor. Sein wesentlicher Passus hieß: „Der Verwaltungsbezirk Oldenburg und der Landkreis Schaumburg-Lippe – nach dem Gebietsstand vom 9. April 1956 – verbleiben beim Land Niedersachsen.“ Bevor der Gesetzentwurf im Bundestag zur Abstimmung kam, setzte der Innenausschuß eine Anhörung in Bonn an, zu der Vertreter des Komitees Volksentscheid Oldenburg und des Vereins zur Förderung der oldenburgischen Heimat unter ihren Vorsitzenden Landrat Heinz zu Jührden-Westerstede und Kaufmann Georg Aßmann-Vechta geladen wurden.

In der Anhörung brachten beide Gruppen zum Ausdruck, daß sie den Gesetzentwurf nicht als verfassungsgemäß ansehen könnten. Wenn die Bundesregierung glaube, vom Ergebnis des Volksentscheides abweichen zu sollen, weil das im Interesse der Ziele einer Länderneugliederung erforderlich sei, dann müsse sie zumindest eine Konzeption für die Neugliederung vorlegen. Nach dem Ergebnis des Volksentscheides bleibe nur die Alternative, Oldenburg wiederherzustellen oder die Neugliederung des Bundesgebietes vorzunehmen. Für den Fall der Verabschiedung des vorliegenden Entwurfs kündigten sie Verfassungsklage in Karlsruhe an.

Am 9. Dezember 1975 zog der Bundestag – der Bundesrat erhob keinen Einspruch – dann trotzdem den Schlußstrich, indem er dem Entwurf mit der hauchdünnen Mehrheit von fünf Stimmen seine Zustimmung gab. Die Unionsparteien stimmten gegen das Gesetz, weil SPD und FDP den von der Union vorgelegten Entschließungsantrag ablehnten, der dafür eintrat, die Ergebnisse des Volksentscheides bei der Gebiets- und Verwaltungsreform in Niedersachsen zu berücksichtigen, geschichtlichen und kulturellen Zusammenhängen Rechnung zu tragen und landsmannschaftlich gewachsene Strukturen nicht auseinanderzureißen. Der Bundespräsident unterzeichnete das Gesetz Anfang Januar 1976, das damit binnen der grundgesetzlich geforderten Jahresfrist nach dem Volksentscheid in Kraft gesetzt wurde.

Durch den 1976 erfolgten Regierungswechsel in Hannover, durch den die SPD-FDP-Regierung, unter der der Volksentscheid stattgefunden hatte, zunächst von einer CDU-Minderheitsregierung und dann durch eine CDU-FDP-Regierung abgelöst wurde, erledigten sich einige der Anliegen, die dem Volksentscheid zum Erfolg verholfen: Die Kreise Cloppenburg und Vechta sowie die Kreise Ammerland und Oldenburg, die nach dem SPD-FDP-Konzept zusammengelegt werden sollten, blieben als selbständige Kreise erhalten – ebenso wie die

Unmittelbar nach dem Volksentscheid bildete sich das „Komitee Volksentscheid Oldenburg“. In ihm schlossen sich Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens im Oldenburger Lande zusammen, um das Wollen derer zu vertreten, die mit ihren Stimmen dem Volksentscheid zum Erfolg verholfen hatten.



ZUM VOLKSENTSCHEID

am 19. Januar 1975

Stimmen Sie am 19. Januar 1975 für OLDENBURG

Wir sind legitimiert, die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung Süldenburgs aufzurufen, am 19. Januar 1975 die Ja-Stimme dafür abzugeben, „daß das frühere Land Oldenburg als selbständiges Land wiederhergestellt wird,“ denn

- Wir Oldenburger können den Bundesgesetzgeber zwingen, endlich eine gerechtere und für uns vorteilhaftere Einteilung der Bundesländer zu beschließen.
- Wir verhindern das Abtrennen von Gebietsteilen der Landkreise Cloppenburg und Vechta von Oldenburg zu Osnabrück.
- Wir bekennen uns als Oldenburger Münsterland zu unseren Landkreisen Cloppenburg und Vechta.
- Wir erhalten unsere bestehenden und bewährten regionalen Einrichtungen wie: Kirchen, Kammern, Sparkassen, Brandkassen, Bibliotheken, Museen etc.



Nutzen Sie die Chance für alle Bürger! –

Stimmen Sie für Oldenburg!
Es geht um unsere Zukunft in Land und Kreis.

Heimatbund
Oldenburger Münsterland
Aktionskomitee:
Landkreis
Vechta
Landkreis
Cloppenburg

Wer am 19. Januar
keine Zeit hat,
kann jetzt durch
Briefwahl
wählen.

Wahlrecht ist Wahlpflicht – auch am 19. Januar

Flugblatt des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

* *Wahlzettel umseitig!*

Da das Volksbegehren des Jahres 1956 im ehemaligen Land Oldenburg die erforderliche Stimmzahl erreichte, ist der Gesetzgeber nach Artikel 29 Abs. 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik verpflichtet, bis zum 31. März 1975 einen Volksentscheid im Gebiet des früheren Landes Oldenburg durchzuführen. Es war das erklärte Ziel des Volksbegehrens von 1956, eine Verankerung bestimmter regionaler Selbstverwaltungsrechte in der gewachsenen Einheit Oldenburgs durchzusetzen, nicht die Wiederherstellung des Landes Oldenburg.

Es ist wiederum, und nun letztmalig, in einer Abstimmung möglich, ein eindeutiges und politisch eindrucksvolles Bekenntnis zur landsmannschaftlichen Einheit und Heimat Oldenburg, zur Einheit des Oldenburger Münsterlandes in seiner historisch gewachsenen und bewährten Zugehörigkeit zu Oldenburg abzulegen und eine rechtliche Verankerung vielfältiger und berechtigter Selbstverwaltungsrechte zu erreichen.

Schließlich ist dieser Volksentscheid am 19. Januar sogar ein wirksames Instrument, eine allgemein geforderte Landesneugliederung in Norddeutschland zwingend zur Entscheidung zu stellen. Das positive Votum zum Oldenburgischen Volksentscheid bietet also die willkommene Gelegenheit, bei einer Neugliederung der nördlichen Bundesländer auch dem wirtschaftlich und finanziell zu schwachen Land Niedersachsen zu einem besseren Länderzuschnitt zu verhelfen.

Der Volksentscheid vom 19. Januar 1975 könnte also den Bundestag auf keinen Fall zwingen, ein nicht existenzfähiges „Bundesland Oldenburg“ ins Leben zu rufen.

Wenn sich aber – wie wir hoffen – die erforderliche Anzahl stimmberechtigter Wähler für die Selbständigkeit Oldenburgs entscheidet, bedeutet dies den bindenden Auftrag an den Bundesgesetzgeber, über die Landeszugehörigkeit zu entscheiden, aber vor allem unter dem Gesichtspunkt, endlich lebensfähige Bundesländer – wie Nordrhein-Westfalen – zu schaffen.

Darüberhinaus aber bedeutet der Volksentscheid am 19. Januar für Oldenburger wie speziell auch für Süddoldenburger zusätzlich die willkommene Möglichkeit, in einem politischen Willensentscheid demonstrativ die Zusammengehörigkeit der Oldenburger einerseits und die der Oldenburger Münsterländer in den bestehenden Landkreisen Cloppenburg und Vechta andererseits, zu bekunden.

Für Süddoldenburg ist dies im jetzigen Augenblick von außerordentlicher Bedeutung, denn es wird der räumliche Bezug unseres süddoldenburger Gebietes teilweise anders gesehen, z. B. in der Aufteilung der Bundesgebiete in 38 Gebietseinheiten; danach wird im Bundesentwicklungsplan der Raum Süddoldenburg eigenartigerweise nicht Oldenburg, sondern Osnabrück zugewiesen. Ferner gilt es zu bedenken, daß auf Grund Osnabrücker Pläne nach der Bezirksreform der Regierungspräsident in Osnabrück bestehen bleiben soll. In diesem Planvorhaben aber ist vorgesehen, daß der Kreis Vechta und ein Großteil des Kreises Cloppenburg dem Bezirk Osnabrück zugeschlagen werden soll. Dies würde die in Jahrhunderten gewachsene Einheit Süddoldenburgs zerstören; mit der Abstimmung für das Oldenburg-Referendum könnte man solchen Plänen eine überzeugende Absage erteilen.

Gerade die Geschichte des Oldenburger Münsterlandes, die gewachsene und stets von zwei Verwaltungszentren getragene Einheit unterstreicht deutlich, wie gravierend nachteilig für die Bevölkerung eine zu weit entfernt liegende Metropole sich wirtschaftlich, strukturell und kulturell auswirkt.

Wir Münsterländer waren über Jahrhunderte – weit entfernt von der Metropole Münster – unbedeutendes „fünftes Rad“ am Wagen, sind überzeugte Oldenburger Münsterländer geworden und wurden hier viertes, mittragendes Rad am Wagen; deswegen möchten wir auf keinen Fall „Osnabrücker Münsterländer“ und damit wieder „fünftes Rad“ am Wagen werden.

Die Rückseite des Flugblattes mit den Begründungen des „Ja“

Stadt Delmenhorst kreisfrei blieb, die in den Kreis Wesermarsch hatte eingekreist werden sollen. Die Verwaltungsstruktur des früheren Landes Oldenburg blieb somit im wesentlichen erhalten – bis auf eine schmerzliche Regelung in Friesland, bei der Jever den Kreissitz verlor.

Noch bevor die Gebietsreformgesetzgebung in Niedersachsen abgeschlossen wurde, reichte das Komitee Volksentscheid Oldenburg die angekündigte Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe ein, die von Prof. Dr. Günter Püttner-Speyer vertreten wurde und sich auf ein Gutachten des Verfassungsrechtlers Prof. Dr. Hans-Ulrich Evers-Salzburg stützen konnte. Karlsruhe entschied am 1. 8. 1978 dahin, daß die Verfassungsbeschwerde „verworfen“ werde. Am gleichen Tage beschloß der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichts auch, daß der Normenkontrollantrag „unzulässig“ sei, den die beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta zusammen mit dem Bundestagsabgeordneten Manfred Carstens, Emstek und den Landtagsabgeordneten Clemens August Krapp, Vechta und Otto Jenzok, Delmenhorst (alle CDU) gestellt hatten.

Aus den beiden Entscheidungen Karlsruhes, die kurz vor der redaktionellen Fertigstellung des Jahrbuchs ergingen, ergibt sich endgültig, daß der Oldenburger Volksentscheid keine gebietsändernden Folgen für die Länder der Bundesrepublik haben wird: Oldenburg bleibt bei Niedersachsen und das Bundesgebiet wird nicht neugegliedert. Es bleibt nicht die Zeit, und ist hier auch nicht der Ort, in eine Wertung der verfassungsrechtlichen Entscheidungen einzutreten, die in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend sind.

Unbefriedigend vor allem, weil sie den Antragstellern und Beschwerdeführern die Aktivlegitimation zu ihrem Vorgehen absprechen, was besagt, daß der abstimmenden Bevölkerung ein angemessener Rechtsschutz gegenüber der öffentlichen Gewalt nicht zugebilligt wird, und unbefriedigend auch, weil der **V o l k s e n t s c h e i d** vom 19. 1. 75 zu einer **V o l k s b e f r a g u n g** rein informativen Charakters abgewertet wird, was ganz klar gegen den Sprachgebrauch und gegen die Formulierung verstößt, die der Abstimmung zugrunde lag: „Ich will, daß das frühere Land Oldenburg als selbständiges Land wiederhergestellt wird.“

Die Folge der Karlsruher Entscheidung wird bei vielen Ärgernis an der und Enttäuschung durch die Demokratie sein, die Abstimmungen zuläßt, deren Bedingungen und Konsequenzen nicht eindeutig und allgemeinverständlich fixiert sind. Schon jetzt ist sicher, daß die verfassungsrechtliche Diskussion um die Entscheidung keineswegs zu Ende ist.

Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsmobilität in Südoldenburg

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Eine Arbeit aus der Forschungsstelle für Nordwestniedersächsische Regionalforschung an der Universität Osnabrück, Abteilung Vechta.

Problemstellung

Ziel des Beitrages ist es, anhand ausgewählter statistischer Übersichten einen Eindruck von der Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsmobilität in Südoldenburg zu vermitteln. Die vorgelegten Statistiken werden dabei jedoch nicht in allen Einzelheiten interpretiert, durch gezielte Hinweise soll zu einer vertiefenden Eigenbeschäftigung mit den vorgelegten Materialien angeregt werden. Ein besonderes Anliegen ist es, die beiden südoldenburgischen Kreise hinsichtlich ablaufender Prozesse zu vergleichen und Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede aufzuzeigen. Daneben wird angestrebt, sie in den größeren Rahmen Nordwestniedersachsens einzuordnen. Der Beitrag soll ebenfalls zeigen, daß vor allem die Bevölkerungsmobilität noch keineswegs in ausreichender Weise wissenschaftlich durchleuchtet worden ist hinsichtlich der Faktoren, die Zu- und Fortzüge steuern, sowie bezüglich der regionalen Verteilung. Hier ist noch grundlegende Arbeit zu leisten.

1. Bevölkerungsentwicklung

Eine Analyse der langfristigen Bevölkerungsentwicklung (Tab. 1) zeigt, daß in beiden Kreisen eine kontinuierliche Bevölkerungszunahme festgestellt werden kann (vgl. dazu auch WINDHORST 1972). Der Kreis Vechta weist gegenüber dem Kreis Cloppenburg höhere Zuwachsraten auf, allerdings ist dabei die Eingemeindung von Vörden in die Gemeinde Neuenkirchen zu berücksichtigen. Der Unterschied im Anteil an der Gesamtbevölkerung Südoldenburgs ist dabei von 13,6 % (1939) auf 6 % (1976) gesunken. Eine Annäherung im Bevölkerungspotential zeichnet sich ab.

Tab. 1: Bevölkerungsentwicklung in Südoldenburg zwischen 1939 und 1977
(Quelle: amtliche Statistik)

	1939	1950	1961	1970	1975	1976	1977*
Vechta	52176	79125	76013	86557	95018	95859	96499
Cloppenburg	68595	94791	90979	104095	107425	108015	108315
Südoldenburg	120771	174916	166992	190652	202443	203874	204814
	Relative Anteile						
Vechta	43,2	45,2	45,5	45,4	46,9	47,0	47,1
Cloppenburg	56,8	54,8	54,5	54,6	53,1	53,0	52,9
Südoldenburg	100	100	100	100	100	100	100
	Index (1970 = 100)						
Vechta	60	91	88	100	109	111	111
Cloppenburg	66	91	87	100	103	104	104
Südoldenburg	63	92	88	100	106	107	107

* 30. 9. 1977

Tab. 2: Die Bevölkerungsentwicklung in den Kreisen Cloppenburg und Vechta im Vergleich zu der in den übrigen Landkreisen und kreisfreien Städten Nordwestniedersachsens in den Jahren 1975 und 1976.

(Quelle: amtliche Statistik)

Kreis		Wohnbevölkerung	Bevölkerungsdichte E/qkm	Geburtenrate ‰	Geburtenüberschuß oder -defizit	Wanderungsgewinn oder -verlust	Veränderung der Wohnbevölkerung 1975-1976
Osnabrück St.	1975	161671	1348	9,40	- 599	- 1404	- 1410
	1976	160242	1338	9,35	- 581	- 829	
Ash.-Hümml.	1975	77949	65	15,33	381	- 251	110
	1976	78059	65	16,19	484	- 374	
Bentheim	1975	109114	127	12,67	344	- 567	- 257
	1976	108857	126	11,91	304	- 561	
Lingen	1975	87118	102	14,54	362	- 195	314
	1976	87432	103	14,67	477	- 163	
Meppen	1975	77983	82	13,81	409	- 330	371
	1976	78354	83	14,46	471	- 100	
Osnabrück	1975	281579	133	11,51	- 1	514	791
	1976	282329	133	11,40	117	674	
Reg.-Bez.	1975	795354	130	12,17	896	- 2233	- 81
Osnabrück	1976	795273	130	12,19	1272	- 1353	
Delmenhorst	1975	71488	1147	11,61	- 39	535	11
	1976	71499	1147	11,63	8	3	
Oldenburg St.	1975	134706	1311	9,64	- 420	426	- 95
	1976	134611	1310	9,27	- 340	254	
Wilhelmsh. St.	1975	103417	994	8,81	- 410	- 391	- 878
	1976	102539	985	8,68	- 484	- 394	
Ammerland	1975	87172	120	10,89	- 38	493	
	1976	87556	121	10,40	40	344	384
Cloppenburg	1975	107425	76	13,75	407	- 154	
	1976	108015	76	14,32	575	15	590
Friesland	1975	95165	156	10,51	- 74	260	
	1976	95313	156	9,86	- 148	296	148
Oldenburg	1975	82556	97	10,38	- 67	719	
	1976	83748	98	10,40	- 6	1198	1192
Vechta	1975	95018	117	13,54	410	129	
	1976	95859	118	13,90	466	375	841
Wesermarsch	1975	95391	116	9,36	- 2	153	
	1976	94355	115	10,67	- 146	- 890	- 1036
Verw.-Bez.	1975	872338	158	10,89	- 233	2170	
Oldenburg	1976	873495	159	10,97	- 44	1201	1157
Emden St.	1975	53509	479	11,14	- 49	- 353	- 101
	1976	53408	478	11,78	78	- 179	
Aurich	1975	79061	126	12,36	205	- 207	- 131
	1976	78930	126	12,38	148	- 279	
Leer	1975	142144	131	11,68	21	- 4	- 93
	1976	142051	131	12,05	225	- 318	
Norden	1975	85462	132	11,22	- 30	395	
	1976	85895	132	10,43	- 25	458	433
Wittmund	1975	52887	81	10,76	23	213	
	1976	52836	81	11,43	21	- 72	- 51
Reg.-Bez.	1975	413063	132	11,53	170	44	
Aurich	1976	413120	132	11,66	447	- 390	57
Nordwest-Niedersachsen	1975	2080755	141	11,50	833	- 19	
	1976	2081088	141	11,57	1675	- 542	1133

Betrachtet man die kurzfristige Entwicklung der Bevölkerung (1975-1976) im Vergleich zu den Kreisen Nordwestniedersachsens, lassen sich folgende Ergebnisse festhalten (Tab. 2). Hinsichtlich der Geburtenrate rangieren die Kreise Cloppenburg und Vechta nach Aschendorf-Hümmling, Lingen und Meppen auf den Plätzen drei und vier. Während die Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück bis 1976 einen zunehmenden Geburtenüberschuß aufwiesen, zeichnete sich der Verwaltungsbezirk Oldenburg durch ein Geburtendefizit aus, das allerdings rückläufig ist. Im Verwaltungsbezirk Oldenburg fällt Südoldenburg durch seine hohe natürliche Bevölkerungszunahme heraus; sieht man von Delmenhorst (1976) ab, weisen die übrigen Kreise Geburtendefizite auf. Die höheren Geburtenraten in den überwiegend katholischen Kreisen sind offensichtlich.

Unter Berücksichtigung der Wanderungsgewinne bzw. -verluste bietet sich allerdings ein anderes Bild. Der Verwaltungsbezirk Oldenburg hatte im Gegensatz zu den beiden Regierungsbezirken Nordwestniedersachsens hohe Wanderungsgewinne aufzuweisen. Bemerkenswert ist, daß die städtischen Zentren im Verwaltungsbezirk offensichtlich als Wohn- und Arbeitsort weiterhin attraktiv sind, während die übrigen städtischen Zentren Bevölkerungsverluste vermeiden. Im Gegensatz zum Kreis Cloppenburg tritt im Kreis Vechta zu den hohen Geburtenzahlen noch ein beträchtlicher Wanderungsgewinn, woraus sich die schnelle Bevölkerungszunahme erklärt.

Eine Analyse auf Gemeindeebene (Tab. 3) vermag die unterschiedliche Entwicklung in Südoldenburg weiter zu erhellen. Insgesamt scheint die Phase sehr niedriger Geburtenraten aufgefangen worden zu sein, ein leichter Anstieg zeichnet sich ab. Die Werte schwanken in den einzelnen Städten und Gemeinden beträchtlich. Lastrup, Lönningen und Dinklage weisen niedrige Geburtenraten auf, Holdorf, Garrel und Bakum rangieren 1976 an der Spitze. Ein deutlicher Unterschied zwischen den Städten und ländlichen Gemeinden ist ebenso wenig feststellbar wie zwischen Gemeinden mit einem höheren Anteil an Protestanten oder überwiegend katholischer Bevölkerung.

Bezieht man die Wanderungen mit ein, wird die unterschiedliche Wirtschaftsstruktur der Städte und Gemeinden offensichtlich. Ein Angebot an attraktiven Arbeitsplätzen führt zu hohen Wanderungsgewinnen, demgegenüber sind in den überwiegend agrarisch strukturierten Gemeinden deutlich geringere Zuwachsraten zu verzeichnen, z. T. sogar beträchtliche Verluste, zumal dann, wenn in der Landwirtschaft noch Strukturprobleme auftreten. Bei der hohen Zuwachsrate in Damme ist die Ansiedlung von Spätaussiedlern zu berücksichtigen.

2. Bevölkerungsstruktur

Aussagen zur Bevölkerungsstruktur gestalten sich schwierig, weil seit der Volkszählung des Jahres 1970 keine vergleichbar detaillierten Erhebungen zur Erwerbsstruktur durchgeführt wurden. Gewisse Tendenzen deuten sich im Mikrozensus an.

Zwischen 1961 und 1970 erfolgte ein einschneidender Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Erwerbspersonen (vgl. WINDHORST 1976, S. 230), gleichzeitig nahm im sekundären und vor allem im tertiären Produktionssektor die Zahl der Beschäftigten stark zu (Tab. 4). Diese Erscheinung hat sich bis in die Gegenwart fortgesetzt. Im Kreis Vechta dürfte der Anteil des primären

Tab. 3: Bevölkerungsentwicklung in den Gemeinden Südoldenburgs in den Jahren 1975 und 1976
(Quelle: amtliche Statistik)

Gemeinde		Wohn- bevölkerung	Bevölke- rungsdichte E/qkm	Geburten- rate ‰	Geburten- überschuß oder - defizit	Wande- rungs- gewinn oder - verlust	Verände- rung der Be- völkerung 1974-1975 1975-1976
Barßel	1975	8252	97,9	15,75	52	- 34	18
	1976	8306	98,5	15,65	37	17	54
Bosel	1975	5043	50,4	15,66	23	- 10	10
	1976	5061	50,6	13,83	30	- 12	18
Cappeln	1975	4285	55,9	15,54	30	19	49
	1976	4276	56,2	17,34	47	- 56	9
Cloppenburg	1975	19757	280,0	13,56	62	- 50	12
	1976	19900	282,1	13,82	103	40	143
Emstek	1975	7243	67,0	13,25	31	- 12	19
	1976	7272	67,3	14,43	41	- 12	29
Essen	1975	6190	63,2	10,82	- 8	- 39	- 47
	1976	6253	63,8	14,87	18	45	63
Friesoythe	1975	16065	65,4	15,06	98	- 47	51
	1976	16070	65,4	15,49	116	- 111	5
Garrel	1975	7792	68,9	14,24	55	- 23	22
	1976	7876	69,6	16,00	80	4	84
Lastrup	1975	5264	61,8	10,44	- 12	- 41	- 53
	1976	5310	62,4	10,73	- 7	53	46
Lindern	1975	3927	60,3	14,51	19	- 26	- 7
	1976	3912	60,0	13,54	17	- 32	- 15
Löningen	1975	10717	74,9	11,94	23	4	27
	1976	10703	74,8	11,68	17	- 31	- 14
Molbergen	1975	4597	44,9	14,14	30	143	173
	1976	4666	45,6	13,29	17	52	69
Saterland	1975	8293	66,2	14,59	4	- 38	- 34
	1976	8410	67,1	15,22	59	58	117
Kreis Cloppenburg	1975	107425	75,8	13,75	407	- 154	253
	1976	108015	76,2	14,32	575	15	590
Bakum	1975	4538	57,7	15,64	35	- 56	- 21
	1976	4544	57,8	15,63	19	- 13	6
Damme	1975	12084	115,8	12,99	63	83	146
	1976	12404	118,8	14,75	83	237	320
Dinklage	1975	8286	114,0	10,62	16	18	34
	1976	8428	116,0	11,87	18	124	142
Goldenstedt	1975	6591	74,5	11,68	- 4	- 76	- 80
	1976	6575	74,3	13,23	9	- 25	- 16
Holdorf	1975	4784	87,2	15,67	27	- 5	22
	1976	4747	86,5	18,33	50	- 87	- 37
Lohne	1975	17859	196,9	15,48	133	105	238
	1976	18035	198,9	14,80	132	44	176
Neuenkirchen	1975	5556	61,2	12,24	5	28	33
	1976	5575	61,4	14,35	18	1	19
Steinfeld	1975	6280	105,1	13,69	11	- 48	- 37
	1976	6250	104,6	12,64	11	- 41	- 30
Vechta	1975	21786	248,0	13,04	82	64	146
	1976	21868	249,2	12,58	77	5	82
Visbek	1975	7254	86,3	14,34	42	16	58
	1976	7433	88,4	13,99	49	130	179
Kreis Vechta	1975	95018	117,0	13,54	410	129	539
	1976	95859	118,0	13,90	466	375	841

Tab. 4: Erwerbstätige nach Wirtschaftszweigen in Südoldenburg in den Jahren 1961 und 1970
(Quelle: Volkszählungen 1961 u. 1970)

Jahr		Land- und Forstwirtschaft		Produzierendes Gewerbe		Handel und Verkehr		Sonstige		Gesamt Anzahl
		Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	
1961	VEC	12830	37,0	11601	34,0	4398	13,0	5567	16,0	34396
	CLP	20395	47,0	11929	28,0	5387	13,0	5280	12,0	42991
	SO	33325	43,0	23530	30,0	9785	13,0	10947	14,0	77387
1970	VEC	7122	21,3	13523	40,4	5106	15,3	7688	23,0	33439
	CLP	11545	28,4	15708	38,6	6045	14,9	7378	18,1	40676
	SO	18667	25,3	29231	39,4	11151	15,0	15066	20,2	74115

Tab. 5: Altersstruktur der Bevölkerung in den Kreisen Südoldenburgs im Vergleich zu Nordwestniedersachsen und Niedersachsen (1975)
(Quelle: amtliche Statistik)

Alter	Vechta	Cloppenburg	Nordwestniedersachsen	Niedersachsen
0-6	9,4	10,1	8,2	7,1
6-15	20,6	21,9	17,7	15,5
15-18	6,1	6,2	5,2	4,7
18-25	11,1	9,8	9,8	9,5
25-45	24,4	23,4	25,8	26,7
45-65	17,9	18,1	20,2	21,5
üb. 65	10,5	10,5	13,1	15,0

Sektors inzwischen unter 20 % gesunken sein, im nördlichen Nachbarkreis zwischen 23 und 25 % liegen.

Ein Blick auf die Altersstruktur zeigt, daß sich Südoldenburg gegenüber dem nordwestlichen Niedersachsen und Gesamtniedersachsen durch eine recht junge Bevölkerung auszeichnet (Tab. 5). Über ein Drittel der Einwohner ist unter 18 Jahre alt, nur etwa 10 % über 65 Jahre. Hierin drückt sich einmal die hohe Geburtenrate aus, zum anderen jedoch auch der Wanderungsgewinn an jungen Familien.

3. Bevölkerungsmobilität

Es soll hier nicht zur Berufspendelwanderung Stellung genommen werden, sondern zum Wanderungsverhalten, das mit einer Verlagerung des Wohnsitzes verbunden ist.

Betrachten wir zunächst die Wanderungsbewegungen in den Kreisen gesamt (Tab. 6). Ein Vergleich zeigt, daß bezüglich der Umzüge innerhalb des jeweiligen Kreisgebietes keine Unterschiede festzustellen sind. In beiden südoldenburgischen Kreisen entfällt etwa ein Drittel der Wanderungsfälle auf Umzüge im Kreis. Wie der Ausbau von Wohnsiedlungen in den Städten und Kirchorten erkennen läßt, erfolgt eine Abwanderung aus den umliegenden Bauerschaften. Verlassen wir jedoch den engeren Raum, sieht man, daß sich im Falle Cloppenburgs über 40 % der Wanderungen innerhalb Niedersachsens zutragen, während hier für den Kreis Vechta geringere Werte festzuhalten sind (35-36 %). Die Zu- und Fortzüge erfolgen hier stärker auch aus anderen Bundesländern.

Tab. 6: Wanderungsbewegungen der Bevölkerung in den Kreisen Südoldenburgs nach Regionen in den Jahren 1975 und 1976
(Quelle: amtliche Statistik)

	Vechta				Cloppenburg			
	1975 absolut	v. H.	1976 absolut	v. H.	1975 absolut	v. H.	1976 absolut	v. H.
Wanderungen								
Zuzüge	4475	–	4554	–	4594	–	4523	–
Fortzüge	4346	–	4179	–	4748	–	4508	–
Saldo	+ 129	–	+ 375	–	- 154	–	+ 15	–
innerhalb des Kreises								
Zuzüge	1474	32,9	1413	31,0	1507	32,8	1478	32,7
Fortzüge	1474	33,9	1413	33,8	1507	31,7	1478	32,8
innerhalb Niedersachsens								
Zuzüge	1543	34,5	1607	35,3	1794	39,1	1820	40,2
Fortzüge	1533	35,3	1511	36,2	1999	42,1	1902	42,2
Saldo	+ 10		+ 96		- 205		- 82	
über die Landesgrenze								
Zuzüge	1458	32,6	1543	33,7	1293	28,1	1225	27,1
Fortzüge	1339	30,8	1255	30,0	1242	26,2	1128	25,0
Saldo	+ 119		+ 279		+ 51		+ 97	
davon innerhalb der BR Deutschland								
Zuzüge	1223	27,3	1212	26,6	1094	23,8	989	21,9
Fortzüge	1088	25,0	1014	24,3	980	20,6	959	21,3
Saldo	+ 135		+ 198		+ 114		+ 30	
über die Grenzen der BR Deutschland								
Zuzüge	235	5,3	322	7,1	199	4,3	236	5,2
Fortzüge	251	5,8	241	5,8	262	5,5	196	3,7
Saldo	- 16		+ 81		- 63		+ 67	

Dies ist einmal lagebedingt, zum anderen jedoch auf den Universitätsstandort zurückzuführen. Die Vergabe der Studienplätze durch die Zentrale Vergabestelle in Dortmund hat das Einzugsgebiet des Standortes Vechta der Universität Osnabrück verändert, denn es kommen in zunehmendem Maße auch Studierende aus anderen Bundesländern nach Vechta. Dabei spielt sicherlich weiterhin eine Rolle, daß durch den Universitätsausbau Lehrende aus anderen Bundesländern nach Vechta gekommen sind.

Schlüsselt man die Zu- und Fortzüge nach Bundesländern auf (Tab. 7), wird die herausragende Stellung Nordrhein-Westfalens und Bremens offensichtlich. Auffallend ist, daß Cloppenburg eine stark negative Bilanz bezüglich Bremens aufweist, während Vechta eine nahezu ausgeglichene oder sogar positive Bilanz kennzeichnet. Hier macht sich im Falle Vechtens das Studentenaufkommen bemerkbar. Etwa 60 Studierende kommen aus Bremen, was den Unterschied zwischen den beiden Kreisen jedoch nicht allein erklärt.

Innerhalb des Landes Niedersachsens sind ebenfalls Schwerpunkte bezüglich des Wanderungsverhaltens festzustellen (Tab. 8). Während im Kreis Cloppenburg etwa drei Viertel der Wanderungsfälle auf den Verwaltungsbezirk Oldenburg entfielen, waren es im Kreis Vechta nur zwei Drittel. Der Regierungsbezirk Osnabrück rangiert für beide Kreise an zweiter Stelle, dann folgt für Vechta der

Tab. 7: Wanderungsbewegungen der Bevölkerung Südoldenburgs nach Bundesländern in den Jahren 1975 und 1976
(Quelle: amtliche Statistik)

	Vechta		Cloppenburg	
	1975	1976	1975	1976
Schleswig-Holstein				
Zuzüge	80	75	56	43
Fortzüge	60	49	51	63
Hamburg				
Zuzüge	30	47	38	27
Fortzüge	32	25	35	43
Bremen				
Zuzüge	102	126	72	35
Fortzüge	108	106	103	101
Nordrhein-Westfalen				
Zuzüge	700	655	639	582
Fortzüge	577	558	541	490
Hessen				
Zuzüge	74	69	81	53
Fortzüge	62	63	57	63
Rheinland-Pfalz				
Zuzüge	45	24	28	37
Fortzüge	36	24	14	29
Baden-Württemberg				
Zuzüge	70	69	79	79
Fortzüge	64	60	54	52
Bayern				
Zuzüge	75	88	60	64
Fortzüge	84	78	66	75
Saarland				
Zuzüge	2	2	3	3
Fortzüge	10	6	8	4
Berlin, West				
Zuzüge	45	57	38	48
Fortzüge	55	45	51	39

Regierungsbezirk Hannover, für Cloppenburg der Regierungsbezirk Aurich. Die unterschiedliche Rangfolge ist lagebedingt.

Tab. 9 zeigt eine Aufschlüsselung der Wanderungsbewegungen nach Staatsangehörigkeit und Stellung im Erwerbsleben. Im Kreis Vechta ist die Zahl der Ausländer deutlich höher als im Kreis Cloppenburg. Das unterschiedliche Gastarbeiteraufkommen spiegelt sich darin wider.

Betrachtet man die Situation bei den Erwerbspersonen, wird ein grundlegendes Problem erkennbar, auf das noch zurückzukommen ist. Beide Kreise zeichnen sich durch eine negative Bilanz aus, wobei die relativen Werte in Cloppenburg weit über denen in Vechta liegen. Bei den Nichterwerbspersonen erzielt Vechta im Gegensatz zu Cloppenburg sehr große Wanderungsgewinne. Berücksichtigt man das Alter der Zu- und Fortziehenden, lassen sich einige bemerkenswerte Erscheinungen festhalten. In beiden Landkreisen stellt die Altersgruppe von 18-25 Jahren etwa 40 % des gesamten Wanderungsaufkommens. Nur in dieser

Tab. 8: Wanderungsaustausch zwischen den Kreisen Südoldenburgs und den Regierungs- bzw. Verwaltungsbezirken Niedersachsens in den Jahren 1975 und 1976; A = Fortzüge aus, B = Zuzüge nach
(Quelle: amtliche Statistik)

Bezirk		Vechta		Cloppenburg	
		1975	1976	1975	1976
Hannover	A	235	207	94	97
	B	224	254	112	123
Hildesheim	A	43	42	44	49
	B	55	58	63	51
Lüneburg	A	31	35	73	39
	B	55	51	48	44
Stade	A	57	30	42	36
	B	50	50	39	29
Osnabrück	A	476	526	443	475
	B	431	413	541	438
Aurich	A	54	48	149	176
	B	44	40	147	132
Braunschweig	A	61	34	29	31
	B	42	32	42	32
Oldenburg	A	2060	2098	2427	2395
	B	2106	2026	2514	2531
Niedersachsen	A	3017	3020	3301	3298
	B	3007	2924	3506	3380

Tab. 9: Wanderung der Bevölkerung in Südoldenburg nach Staatsangehörigkeit und Stellung im Erwerbsleben
(Quelle: amtliche Statistik)

	Vechta		Cloppenburg	
	1975	1976	1975	1976
Deutsche				
Zuzüge	3960	3981	4271	4206
Fortzüge	3868	3688	4338	4226
Saldo	+ 92	+ 293	- 67	- 20
Ausländer				
Zuzüge	515	573	323	317
Fortzüge	478	491	410	282
Saldo	+ 37	+ 82	- 87	+ 35
Erwerbspersonen				
Zuzüge	2288	2282	2441	2376
Fortzüge	2363	2326	2628	2455
Saldo	- 75	- 44	-187	- 97
Nichterwerbspersonen				
Zuzüge	2187	2272	2153	2147
Fortzüge	1983	1853	2120	2053
Saldo	+ 204	+ 419	+ 33	+ 94

Gruppe treten Bevölkerungsverluste auf. Sie sind in Cloppenburg weitaus höher als in Vechta, in manchen Jahren sogar so hoch, daß sie durch Wanderungsgewinne in den anderen Altersgruppen nicht ausgeglichen werden können. Es ist offensichtlich, daß vor allem Jugendliche nach Beendigung der Schulzeit oder der Berufsausbildung die Landkreise verlassen. Der vergleichsweise geringe Industrialisierungsgrad und die Strukturwandlungen in der Landwirtschaft können als wesentliche Ursachen genannt werden. Derartige Bevölke-

Tab. 10: Wanderungsbewegungen in den Kreisen Südoldenburgs nach Altersgruppen im Jahre 1976
(Quelle: amtliche Statistik)

Alter	Vechta			Cloppenburg		
	Zuzüge	Fortzüge	Saldo	Zuzüge	Fortzüge	Saldo
unter 18	1207	902	+ 305	1237	1097	+ 140
18-25	1457	1709	- 252	1346	1762	- 416
25-30	681	637	+ 44	710	627	+ 83
30-50	828	685	+ 143	764	700	+ 64
50-65	177	117	+ 60	262	166	+ 96
über 65	204	129	+ 75	204	156	+ 48
gesamt	4554	4179	+375	4523	4518	+ 15

rungsverluste sind auch bei hohen Geburtenraten für eine Region auf Dauer kaum zu verkraften, weil das in die Ausbildung investierte Kapital ihr nicht wieder zugutekommt. Nur durch verstärkte Industrieansiedlungen, Schaffung attraktiver Arbeitsplätze und Anreiz zu einer längerfristigen Ansiedlung lassen sich diese Tendenzen auffangen. Erfolgversprechende Schritte dazu sind getan, doch reichen sie, wie die Statistik darlegt, noch keinesfalls aus. Das unterschiedliche Verhalten der Altersgruppen in beiden Kreisen spiegelt wiederum z. T. die Möglichkeit wider, im eigenen Landkreis eine Universität zu besuchen. Etwa 300 Studierende an der Universitätsabteilung Vechta kommen aus dem Landkreis Vechta, etwa 100 aus dem nördlichen Nachbarkreis. Damit kann die Abwanderung vieler Abiturienten aufgefangen werden (Tab. 10).

Zusammenfassung

Die kurze Durchmusterung der aufgeführten Statistiken hat eine Reihe von Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den beiden südoldenburgischen Landkreisen aufgezeigt. Sie sollen hier thesenartig zusammengefaßt werden:

- Die Bevölkerung steigt im Kreis Vechta schneller als im Kreis Cloppenburg, eine Annäherung in der Zahl der Gesamtbevölkerung zeichnet sich ab.
- Cloppenburg und Vechta weisen im Gegensatz zu den übrigen Kreisen des ehemaligen Verwaltungsbezirkes Oldenburg hohe Geburtenüberschüsse auf.
- Zum hohen Geburtenüberschuß kommt im Kreis Vechta noch ein beträchtlicher Wanderungsgewinn, der dazu führte, daß dieser Kreis im Jahre 1976 hinter dem Landkreis Oldenburg die höchste absolute Bevölkerungszunahme in Nordwestniedersachsen aufzuweisen hatte.
- Auf Gemeindeebene zeichnet sich eine Bevorzugung der Orte mit einer vielseitigen Industrie ab, gleichzeitig verlieren die stärker agrarisch strukturierten Gemeinden an Bevölkerung oder fallen in ihren Zuwachsraten weit zurück.
- Die Landwirtschaft spielt in der Erwerbsstruktur trotz der stark rückläufigen Zahl an Erwerbspersonen in diesem Wirtschaftszweig immer noch eine hervorragende Rolle.
- Die Bevölkerung Südoldenburgs kann im Gegensatz zum Landesdurchschnitt als jung bezeichnet werden, mehr als ein Drittel ist unter 18 Jahre alt.
- Hinsichtlich der Bevölkerungsmobilität bestehen zwischen den beiden Landkreisen kennzeichnende Unterschiede. Während Cloppenburg bezüglich des

Wanderungsverhaltens seiner Bevölkerung stärker auf den ehemaligen Verwaltungsbezirk Oldenburg und Niedersachsen ausgerichtet ist, zeichnet sich Vechta durch eine stärkere Streuung aus. Beiden Kreisen ist gemeinsam, daß sie eine negative Bilanz beim Wanderungsverhalten der Erwerbspersonen aufweisen und vor allem ausgebildete Jugendliche abwandern.

- Die Universitätsabteilung in Vechta beeinflusst das Bild der Bevölkerungsmobilität dahingehend, daß eine stärkere regionale Streuung bezüglich der Zu- und Fortzüge vorliegt und die Bevölkerungsverluste in der Altersgruppe von 18-25 Jahren nicht so hoch sind, weil eine große Zahl von Abiturienten aus dem Kreis Vechta diese Hochschule zum Studium aufsucht.

Literatur:

Meißner, H.-A.: Der Einzugsbereich der Abteilung Vechta der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen. In: JfdOM 1971, S. 188-200.

ders.: Zur Berufspendelwanderung in Südoldenburg. In: JfdOM 1973, S. 128-143.

Schweer, J.: Die wirtschaftsräumliche Aufwärtsentwicklung im Landkreis Cloppenburg. In: Heimatchronik des Kreises Cloppenburg. Köln 1971, S. 167-199.

Wilkens, W.: Gastarbeiter in Südoldenburg. In: JfdOM 1972, S. 190-192.

Windhorst, H.-W.: Zur Bevölkerungsdynamik Südoldenburgs. In: JfdOM 1972, S. 183-189.

ders.: Spezialisierte Agrarwirtschaft in Südoldenburg. Eine agrargeographische Untersuchung. Leer 1975.

ders.: Sozial- und Wirtschaftsstruktur des Kreises Vechta. In: Heimatchronik des Kreises Vechta. Köln 1976, S. 223-260.

Statistiken:

Statistische Berichte. Hrsg. v. Nds. Landesverwaltungsamt, Abtlg. Statistik. Lieferungen A I 2, A I 3, A III 1 (verschiedene Lieferungen).

Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. vom Statistischen Bundesamt (verschiedene Jahrgänge).

Statistisches Jahrbuch für Niedersachsen 1973. Hrsg. v. Nds. Landesverwaltungsamt, Abtlg. Statistik. Hannover.

Statistische Monatshefte Niedersachsen. Hrsg. v. Nds. Landesverwaltungsamt, Abtlg. Statistik. Hannover (verschiedene Ausgaben).

Wandel der Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur in Südoldenburg

VON WILHELM WILKENS

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist in der Bundesrepublik Deutschland eine vielfältige wirtschaftliche und technische Entwicklung mit Maßnahmen der Mechanisierung, Automatisierung und Rationalisierung in zahlreichen Branchen zu beobachten. Noch nie haben sich Wirtschaft und Technik so schnell verändert wie in den vergangenen Jahrzehnten und noch nie waren die Beschäftigten so bemüht oder gezwungen, sich dieser Entwicklung anzupassen. Auch im Südoldenburger Raum haben sich tiefgreifende Veränderungen vollzogen. Dieser Raum war in den 50er Jahren noch ausgeprägt landwirtschaftlich strukturiert. Seit geraumer Zeit weisen die beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta zunehmend das Charakteristikum einer gewerblich mittelständischen Wirtschaft auf. In dem Zeitraum von 1952 bis 1977 erhöhte sich die Bevölkerungszahl von 170.486 auf 204.552, also um 34.066 oder 20 %. Im gleichen Zeitraum nahm die Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer überproportional um 17.438 oder 56,2 % zu. Der Anteil der unselbständigen Erwerbspersonen erhöhte sich um 4 Prozentpunkte.

Übersicht 1

	Wohnbevölkerung	beschäftigte Arbeitnehmer	Arbeitslose	Unselbst. Erwerbspers.
30. 6. 1952	170.486	31.023 ⁽¹⁾	4.738	35.761
30. 6. 1977	204.552	48.461	3.043	51.504
Zunahme	34.066	17.438	—	15.743

⁽¹⁾ Ergebnis der Auszählung vom 30. 9. 1952

Unter Berücksichtigung des Saldos der Aus- und Einpendler, der hier nicht ausgewiesen ist, dürfte die Zahl der in dieser Region wohnhaften unselbständigen Erwerbspersonen derzeit etwa 53.000 betragen. Wie bei vielen Vergleichen gibt es auch bei den Übersichten 1 und 2, u. a. wegen unterschiedlicher Zuordnungs- und Erhebungsmerkmale sowie der Gebietsveränderungen, Unstimmigkeiten. Die Vergleichszahlen sind also nur bedingt aussagefähig. Dennoch zeigen die Vergleiche eine überproportionale Zunahme der unselbständigen Erwerbspersonen und die Rangfolge der Wirtschaftsabteilungen - siehe Übersicht 2 - nach ihrer absoluten und relativen Veränderung von 1952 bis 1977. Während dieses Zeitraumes verlief die Entwicklung in den einzelnen Wirtschaftsabteilungen sehr unterschiedlich. Aus der Übersicht 2 lassen sich einige generelle Schlußfolgerungen über den Wandel in den vergangenen 25 Jahren ziehen.

In ihrem zahlenmäßigen Bestand war davon besonders der Primärbereich, also Tätigkeiten in der „Urproduktion“ betroffen. Für die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte und das Abbauen von Bodenschätzen werden bereits seit Jahrzehnten ständig weniger Arbeitskräfte benötigt, wogegen immer mehr Arbeitskräfte im sekundären und tertiären Sektor, vornehmlich im verarbeitenden Gewerbe und bei Handel, Banken und Versicherungen, erforderlich wurden.

Die sehr unterschiedliche Entwicklung in diesen drei Sektoren verdeutlichen die nachstehenden Zahlen und Prozentsätze:

Primärbereich	- 5.431	= 58,9 %
sekundärer Sektor	+ 15.823	= 144,1 %
tertiärer Sektor	+ 7.046	= 65,2 %

Übersicht 2

Beschäftigte Arbeitnehmer in den Wirtschaftsabteilungen 1952 und 1977

Wirtschafts- abteilung	Stand 1952 ⁽¹⁾		Stand 1977 ⁽²⁾		Veränderung + Zu- oder - Abnahme	
	insges.	Prozents.	insges.	Prozents.	absolut	Prozents.
Land- und Forstwirtschaft	6.621	21,3	2.293	4,7	- 4.328	- 65,4
Energie und Bergbau	2.604	8,4	1.501	3,1	- 1.103	- 42,4
Verarbeitendes Gewerbe	6.993	22,6	20.775	42,9	+ 13.782	+ 197,0
Bau-, Ausbau- und Bauhilfsgewerbe	3.999	12,9	6.040	12,5	+ 2.041	+ 51,0
Verkehrswesen	1.901	6,1	1.019	2,1	- 882	- 46,4
Handel, Geld- und Versicherungs- wesen	2.555	8,2	7.642	15,7	+ 5.087	+ 199,0
Übr. Dienstleist. Öffentl. Dienst	6.350	20,5	9.191	19,0	+ 2.841	+ 44,7
Insgesamt	31.023	100,0	48.461	100,0	+ 17.438	+ 56,2

(1) Beschäftigte Arbeiter, Angestellte und Beamte sowie Lehrlinge am 30. 9. 1952

(2) Bestandsergebnisse über sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer (Angestellte, Arbeiter, einschl. der zu ihrer Berufsausbildung Beschäftigten) vom 30. 6. 1977

Erläuterungen zur Übersicht 2

In der **Land- und Forstwirtschaft** war sowohl absolut mit 4.328 als auch relativ mit 65,4 % die Verminderung der Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer am stärksten. Aber trotz dieser starken Verminderung wurde die Agrarproduktion insgesamt erheblich gesteigert. Mechanisierung, Rationalisierung und vor allem die in Südoldenburg flächenunabhängige und arbeitsproduktive Tierhaltung führten zu dieser Entwicklung. Dennoch ist und bleibt die Landwirtschaft, wenn auch mit abnehmender Gewichtung, der strukturbestimmende Wirtschaftszweig dieses Raumes, denn nach der Volkszählung im Jahre 1970 waren in der Wirtschaftsabteilung Land- und Forstwirtschaft immerhin noch 25,2 % aller Erwerbspersonen tätig.

Ähnlich war die Entwicklung in der **Torfwirtschaft**. Auch hier führte die Mechanisierung zu einer erheblichen Verminderung der Zahl der Beschäftigten bei gleichzeitig steigender Produktion. Während 1952 und in den nachfolgenden Jahren bis zu 2.800 Arbeitnehmer während der Saison von der Torfindu-

schaft beschäftigt wurden, sind es heute weniger als die Hälfte. Zu einem weiteren Rückgang der Arbeitsplätze in dieser Wirtschaftsabteilung führte die Schließung eines Unternehmens des Erzbergbaues im Jahre 1967. Dieses Unternehmen beschäftigte 1952 rund 250 und in den letzten Jahren vor der Stilllegung annähernd 1.000 Arbeitnehmer.

Die stärkste Zunahme in der Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer - sowohl absolut mit 13.782 als auch relativ mit 197 % - war im **verarbeitenden Gewerbe** zu verzeichnen. Dominierend in dieser Wirtschaftsabteilung ist im hiesigen Raum der Maschinen- und Fahrzeugbau mit 5.723 Arbeitnehmern. Beschäftigungsschwerpunkte entstanden in den letzten Jahrzehnten in Damme, Vechta, Cloppenburg und Lönningen. Kaum weniger, und zwar 4.865 Arbeitnehmer, werden von der Nahrungs- und Genußmittelindustrie beschäftigt. Die größten Betriebe dieses Wirtschaftszweiges sind in Cloppenburg, Garrel und Lönningen sowie im Südkreis Vechta ansässig. Die Erweiterung und Errichtung einer Reihe von Betrieben der Nahrungsmittelindustrie für die Verarbeitung von Produkten in den Erzeugergebieten führte zu diesem hohen Arbeitsplatzangebot. Breit gestreut sind die Betriebe der Holzverarbeitenden Industrie mit 1.842 sowie des Bekleidungsgebietes mit 1.760 Arbeitnehmern. Eine starke Konzentration weist dagegen die Kunststoffindustrie auf, denn von den 1.518 Arbeitnehmern werden mehr als die Hälfte im Lohner Raum beschäftigt. Weitere Wirtschaftszweige mit einem nennenswerten Beschäftigungsvolumen sind der Stahl- und Leichtmetallbau mit 1.019, die Elektrotechnik mit 970 und die Baustoffindustrie mit 828 beschäftigten Arbeitnehmern.

Das **Baugewerbe** hat in den vergangenen 25 Jahren den Beschäftigungsstand um über 2.000 erhöht. Der Anteil dieser Wirtschaftsabteilung an der Gesamtzahl der beschäftigten Arbeitnehmer ist zwar in den letzten drei Jahren von 13,2 auf 12,5 % gesunken, aber dennoch unverändert sehr hoch und liegt um 4,5 Prozentpunkte über dem Bundesdurchschnitt. Namentlich im Landkreis Cloppenburg ist das Baugewerbe übersetzt. Das Bau-, Ausbau- und Bauhilfsgewerbe sowie die Torfwirtschaft, die Baustoffindustrie und das Straßenverkehrsgewerbe bestimmen alljährlich in den Wintermonaten wegen des witterungs- bzw. saisonabhängigen Charakters weitgehend das Geschehen auf dem Arbeitsmarkt. Von den Betrieben dieser Wirtschaftszweige werden in den Spätherbst- und Wintermonaten etwa 2.000 Arbeitnehmer für Wochen und auch Monate freigesetzt. Dies ist einer der Schwachpunkte in der Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur dieses Raumes.

Im **tertiären Sektor** bildete die Entwicklung im Verkehrswesen eine Ausnahme. Neben der restriktiven Personalpolitik bei Bundesbahn und Bundespost führte der Verlust von mehreren hundert Arbeitsplätzen in der Schifffahrt in den fünfziger Jahren im Nordkreis Cloppenburg zu dieser hohen Abnahmerate. Einen kräftigen Aufschwung erlebte der übrige Dienstleistungsbereich. Dies trifft besonders für den Handel zu. In diesem Wirtschaftszweig sind derzeit 6.505 Arbeitnehmer tätig; das entspricht einem Anteil von 13,5 % der Gesamtzahl aller beschäftigten Arbeitnehmer.

Der Beschäftigungsanteil der **Frauen** ist in den vergangenen 25 Jahren leicht gestiegen. Im Jahre 1952 waren von den 31.023 Beschäftigten 9.293 Frauen. Dies entsprach seinerzeit einem Anteil von 30 %. Mitte 1977 wurden 15.761 Frauen beschäftigt. Damit hat sich innerhalb der 25 Jahre der Beschäftigungsanteil um 2,5 Prozentpunkte auf 32,5 % erhöht. Dennoch sind die beschäftigten

Übersicht 3

Sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer - Entwicklung in den

Wirtschaftsabteilung	30. 6. 1974		30. 6. 1975	
	Insges.	Prozents.	Insges.	Prozents.
Land- und Forstwirtschaft	2.376	5,1	2.517	5,4
Energie und Bergbau	1.392	3,0	1.486	3,2
Verarbeitendes Gewerbe	20.357	43,5	19.641	42,1
Baugewerbe	6.153	13,2	6.134	13,2
Verkehr	968	2,1	970	2,1
Handel, Geld und Versicherungen	7.415	15,9	7.179	15,4
Übrige Dienstleistungen, Öffentl. Dienst	8.105	17,3	8.682	18,6

Frauen im Vergleich zum Bundesdurchschnitt unterrepräsentiert, denn im Bundesgebiet beträgt der Beschäftigungsanteil der Frauen 37,7 %.

Von den am 30. 6. 1977 in Süddenburg beschäftigten 48.461 Arbeitnehmern waren 1.555 **Ausländer**. Die Ausländerquote betrug hiernach 3,2 %. Im Bundesgebiet lag diese Quote zum gleichen Zeitpunkt bei 9,5 %. Schwerpunkte der Ausländerbeschäftigung sind in Süddenburg die Wirtschaftszweige Maschinen- und Fahrzeugbau (391), Nahrungsmittelindustrie (367) und die Torfindustrie (114). Am stärksten vertreten sind die Türken mit 568, die Jugoslawen mit 334, die Spanier mit 193, die Italiener mit 79, die Griechen mit 58 und die Portugiesen mit 43.

Erläuterungen zur Übersicht 3

Der Übersicht 3 ist zu entnehmen, daß sich in Süddenburg auch in den letzten drei Jahren der Beschäftigungsanstieg noch leicht fortsetzte, und zwar von Mitte 1974 bis Mitte 1977 um 3,6 Prozent, während dagegen im Bundesgebiet die Gesamtbeschäftigung im gleichen Zeitraum um 4,5 % abnahm. Der Beschäftigungsanstieg in Süddenburg konzentrierte sich auf den Dienstleistungsbereich. Innerhalb der letzten drei Jahre stieg in diesem Sektor der Personalstand um über tausend Arbeitnehmer. Dagegen setzte sich in der Landwirtschaft auch in diesem Beobachtungszeitraum der Beschäftigtenrückgang noch fort. Ferner mußte das Baugewerbe einen leichten Beschäftigungsverlust hinnehmen.

Die letzten Spalten der Übersicht 3 zeigen die unterschiedliche Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur Süddenburgs im Vergleich zum Bundesgebiet. Überdurchschnittlich ist hiernach in diesem Raum der Primärbereich und der sekundäre Sektor vertreten; insbesondere hat Süddenburg gegenüber dem Bundesdurchschnitt einen überproportionalen Anteil im Baugewerbe und naturgemäß in der Landwirtschaft, während der tertiäre Sektor trotz der enormen Zuwachsrate im vergangenen Vierteljahrhundert noch unterdurchschnittliche Anteilswerte aufweist. Einen wesentlichen Bestandteil unserer heimischen Wirtschaft bilden leistungsfähige Klein- und Mittelbetriebe in Industrie, Hand-

Wirtschaftsabteilungen von 1974 - 1977

30. 6. 1976		30. 6. 1977		Zum Vergleich Prozentsätze im Bundesgebiet	Differenz in Prozent- punkten
Insges.	Prozents.	Insges.	Prozents.		
2.304	4,9	2.293	4,7	1,0	+ 3,7
1.546	3,2	1.501	3,1	2,5	+ 0,6
19.998	42,3	20.775	42,9	42,5	+ 0,4
6.089	12,9	6.040	12,5	8,0	+ 4,5
1.005	2,1	1.019	2,1	4,8	- 2,7
7.353	15,6	7.642	15,7	17,5	- 1,8
8.989	19,0	9.191	19,0	23,7	- 4,7

werk, Handel und anderen Bereichen. Die Wirtschaftsstruktur Südoldenburgs weist eine breite Streuung auf, und diese Struktur hat in der jüngsten Rezessionsphase trotz des Verlustes mehrerer Betriebe und zahlreicher Arbeitsplätze ein hohes Maß an Stabilität bewiesen. Aber auch den Erwerbstätigen in Südoldenburg muß in Anpassung an die wirtschaftlichen Veränderungen im Laufe der letzten Jahrzehnte ein hohes Maß an beruflicher Mobilität bescheinigt werden.

Der Entwicklung von Technik und Automation scheinen noch keine Grenzen gesetzt. Der Einfluß z. B. Mikroelektronik auf die Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur ist noch nicht absehbar. Berufe und Arbeitsplätze werden immer weiter verändert.

Die aufgezeigte Entwicklung von 1952 bis 1977, insbesondere die noch anhaltende positive Entwicklung auch in der Rezessionsphase, rechtfertigen eine optimistische Prognose für das weitere Wirtschaftswachstum in diesem Raum. Südoldenburg hat sich als ein dynamischer Entwicklungsraum erwiesen. Aber trotz bisheriger Bemühungen und Erfolge bleibt für die nachfolgende Generation noch viel zu tun, denn für diese nachwachsende Bevölkerung sind vermehrt Ausbildungs- und Arbeitsplätze erforderlich. Die Zunahme der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter aufgrund der demographischen Entwicklung in den kommenden Jahren würde sonst die bestehenden Ungleichgewichte auf dem Arbeitsmarkt verstärken.

Die allgemeine und betriebsbezogene Pendlerbewegung in Damme

VON JOACHIM NIETHUS

Die Arbeiterzuwanderung deckt den Mangel an ortsgebundenen Arbeitskräften. Man kann unterscheiden zwischen großen Wanderbewegungen (19. Jahrhundert in Europa), saisonbedingten Wanderungen (Waldarbeit, Touristikservice) und wöchentlichen bzw. täglichen Wanderbewegungen ¹⁾. Wöchentliche Wanderungen sind bei weiter entfernten oder häufig wechselnden Arbeitsstätten in der Regel der Fall (letzteres z. B. bei Großaufirnen). Für den Dammer Raum kommen in bezug auf die Industrie nur die täglichen Wanderungen von Arbeitskräften in Betracht.

1939 gab es in Niedersachsen hauptsächlich Arbeiterwanderungen in die großen Städte, in denen industrielle Ansiedlungen größerer Art vorhanden waren. Damme erscheint aber auch damals schon, hier sind Einpendler aus Holdorf und Steinfeld in geringen Mengen zu verzeichnen gewesen, Auspendler gab es kaum ²⁾.

1957 pendeln weit über 300 Arbeitskräfte aus Holdorf, über 100 aus Steinfeld und unter 100 aus Neuenkirchen nach Damme ein. Auspendler gehen hauptsächlich in Richtung Schwege (Torfindustrie), es sind aber keine 100 Beschäftigte. Nach Holdorf und Steinfeld können geringe Zahlen an Auspendlern registriert werden ³⁾. Im Frühling 1959 beträgt die Zahl der Einpendler nach Damme „allein zu den drei großen Werken der Gemeinde (Bergwerk, Bahlmann & Leiber, Grimme) zusammen 663. Davon entfällt der größte Teil mit 546 Personen auf das Bergwerk“ ⁴⁾.

1971/72 zeigt die gesamte Pendlerbilanz Dammes weiterhin noch einen positiven Wert, die Zahl der Einpendler beträgt 801, die der Auspendler 353, die Bilanz ist demnach + 448 ⁵⁾. Die stärksten Einpendlerströme kommen aus Holdorf, die stärksten Auspendlerbewegungen gehen nach Osnabrück ⁶⁾.

Der Kreis Vechta zeigt drei Einpendlerzentren, die Stadt Vechta (1855 Einpendler), Damme (801) und Lohne (779). „Im Süden des Kreises konnte Damme, das einen Strukturwandel vom ländlichen Bergbauort zum Gewerbestandort durchmachte, ein geschlossenes Einpendlerfeld entwickeln . . . Die Grenze zwischen dem Einpendlerraum des Nordens und dem sekundären Zentrum Damme verläuft etwa durch die Gemeinde Steinfeld, die jedoch wegen der Richtung des stärksten Auspendlerstromes noch überwiegend zum Einzugsgebiet von Lohne gerechnet werden muß“ ⁷⁾.

Bei den Kreispendlern (Pendler von einem Kreis in den anderen) hat Damme ebenfalls eine positive Bilanz aufzuweisen (172 Einpendler bei 133 Auspendlern) ⁸⁾. Dabei ergibt sich, daß Damme zum weiteren Einzugsbereich Osnabrücks zu rechnen ist, es gehen mehr als 50 % der Berufspendler in diesen Raum. Aus dem Kreise Vechta ist Damme die einzige Gemeinde mit der Tendenz nach Osnabrück, auf Grund der südlichen Lage verständlich, die Bindung scheint aber ansonsten recht schwach zu sein.

Bezieht man die Pendlerbewegungen auf die Erwerbstätigen und Arbeitsplatzangebote in den Gemeinden, so kommt man zu dem Schluß, daß viele Auspendler dort vorhanden sind, wo Gemeinden hohe Anteile an Erwerbstätigen im Produzierenden Gewerbe aufweisen und wenig industrialisiert sind – besitzen

Gemeinden aber arbeitsintensive Fertigungsstätten, dann werden sie sogar zu Einpendlerzentren⁹⁾.

Nun sollen die konkreten Pendlerverhältnisse der Dammer Industrieszene dargestellt werden, wie sie sich 1976 bieten (vgl. Tab. „Arbeitnehmer der Dammer Industriebetriebe und ihre Wohnorte“ sowie die Thematische Karte „Einpendler zu den Dammer Werken (gesamt) 1976“). In den sechs Dammer Industriebetrieben sind Mitte 1976 1696 Arbeitnehmer beschäftigt (1975 noch 1554). Davon sind 1062 in der Gemeinde Damme beheimatet. 634 Pendler aus den umliegenden Gemeinden kommen täglich nach Damme in die Industrierwerke. Sicher ist damit auch der größte Teil der Gesamteinpendlerzahl gedeckt, denn die weiteren werden für die Bereiche Handwerk und Dienstleistungen aller Art nicht diese Höhe erreichen (vgl. mit Gesamtpendlerzahl 1971/72 von 801).

Interessant ist nun, daß die Einpendlerzahl zu den drei großen Werken 1959 von den sechs heutigen nicht wesentlich übertroffen wird (damals 633 lt. Mohr). Das sagt einmal aus, daß die Erhöhung der Belegschaften in den letzten Jahren hauptsächlich aus Dammer Einwohnern resultiert. Weiter kann man annehmen, daß nahezu alle damaligen Bergwerksarbeiter (größenteils Pendler aus Holdorf und Steinfeld) wieder in den Dammer Industriebetrieben untergekommen sind, natürlich sind hier in bezug auf die Einpendler aus den beiden Gemeinden auch Verschiebungen eingetreten. Zwei Belege seien hierzu gegeben:

Schlotmann deutete an, daß ein Jahr nach der Entlassung der letzten Bergleute (1967) nur noch 30 ehemalige Bergarbeiter arbeitslos waren¹⁰⁾, inzwischen waren die LMAG-Werke 4 und 6 sowie die Dammer Holzwerke gegründet worden, die diese Arbeiter aufnehmen konnten und dies auch taten. Wenn man nun sieht, daß das letztgegründete LMAG-Werk 8 (1969) den geringsten Prozentsatz an nahbereichsansässigen Arbeitnehmern (73,4 %) hat, damit den größten Teil an Kreiseinpendlern, liegt die Vermutung nahe, daß die damaligen freien Arbeitskräfte aus dem Bergwerksbereich erschöpft waren; man war auf fremde Kräfte angewiesen.

Im übrigen vollzog sich der Wechsel der Bergarbeiter zur Industrie allmählich, die Grubenbelegschaft nahm seit 1960 ständig ab, die Industrierwerke wurden nacheinander aufgebaut (1963, 1967 und 1969).

Aus der Zahl der Arbeitskräfte, die aus den Dammer Bauerschaften (auch bei anderen Gemeinden stammen Industriearbeiter aus Bauerschaften) kommen, es sind 46 % der aus dem Gemeindebereich stammenden Arbeiter, kann wohl geschlossen werden, daß viele landwirtschaftliche Kräfte im Laufe der Zeit in die Industrie gegangen sind. Natürlich sind die Bauerschaften auch heute begehrte Wohnorte, so daß mancher Industriearbeiter auch hier seine Wohnung sucht, doch der überwiegende Teil der von dort kommenden Arbeiter ist auch dort ansässig gewesen. Der große Bedarf an ungelernten Arbeitern in der neuen Dammer Industrie kam dem Abwandern der ehemaligen Landwirtschaftsbeschäftigten bzw. nun nicht mehr unterkommenden landwirtschaftlichen Kräfte sehr entgegen. Diese Menschen aus den Bauerschaften als Pendler zu bezeichnen, ist eigentlich nicht korrekt, denn sie leben in derselben Gemeinde, in der die Industrie ihren Standort hat, trotzdem müssen sie täglich wegen der Entfernungen in einer Flächengemeinde bis zu 10 km Anfahrtswege zurücklegen, vielleicht sind sie als Binnenpendler zu benennen.

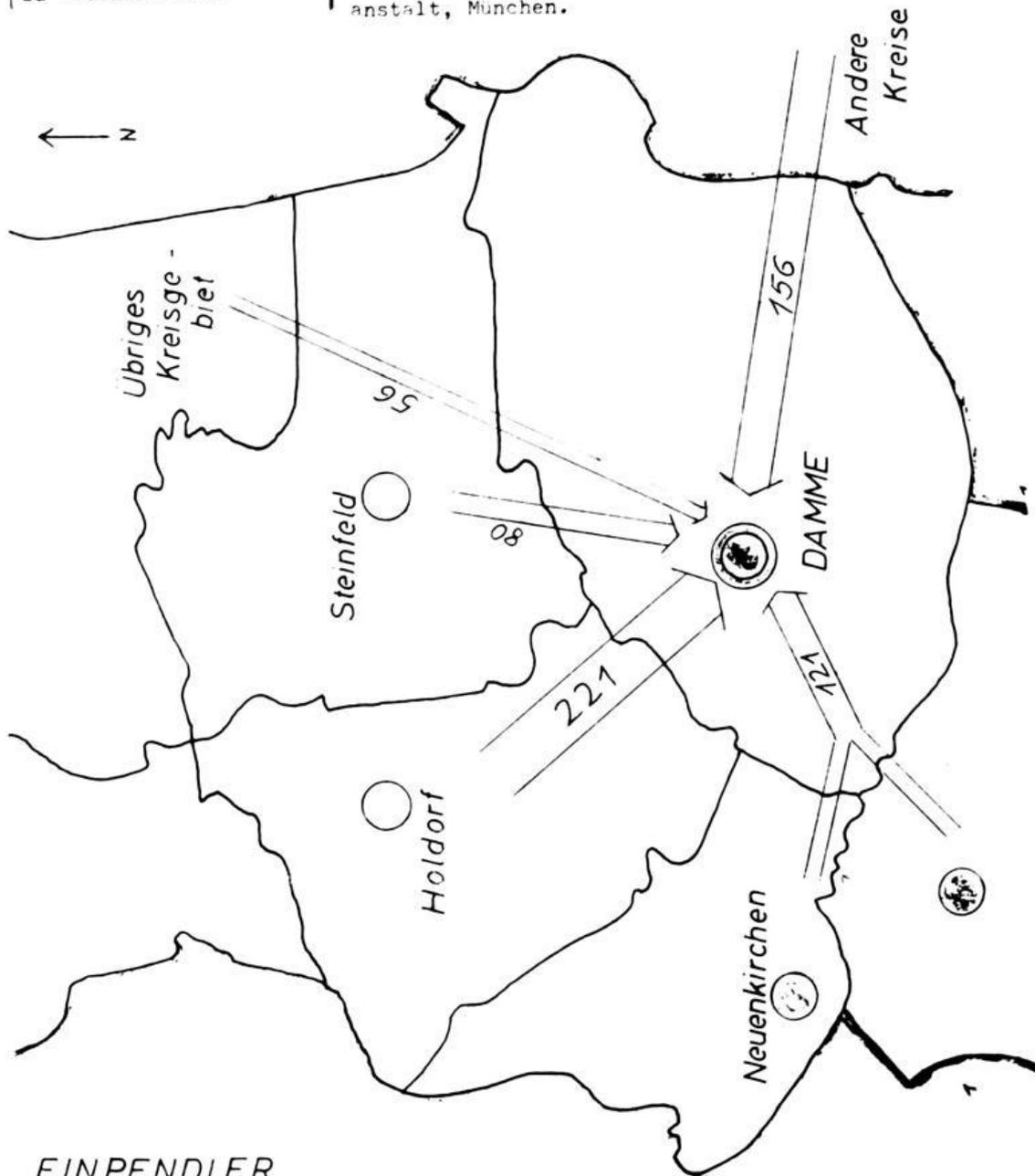
Insgesamt betrachtet kommen aus der Gemeinde Damme 62,6 % der industriellen Arbeitnehmer, 24,9 % sind im Nahbereich außerhalb Dammes behei-

Gemeindegrenzen
 Kreisgrenzen
 Anmerkung
 1 mm $\hat{=}$ 20 Pendl

Anmerkung:
 Vörden u.a. ab 1.3.74
 zu Neuenkirchen.

Maßstab 1: 100 000

Karte Südlicher Teil des
Landkreises Vechta, frei
 nach: Heimatkarte 76 a,
 Deutsch.Kreiskartenverlags-
 anstalt, München.



EINPENDLER
 zu den Dammer Werken
 (gesamt) 1976

matet, und die übrigen 9,2 % fahren täglich über die Kreisgrenze nach Damme zur Arbeit. Die Wohnorte außerhalb des Kreises liegen überwiegend im östlichen (Diepholzer) und dann im südlichen und westlichen Anschlußgebiet an die Gemeindegrenzen von Damme. Der Ausstrahlungsbereich der Lemförder Firma wird für den großen Anteil Diepholzer Kreisbewohner verantwortlich sein.

Bei der Einzelbetrachtung der Dammer Werke fällt sofort auf, daß die beiden ursprünglichen Betriebe (Grimme und Bahlmann & Leiber) die meisten gemeindeansässigen Arbeitnehmer aufweisen (68,7 bzw. 72,8 %). Den geringsten Anteil in dieser Hinsicht hat das letzte LMAG-Werk 8, hierauf wurde bereits hingewiesen (46,9 %). Mit 247 Einpendlern steht das LMAG-Werk 4 an der Spitze der absoluten Zahlenskala. Die Bedeutung des Werkes für den Nahbereich ist darin zu erkennen. Da bei Bahlmann & Leiber die meisten Angestellten aus dem Ort Damme kommen und in der Produktion fast nur Frauen arbeiten, kann hier die stärkste Frauenpendelbewegung gesehen werden.

Der hohe Anteil der Holdorfer Einpendler bei dem LMAG-Werk 4 (1963 gegründet) und den Dammer Holzwerken (1967) bringt deutlich hervor, daß hier die großen Pendlerströme aus Holdorf zum Bergwerk aufgenommen worden sind. (Für die 19,8 % Holdorfer Einpendler zum LMAG-Werk 8 habe ich keine Erklärung).

Die Hauptströme des Einpendelverkehrs weisen auf die dominierende Stellung der Gemeinde Holdorf hin (221). Allerdings ist die Stellung gegenüber den Zeiten des Bergwerkes schwächer geworden (1958 waren es allein 288 Bergwerkseinpender, dazu noch die zu den Werken Grimme und Bahlmann & Leiber fahrenden Pendler).

Hier ist ein Grund darin zu sehen, daß bei Schließung des Schachtes auch in Holdorf kleinere Industriebetriebe entstanden.

Auch Steinfelds Stellung als zweitgrößte Einpendlergemeinde ist geschwunden, es pendelten 1958 allein 141 Bergwerksarbeiter nach Damme ein. Heute sind es bei allen Industrierwerken nur noch insgesamt 80¹¹⁾. Hier hat sich, wie bereits erwähnt, die Hauptpendelrichtung nach Lohne verlagert, zudem bietet auch Steinfeld industrielle Werke an (Steinemann Fleischwarenfabrik, Polstermöbel Rolfes, Nordenia Kunststoffwerke). In dieser Hinsicht scheint Steinfelds Rang unter den Nahbereichsgemeinden des Nahbereiches Damme sehr schwach zu sein.

Heute ist die vorwiegend noch agrarisch orientierte Gemeinde Neuenkirchen (-Vörden), die wenig Industrie aufzuweisen hat (vgl. Industriedichte), die zweitstärkste Einpendlergemeinde geworden. Mir scheint, daß sich hier der Strukturwandel in der Landwirtschaft verspätet ausdrückt, allerdings ist fraglich, ob er soweit wie in anderen Gemeinden in absehbarer Zeit gelingt (also Ansiedlung neuer und größerer Industriebetriebe).

Einpendler aus dem übrigen Kreisgebiet sind wenig vorhanden, eine Folge des Einpendlerzentrums Lohne im Norden. Insgesamt kommt nun aus dem Bereich außerhalb des Kreises Vechta der zweitgrößte Pendlerstrom, doch ist hier die lokale Differenzierung zu groß, als daß von einem einheitlichen Strom gesprochen werden könnte. Dabei nimmt der Diepholzer Raum die bedeutendste Stellung ein.

Daß nun ein Viertel der Dammer Industriebeschäftigten aus dem Nahbereich kommt, bringt die Bedeutung der Industrie für den Nahbereich und damit die wirtschaftliche Verflechtung stark zum Ausdruck. 1970 waren von den Erwerbstätigen Holdorfs 810 im Produzierenden Gewerbe beschäftigt, 1976 pendelten

ARBEITNEHMER der DAMMER INDUSTRIEBETRIEBE und ihre WOHNORTE

FIRMEN	GESAMTE ARB.NEHM.	WEIBL. ARB.NEHM.	Orts- ansässige ARB.NEHM. aus DAMME 1)	EINPENDLER aus:					
				Steinfeld	Holldorf	Neuenkühn Vörden	Ulbrings KREIS- GEBIET	aus anderen KREISEN	
GRIMME	Z	310	8	213 (143)	18	26	26	14	13
	%	100	2,6	68,7	5,8	8,4	8,4	4,5	4,2
DAMMER HOLZWERKE	Z	189	24	107 (46)	12	33	21	12	4
	%	100	12,7	56,6	6,35	17,5	11,1	6,35	2,1
BAHLMANN & LEIBER	Z	276	167	201 (66)	11	16	26	2	20
	%	100	60,5	72,8	4,0	5,8	9,4	0,7	7,3
LMAG WERK 4	Z	627	226	380 (171)	34	100	37	20	56
	%	100	36,0	60,6	5,4	16,0	5,9	3,2	8,9
LMAG WERK C-ELASTH.	Z	117	24	78 (29)	3	11	4	5	16
	%	100	20	66,7	2,6	9,4	3,4	4,3	13,6
LMAG WERK 8 - L. WARNER	Z	177	57	83 (36)	2	35	7	3	47
	%	100	32,2	46,9	1,1	19,8	3,9	1,7	26,6
WERKE GESAMT	Z	1696	506	1062 (491)	80	221	121	56	156
	%	100	29,8	62,6	4,7	13,0	7,2	3,3	9,2
Überblick	Z	1696		1062	634				
	%	100		62,6	37,4				

1) Zahl in () = ARB NEHMER aus DAMMER BAUERSCHAFTEN.

STAND: ~MITTE 1976, entnommen d. Personallisten (letztes Datum je verschieden)



allein 221 Arbeiter nach Damme in die Industrie. Bedenkt man, daß es 1957 weit über 300 Einpendler waren, so kann man getrost sagen, daß mindestens (221) fast 28 % der im Produzierenden Sektor Tätigen aus Holdorf in Damme arbeiten, und zwar in den sechs Industrierwerken.

Alternativen für die Einpendler nach Damme sind kaum in der Nähe vorhanden. Für die Diepholzer Einpendler käme das LMAG-Zentrum Lemförde-Dielingen infrage, aber sicher sind hier die Arbeitsplätze besetzt, sonst würde man den weiteren Weg nach Damme nicht machen. Lohne ist weiter entfernt, Osnabrück ebenfalls. Hier werden insgesamt zwar höhere Löhne gezahlt, aber die Chancen für einen guten Arbeitsplatz sind bei größerer Bewerberzahl auch geringer, zudem hohe Pendelkosten auftreten. Außerdem wird der Industriebetrieb im Ballungsraum (Osnabrück) auch höhere Qualifikationen verlangen können, weil eben die Bewerberzahl größer ist.

Natürlich kann eine Pendlerstatistik über die Einpendler nicht alle wirtschaftlichen Verflechtungen der Gemeinde und des Nahbereichs ausdrücken, die sich durch die gesamten Pendlerverhältnisse klären ließen. Die Erkundung anderer Einpendler oder sogar der Auspendler zum momentanen Zeitpunkt war nicht möglich, sie war im Rahmen der Darstellung der Industriestruktur Dammes auch nicht unbedingt erforderlich.

Was nun für die Einpendlerbewegung zur Dammer Industrie gilt, muß lange nicht für die Betriebe des tertiären Sektors gelten. Hier sind Vechta und Osnabrück anziehendere Einpendlerzentren. Dabei wird auch ein Teil der Dammer Auspendler nach Osnabrück in diesem Produktionssektor seine Arbeitsstelle finden.

Dammes bedeutende Stellung als Industrieraum für den gesamten Nahbereich und noch darüber hinaus (auch über die Kreisgrenzen) wird durch diesen Abschnitt belegt.

Anmerkungen:

Auszug aus der schriftlichen Hausarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Realschulen, Vechta 1977

- 1) Otremba, Erich, Die Güterproduktion im Weltwirtschaftsraum, (Erde und Weltwirtschaft), hrsgg. von R. Lütgens, Band 2/3, Stuttgart 1976, S. 315 f.
- 2) Brüning, Kurt, (Bearbeiter) Atlas Niedersachsen, (Deutscher Planungsatlas, Band 2, Niedersachsen) Bremen 1950, Auflage Nr. C 163, S. 120
- 3) Mohr, Manfred, Die Gemeinde Damme/Oldb. – Eine wirtschafts- und sozialheographische Untersuchung, (unveröff. Diplom-Arbeit), Köln 1959, S. 73 f.
- 4) ebd., S. 74
- 5) Meinders, J., (Bearbeiter) Agrarstrukturelle Vorplanung, Landwirtschaftskammer Weser-Ems, Landbauaußenstelle, erstellt für den Landkreis Vechta, 1972, S. 37
- 6) Meissner, Horst-Alfons, Zur Berufspendelwanderung in Südoldenburg, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1973, Vechta, S. 131.
- 7) ebd., S. 134
- 8) Meinders, a. a. O., S. 37
- 9) Meissner, a. a. O., S. 143
- 10) Schlotmann, Rudolf, Wandel der Wirtschaftslandschaft im Bereich der Dammer Berge seit 1950. Seine Ursachen und Auswirkungen, (unveröff. Zulassungsarbeit zur wissenschaftl. Prüfung für das Lehramt an Gymnasien), Freiburg 1972, S. 86
- 11) Vgl. die Einpendlerzahlen auch auf S. 246 und bei Mohr, a. a. O., S. 62

Jugend- und Freizeitzentrum des Landkreises Vechta

VON RUDOLF STOLLE

Der Landkreis Vechta erbaute in den Jahren 1976/77 am Dümmer in Dümmerlohausen ein Jugend- und Freizeitzentrum mit 108 Plätzen. Damit setzte er die vor nahezu 30 Jahren begonnene Entwicklung fort, auch die Westseite des Dümmersee zu erschließen.

Der damalige Kreisjugendpfleger Bernd Schulte, Vechta, initiierte mit Unterstützung des Kreistages und insbesondere des Vorsitzenden des Kultur- und Jugendausschusses Bernd Bünger, Vechta, und des Kreisjugendringes unter Vorsitz von Heinrich Hoymann, Dinklage, den Bau des alten Kreisjugendheimes am Dümmer, das unter dem Namen „Dümmerheim“ allgemein bekannt wurde.

Das erste Gebäude dieses Heimes wurde 1950/51 in einer recht einfachen, der Dümmerlandschaft angepaßten Form in Holzbauweise mit Rieddach erstellt. Später kamen das sogenannte Werkstattgebäude mit der Heimleiterwohnung, die Badeanstalt mit Umkleidegebäude und im Jahre 1955 ein 3. Gebäude hinzu, so daß die Einrichtung über insgesamt 80 Plätze verfügte.

In den ersten Jahren des Bestehens des Dümmerheimes wurden hier in Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt Vechta Lehrgänge für berufslose Jugendliche durchgeführt. Ab 1956 kamen Landschulheimaufenthalte, Jugenderholungs- pflegemaßnahmen und Umschulungslehrgänge für Erwachsene hinzu. Das Dümmerheim erfreute sich bei Jugendgruppen und Schulklassen aus dem gesamten nordwestdeutschen Raum größter Beliebtheit.

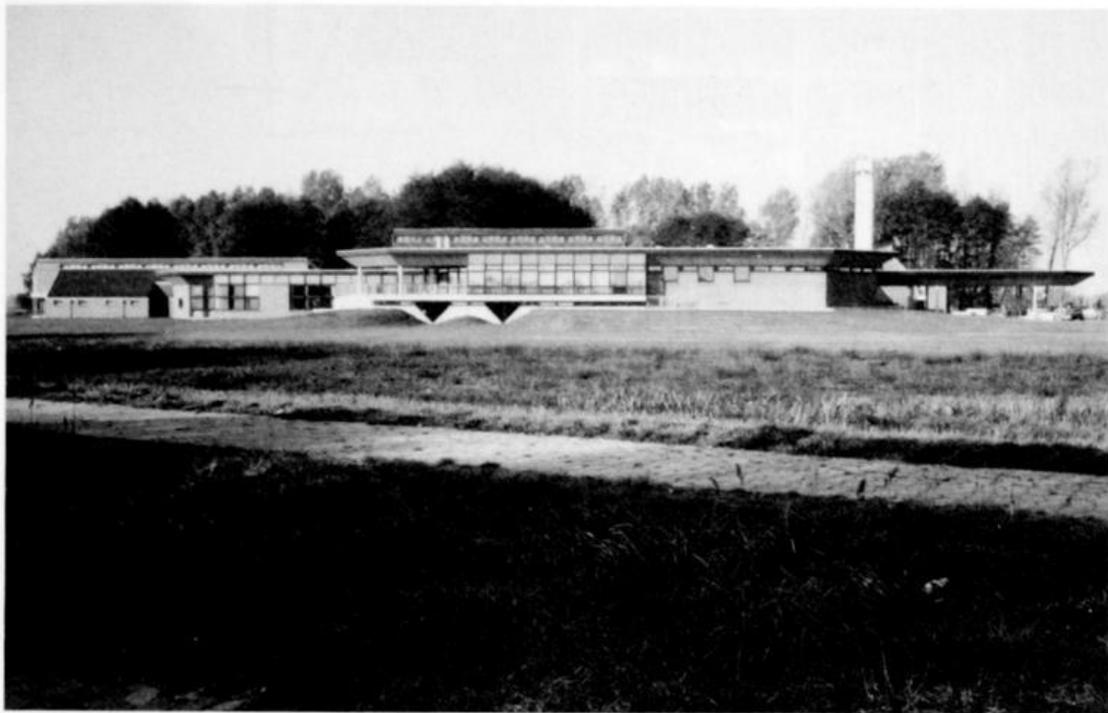
Anfang der siebziger Jahre konnten die Räume aus bautechnischen Gründen nur noch teilweise belegt werden. Als Ende Oktober 1974 der Heimleiter Hermann Kramer in den Ruhestand trat, mußte die Einrichtung ganz geschlossen werden.

Sowohl die mit dem Dümmerheim gemachten guten Erfahrungen als auch der Wunsch, die nicht nur im Sommer reizvolle Landschaft mit dem „Naturschutzgebiet Dümmer“ den Menschen nutzbar zu machen, führten bereits Ende der sechziger Jahre zu Überlegungen, diese alte Einrichtung durch ein neues, modernes und den neuesten Erkenntnissen der Freizeitgestaltung entsprechendes Jugend- und Freizeitzentrum zu ersetzen.

Die Gemeinde Damme kam diesen Vorstellungen entgegen, als sie am 18. 11. 1969 für das an die Westseite des Dümmersee angrenzende Gemeindegebiet einen Bebauungsplan verabschiedete, in dem der nördliche Bereich der Kreisstraße 271 als Standort für Gastronomie und der südlich gelegene Teil für ein Sport- und Jugendzentrum ausgewiesen wurde. Der Landkreis Vechta erwarb daraufhin mit finanzieller Beteiligung der Gemeinde Damme am 13. 1. 1970 die Fläche, auf der das jetzige Jugend- und Freizeitzentrum errichtet wurde.

Die Verwaltung des Landkreises Vechta unter Oberkreisdirektor Wilhelm Bitter erarbeitete ein Sach- und Raumprogramm, das in den verschiedensten Fachausschüssen des Kreistages beraten wurde. Der Kreisausschuß beschloß am 22. 6. 1972, einen Ideenwettbewerb für den Bau eines Jugend- und Freizeitzentrums durchzuführen.

An dem Wettbewerb beteiligten sich 32 Bewerber. Das Preisgericht unter dem Vorsitz von Dipl. Ing. Friedrich Lindau aus Hannover vergab am 24./25.



Gesamtansicht

Mai 1973 den ersten Preis an die Planungsgruppe BOS, Braunschweig, bestehend aus den Herren Dipl. Ing. Böttger, Orlich und Sandleben. Die Preisträger wurden durch Beschluß des Kreisausschusses vom 29. 11. 1973 mit der Erstellung eines Vorentwurfs für den 1. Bauabschnitt beauftragt. Der für den 2. Bauabschnitt geplante Bau eines Hallen- und Freibades sowie einer Kunsteis- und Rollschuhbahn mußte aus finanziellen Gründen zurückgestellt werden. Der Kreistag stimmte in der Sitzung am 3. 7. 1974 dem Vorentwurf zu und beschloß die Durchführung des ersten Bauabschnittes.

Die gesamte finanzwirtschaftliche Situation der Kommunen war zu dieser Zeit aufgrund des Überganges der Schulträgerschaft auf die Landkreise nicht unproblematisch; die Frage der Finanzierung dieses Baues war also noch absolut offen. Als der Landkreis Vechta 1975 aus dem seinerzeit anlaufenden Konjunkturprogramm zur Förderung der kommunalen Infrastruktur einen einmaligen Investitionszuschuß in Höhe von 1,3 Mio. DM erhielt, war die Möglichkeit gegeben, den geplanten Bau des Jugend- und Freizeitzentrums durchzuführen.

Die ersten Erdarbeiten begannen im Nov. 1975; die eigentlichen Bauarbeiten im Frühjahr 1976. Nach verhältnismäßig kurzer Bauzeit konnten am 29. August 1977 die ersten Gäste, darunter eine Klasse der Realschule Dinklage, aufgenommen werden.

Das gesamte Jugend- und Freizeitzentrum mag rein äußerlich eine etwas eigenwillige Architektur zeigen. Man muß aber sagen, daß es in seiner äußeren Form, die bei einiger Phantasie einem Schiffskörper ähnelt, durchaus in die Dümmerlandschaft paßt. Die innere Gestaltung der Einrichtung wurde dem gewollten Zweck angepaßt.

In der reizvollen und ruhigen Landschaft am Dümmer ist nun die Möglichkeit gegeben worden, Freizeit nicht nur zu verleben, sondern sie auch zu erleben ggf. sie zu erleben lernen.



Im Werkraum für Ton-, Knet- und Malarbeiten

Ein eigenes Veranstaltungsprogramm, Schulungskurse und dergleichen, werden durch das Jugend- und Freizeitzentrum nicht angeboten. Vielmehr stellt es sich und seine vielfältigen Möglichkeiten den interessierten Gruppen für die Gestaltung des Aufenthaltes, insbesondere aber für die Durchführung von Bildungsmaßnahmen im weitesten Sinne zur Verfügung. Aufgenommen werden Gruppen aller Art: Jugendgruppen, Schulklassen und auch Erwachsenenbildungsgruppen.

Für die Unterbringung der Gäste sind insgesamt 108 Plätze in Zwei-, Drei- und Vierbettzimmern vorhanden. Je 8 Zwei- und Dreibettzimmer sind mit einer eigenen Naßzelle (Dusche und Waschbecken) versehen. Sie eignen sich besonders für die Aufnahme Erwachsener. Jeweils 8 Vierbettzimmer sind in zwei weiteren Baukörpern untergebracht, in denen auch noch je 2 Einzelzimmer für die Leiter der Gruppen zur Verfügung stehen.

In einer derartigen Einrichtung ist das leibliche Wohl der Gäste von besonderer Bedeutung. Die Küche ist nach modernsten Gesichtspunkten eingerichtet. Der Speisesaal bietet 120 Personen Platz.

Das Jugend- und Freizeitzentrum hat am 29. 8. 1977 die ersten Gäste aufgenommen. Am 3. Mai 1978 wurde es in einer Feierstunde mit etwa 200 Gästen eingeweiht. Der breiten Öffentlichkeit wurde das Jugend- und Freizeitzentrum am 1. Pfingsttag 1978 mit einem Tag der offenen Tür vorgestellt.

Das neue Zentrum findet seit seiner Eröffnung nicht nur bei Jugendgruppen und Schulklassen aus dem Landkreis Vechta, sondern auch bei Gruppen aus dem gesamten nordwestdeutschen Raum regen Zuspruch. Auch Erwachsenen- und Familiengruppen, die Bildungsmaßnahmen durchführten, fühlten sich in dieser neuen Einrichtung sehr wohl.

Die vorliegenden Anmeldungen zeigen, daß sich das Jugend- und Freizeitzentrum schon jetzt einer sehr großen Beliebtheit erfreut.



Diskussionsrunde vor dem brennenden Kamin

Fotos: Zurborg, Vechta

Wenn von Bildungsmaßnahmen im weitesten Sinne gesprochen wird, so sind damit einmal Schulungen im geistig-theoretischen Bereich gemeint. Es ist notwendig, daß gerade die Jugend von den reinen Theoriediskussionen weg und zu einer praktisch manuellen Tätigkeit hingeführt wird. Schließlich soll aber durch das Zusammenleben in einer Gruppe die Möglichkeit gegeben werden, ein Sozialverhalten zu erlernen.

Das große arenaartig angelegte Forum mit dem Kamin bietet sich vorzüglich als Kommunikationszone für kleine und größere Gemeinschaftsveranstaltungen an. Für Schulungen, Unterricht und dergleichen stehen 4 Gruppenräume unterschiedlicher Größe zur Verfügung. Um den Gästen die bereits erwähnte, praktisch manuelle Betätigung zu ermöglichen, gibt es zwei Werkräume, und zwar einen Raum für Papier-, Holz- und Metallarbeiten und einen weiteren Raum für die Ton-, Knet- und Malarbeiten. Das Tonstudio verfügt über Stereoanlage, Diaprojektor und Filmgerät. Damit ist die Möglichkeit gegeben, Hörspiele aufzunehmen. In dem angrenzenden großen Veranstaltungsraum, der etwa 100 Personen Platz bietet, können Filme und Dias gezeigt werden. Dieser große Raum eignet sich auch vorzüglich für die bei der Jugend so beliebten Discos.

Ein Fotolabor mit 6 Doppelplätzen bietet nicht nur Fotofreunden ein Betätigungsfeld, sondern gibt auch die Möglichkeit, der Fotografie neue Freunde zuzuführen. Mit Hilfe einer kleinen biologischen Ausstattung ist es möglich, die Natur des Dämmers und seiner Landschaft zu erforschen. Den Gästen stehen weiterhin ein Tischtennisraum mit 2 Platten und ein gemütlich eingerichteter Leseraum zur Verfügung.

Es gehört heute zu den Elementarbedürfnissen des Menschen, besonders der Jugend, sich sportlich zu betätigen. Hierfür stehen einmal der gesamte Dämmerbereich mit seinen vielfältigen Möglichkeiten und auch 5 neue Ruderboote zur Verfügung. Für Spiel und Sport sollen in absehbarer Zeit zwei Bolzplätze und ein Hartplatz angelegt werden.

Die Universität in der Stadt Vechta

VON ARMIN HÜTTERMANN

Städte sind nicht nur Wohnplätze für viele Menschen, sondern gleichzeitig auch Ansiedlungen der verschiedensten Institutionen der Arbeit, Verwaltung, Versorgung und Bildung. Die Bedeutung einer Stadt wird nicht nur an ihrer Bevölkerungszahl, sondern auch an der Vielfältigkeit dieser „zentralörtlichen Funktionen“ und ihrem jeweiligen Einzugsbereich gemessen. In der Regel besteht innerhalb der zentralörtlichen Funktionen eine Hierarchie, die sich in der Häufigkeit der Einrichtung und der Größe ihres Einzugsbereichs spiegelt. Innerhalb des Bildungswesens z. B. gehören Grundschulen zu den am zahlreichsten auftretenden Institutionen mit relativ kleinem Einzugsbereich, und die Hierarchie schreitet fort über Hauptschulen, Realschulen, Gymnasien etc. hin zur Universität. Sind in jeder Stadt Grundschulen anzutreffen, so gibt es andererseits zahlreiche - auch große - Städte ohne Universität. Vechta hat sieben Grundschulen, 3 Hauptschulen, 2 Realschulen, 3 Gymnasien und 1 Sonderschule - mit Einzugsbereichen unterschiedlicher Größe. Ungewöhnlich ist, daß Vechta bei ca. 22.000 Einwohnern auch Standort einer Universität - wenn auch nur einer Abteilung der Universität Osnabrück - ist. Gemessen an den vorgenannten Kriterien ist Vechta somit im Bildungswesen mit zentralörtlichen Funktionen höchsten Ranges ausgestattet. Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich mit dieser ungewöhnlichen Situation der Universität in einer Kleinstadt - ihrer zentralörtlichen Bedeutung und ihrer Rolle in dieser Stadt. Träger dieser Beziehungen sind einmal die Hochschule als Institution, zum anderen jene Per-

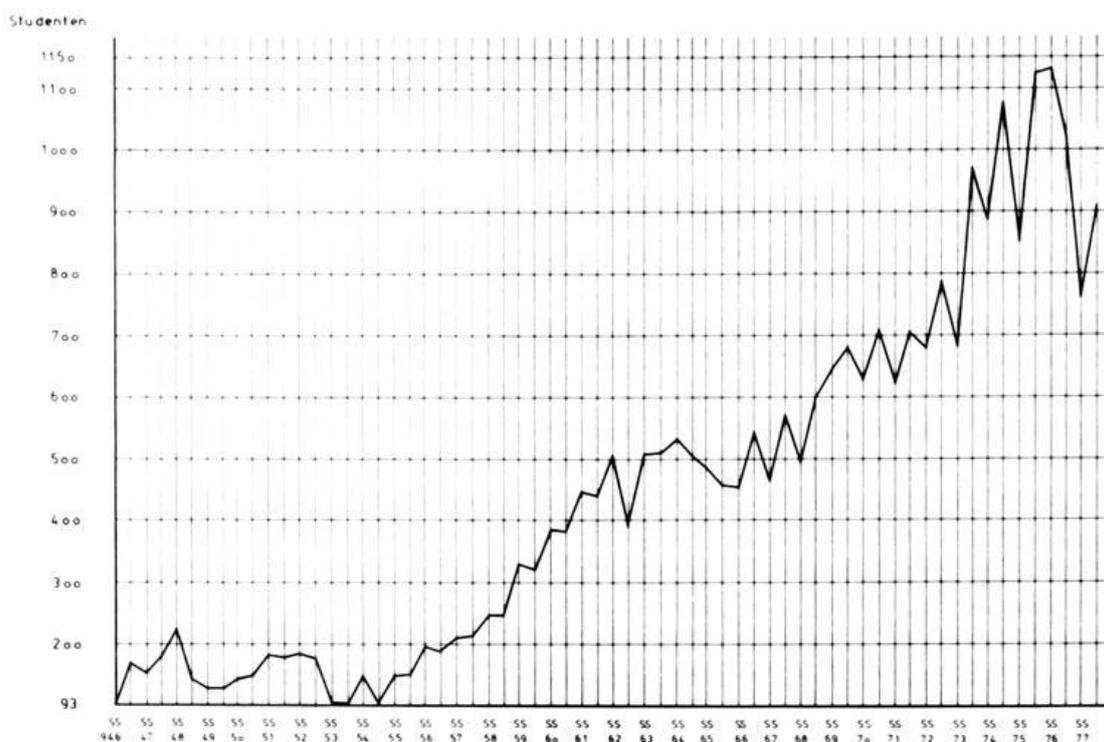


Abb 1: Entwicklung der Studentenzahlen an der PH/Uni in Vechta, SS 1946 - SS 1977

sonengruppen, die in mittelbarer oder unmittelbarer struktureller Beziehung zur Hochschule stehen: Dabei bilden die Studierenden und die Hochschulbediensteten die Kernbevölkerung, während die hierauf entfallenden Angehörigen und jene Erwerbsgruppen, die zur direkten oder indirekten Versorgung der Kernbevölkerung mit Gütern und Dienstleistungen der verschiedenen Art erforderlich sind, den Hauptteil der Mantelbevölkerung stellen ¹⁾. Die Rolle der Universität in der Stadt wird somit getragen von der Universitätsbevölkerung, der Universität als Einrichtung und letztlich auch der Mantelbevölkerung der Universität.

1. Kern- und Mantelbevölkerung der Universität

Die Studentenzahlen an der Hochschule haben sich innerhalb von 27 Jahren versechsfacht (Abb. 1). Ähnlich verhält es sich mit den Zahlen für den Lehrkörper; bei den Sonstigen Mitarbeitern der Hochschule führte diese Expansion noch zu einer stärkeren Vergrößerung des Personalbestandes (Abb. 2).

Abb. 2: Entwicklung der Kernbevölkerung der Hochschule, 1950-1977 ²⁾

	Gesamte Kernbevölkerung	Studenten (SS + WS) 2	Professoren, Dozenten	Lehrkörper		Summe	Verwaltung, incl. ZpB	Sonstige Mitarbeiter			Summe
				Akad. Rate, Stud. Leiter	Pad. + Wiss. Ass.			Techn. Personal	Bibliothek	Schreibkräfte	
1950	162	146	13	—	—	13	2	—	1	i.Verw.	3
1960	409	386	14	—	4	18	2	1	2	i.Verw.	5
1970	734	670	27	4	16	47	7	7	3	i.Verw.	17
1975	1083	988	25	11	24	60	10	12	8	5	35
1976	1200	1079	38	19	23	80	9	14	12	6	41
1977	965	836	41	20	25	86	8	15	14	6	43

Vergleicht man damit die Entwicklung der Bevölkerungszahlen Vechtas (Abb. 3), so wird die zunehmende Rolle der Hochschule in der Stadt deutlich ³⁾.

Abb. 3: Kernbevölkerung und städtische Bevölkerung, 1960-1977 (ab 1975 incl. Langförden)

	1960	1970	1975	1976	1977
Bevölkerung Stadt Vechta	12 448	16 216	21 786	21 868	21 989
Verh. Bevölkerung Stadt: Studentenzahlen	32,2	24,2	22,0	20,3	26,3
Verh. Bevölkerung Stadt: Kernbevölkerung der Universität	30,4	22,1	20,1	18,2	22,8

Deutlicher wird die Bedeutung der Hochschule für die Stadt noch, wenn nicht nur die Kernbevölkerung berücksichtigt wird, sondern auch die sogenannte Mantelbevölkerung. Unter der Mantelbevölkerung ⁴⁾ 1. Stufe versteht man dabei die Angehörigen bzw. Familienmitglieder der Kernbevölkerung, oder Ehefrauen bzw. Ehemänner und Kinder der Studierenden, der Lehrenden und der sonstigen Mitarbeiter der Hochschule. Kernbevölkerung (K) und Mantelbevölkerung 1. Stufe (M 1) müssen mit Gütern und Dienstleistungen versorgt werden

(M 2). Auf der Grundlage der von Hecking nach Isenberg durchgeführten Durchschnittswertberechnungen ergäben sich für Vechta (1977) folgende Zahlen:

Abb. 4: Kern- und Mantelbevölkerung (1977) ⁵⁾

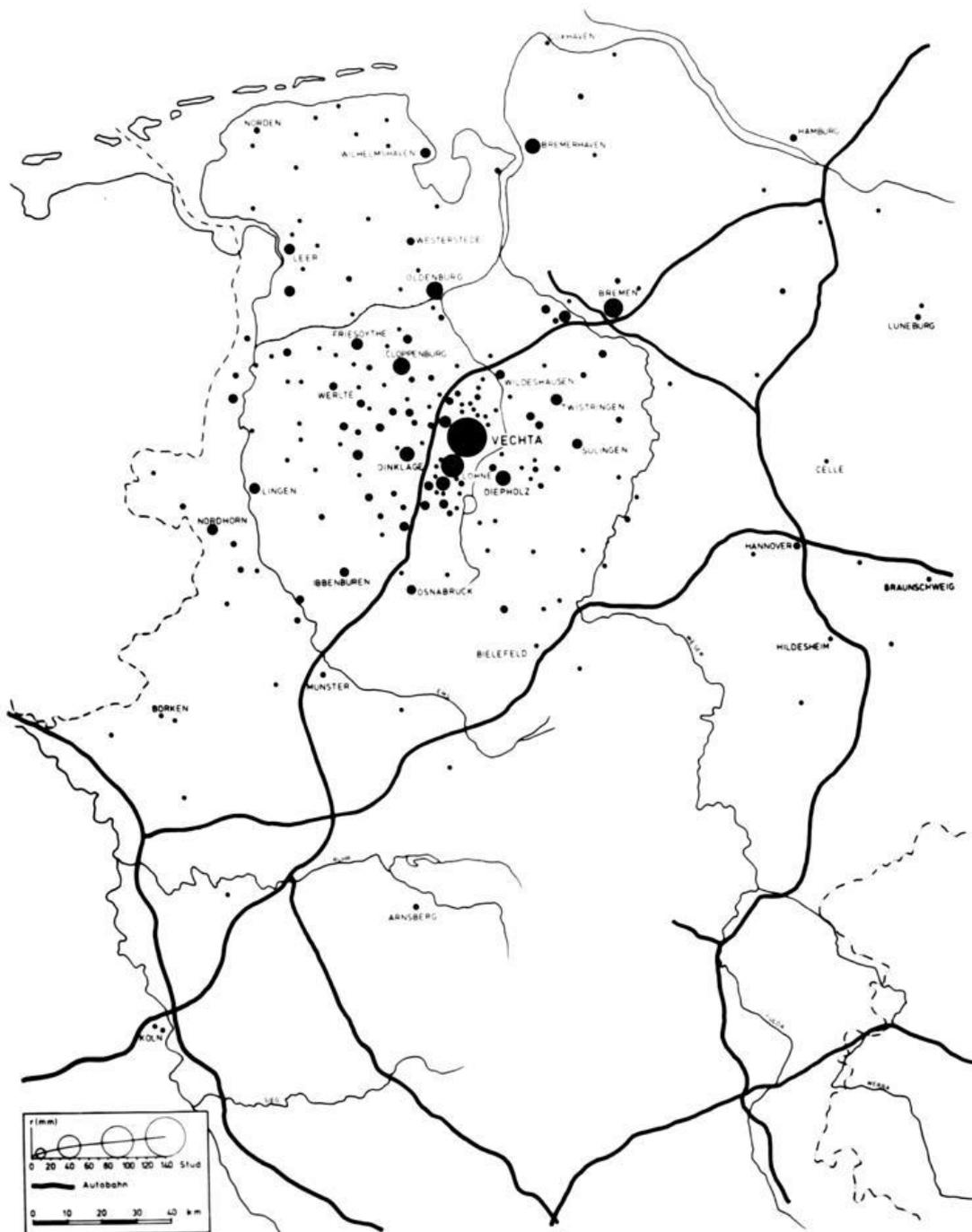
Kernbevölkerung	s. Abb. 2	965
Mantelbevölkerung	Zahl der mit Nichtstudenten verheirateten Studierenden	
1. Stufe (M 1)	$\frac{WS + SS}{2}$	144
	Zahl der Kinder der Studierenden	
	$\frac{WS + SS}{2}$	161,5
	Zahl der verheirateten Lehrenden	64
	Zahl der Kinder der Lehrenden	141
	Zahl der verheirateten sonstigen Mitarbeiter	50
	Zahl der Kinder der Sonstigen Mitarbeiter	132
	Summe M 1	692,5
Mantelbevölkerung	Zahl der für den lokalen Bedarf der K + M 1 Beschäftigten	278,5
2. Stufe (M 2)	Darauf entfallende zusätzliche Bevölkerung (Erwerbstätigkeitsfaktor 2)	278,5
	Zahl der für den Bedarf der vorigen beiden Spalten Beschäftigten	46
	Darauf entfallende zusätzliche Bevölkerung (Erwerbstätigkeitsfaktor 2)	46
	Summe M 2	649
Summe Kern- und Mantelbevölkerung (K + M1 + M 2)		2306,5

Mit der Kern- und Mantelbevölkerung sind alle unmittelbar und mittelbar von der Hochschule abhängigen Personen erfaßt. Bei aller Skepsis gegenüber der Genauigkeit dieser Berechnung bedeutet das für Vechta, daß etwa 10 % der Bevölkerung von der Hochschule leben. Mißt man dieser Zahl die Bedeutung bei, daß man an ihr ablesen kann, ob eine Stadt als „Universitätsstadt“ zu bezeichnen ist, so zeigt der Vergleich mit Tübingen, Heidelberg und Stuttgart - für die Hecking diese Werte für 1961 ermittelte - daß Vechta weit unter Tübingen liegt (ca. 45 %), beachtlich unter Heidelberg (ca. 25 %) aber auch über Stuttgart (ca. 3 %). Mögen sich auch diese Werte in den letzten Jahren nach oben verschoben haben, so wird doch deutlich: in einer Kleinstadt wie Vechta (Tübingen wäre mit seinen ca. 60-70.000 Einwohnern auch noch als solche anzusprechen), kann eine Universität sehr schnell eine überragende Bedeutung bekommen. Woher kommt nun diese zusätzliche Bevölkerung? Die Frage des Einzugsbereichs einer Hochschule kann entscheidend die Entwicklung einer solchen Institution beeinflussen. Einzugsbereich und Reichweite einer Hochschule wiederum sind abhängig vom Typ der Hochschule, vom Angebot an Studiemöglichkeiten, von der Lage der Hochschule innerhalb des Systems vergleichbarer Einrichtungen und von der allgemeinen Verkehrslage. Wie Meißner 1971 für Vechta herausgearbeitet hat, kommen dazu konfessionelle und landsmannschaftliche Bindungen. Das kann von Vorteil sein, wenn es als die „Bildungsseßhaftigkeit“ (Mayr 1970, S. 101) verstärkendes Moment potentielle

Studierende davon abhalten kann, über Vechta hinaus an anderen Hochschulen zu studieren, kann aber ebenso in seiner Begrenzung des auszuschöpfenden Studenten-Reservoirs auf eben jene Gruppen zu einer Behinderung des Ausbaus der Hochschule werden.

Bei der Untersuchung des Einzugsbereichs der Studierenden der Universität in Vechta im Jahre 1977 kommt es somit darauf an festzustellen, ob es trotz des nur mäßigen Ausbaus an Studienmöglichkeiten gegenüber PH-Zeiten und somit nur

Abb 5 Einzugsbereich (Studenten) der Universitätsabteilung Vechta, SS 1977



geringer zugewonnener Studienplatz-Attraktivität gelungen ist, sich zwischen den stärker ausgebauten Universitäten in Osnabrück und Oldenburg zu behaupten oder gar den Einzugsbereich auf solche Gebiete auszudehnen, die nicht die traditionellen Bindungen konfessioneller und landsmannschaftlicher Art zu Vechta aufweisen. Die von Meißner aufgezeigte periphere Lage des Studienortes in seinem Einzugsbereich erlaubt theoretisch diese Möglichkeiten, da diese Lage nicht durch die Lage Vechtas zu anderen vergleichbaren Hochschulen bedingt ist. In der Tat zeigt Abb. 5, daß Vechta seinen Einzugsbereich vor allem nach Osten erweitern konnte. Zwar ist noch das „halbmondförmige“, traditionelle Gebiet des katholischen Oldenburger Münsterlandes überrepräsentiert, aber die scharfe Begrenzung nach Osten durch die natürliche und konfessionelle/administrative Grenze des Grenzmoores zwischen Vechta und Diepholz ist fortgefallen. Erstaunlich hoch ist auch der Anteil Bremer Studenten, wobei hier sicherlich nicht nur pull- sondern auch push-Faktoren eine Rolle gespielt haben. Diese im Ansatz vorhandene Abrundung des Einzugsbereichs bei gleichzeitiger Beibehaltung der starken traditionellen Bindungen muß für Vechta positiv gewertet werden, vor allem wenn es gelingen sollte, diese Tendenzen zu stabilisieren.

Für die Lehrenden einer Universität ist eine hohe regionale Mobilität kennzeichnend: bei der geringen Zahl von Hochschulen muß man bereit sein, für eine Anstellung an einer Hochschule auch größere Entfernungen zu überwinden, zumal im deutschen Hochschulwesen „Hausberufungen“ nicht üblich sind. Daß immerhin 19 % der Befragten angeben, daß sie ihren Wohnort nicht wechseln mußten, als sie die Anstellung bekamen, also entweder von Vechta kamen oder weiterhin in ihrem ehemaligen Wohnort wohnen bleiben können, überrascht daher. Eine nach den Berufsgruppen differenzierte Analyse ergibt aber, daß es sich hierbei im wesentlichen um die Assistenten handelt, bei denen etwa jeder zweite der Befragten angab, bei der Anstellung nicht umgezogen zu sein, während beim beamteten Mittelbau dies nur noch ca. 15 % und bei den Professoren keiner mehr war. Die Universität bietet also im wissenschaftlichen

Abb. 6: Herkunftsort der Lehrenden

Ort	Professoren	Akad. Räte o. ä.	Assistenten
Strücklingen	—	—	1
Osnabrück	1	1	—
Münster u. Umgeb.	—	3	1
Hannover	—	1	—
Paderborn	1	—	—
Unna	—	1	—
Dortmund	1	—	—
Göttingen	1	—	—
Köln	1	2	—
Münstereifel	1	—	—
Berlin	—	1	—
Wiesbaden	1	—	—
Erlangen	1	—	—
Tübingen u. Umgeb.	3	—	1
Landshut	1	—	—

Bereich allenfalls dann und wann eine Assistentenstelle für lokale Bewerber, ganz selten aber Lebenszeitstellen. Von den 24 Lehrenden, die Angaben darüber machen, von woher sie nach Vechta kamen, liegen folgende Daten vor (Abb. 6), die diese These auch großräumiger ausweiten lassen: die Attraktivität Vechtas ist bei zunehmender Entfernung stark von der jeweiligen Stelle (Lebenszeit-Widerrufsbeamter/Höhe des Einkommens) abhängig.

Erwartungsgemäß kehrt sich das Bild bei den „Sonstigen Mitarbeitern“ gegenüber den Lehrenden um: hier sind nur ca. 23 % umgezogen, als sie die Anstellung erhalten haben. Für diese Gruppe ist der Einzugsbereich der Universität als Arbeitgeber wesentlich stärker auf das engere Umland begrenzt als für das wissenschaftliche Personal. Dennoch geben 2 an, aus Berlin nach Vechta gekommen zu sein und je einer aus Osnabrück bzw. Bonn (2 aus der Bibliothek, je einer aus der Verwaltung sowie vom technischen Personal).

Der geringere Einzugsbereich bei den „Sonstigen“ hat zur Folge, daß sie es sich erlauben können, in ihrer ursprünglichen Umwelt leben und wohnen zu bleiben.

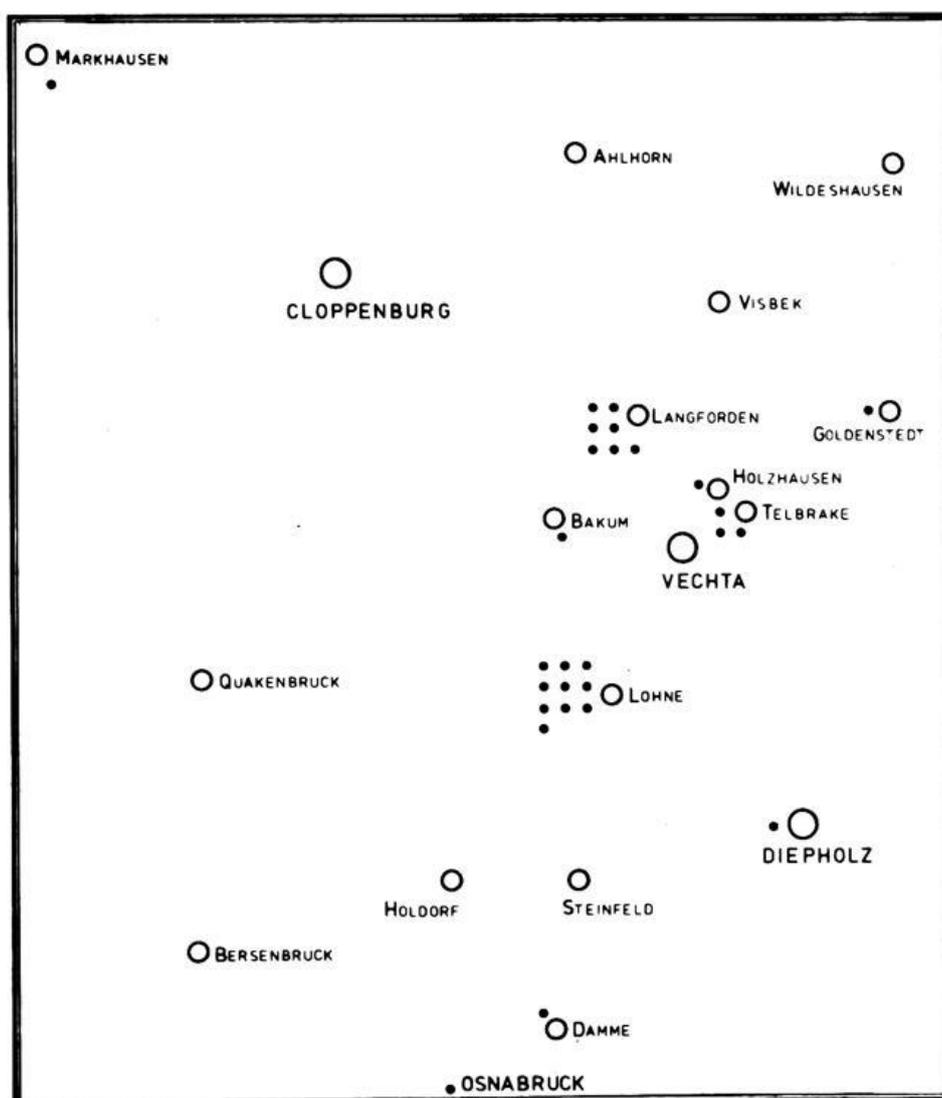


Abb. 7: Einzugsbereich der nicht in Vechta lebenden sonstigen Mitarbeiter.
 • 1 sonstiger Mitarbeiter

SS 1978

Während die Lehrenden, die in der Regel von außerhalb des Landkreises Vechta stammen, nur zu etwa 20 % nicht in Vechta wohnen, sind es bei den Sonstigen ca. 45 %, die im Umland wohnen und täglich pendeln (Abb. 7). Als Grund werden Grundbesitz, Erbschaft, günstigere (= billigere) Wohnverhältnisse etc. angegeben. Die Notwendigkeit zum Umzug besteht erst, wenn die Pendeldistanz zu groß wird - dann allerdings zieht man direkt in die Stadt (Lehrende). Erst später kommt es dann dazu, daß man von Vechta aus wieder in kleinere Orte zieht, wie es bei einigen - allerdings wenigen - Lehrenden z. Zt. festgestellt werden kann. Allenfalls Lohne vermag zuziehende Lehrende „abzufangen“.

Abb. 8: Wohnorte nicht in Vechta wohnender Lehrender (WS 77/78)

Nahbereich		50 - 100 km		über 100 km	
Lohne	4	Osnabrück	3	Hannover	1
Visbek	3	Melle	1	Paderborn	1
Diepholz	1	Minden	1	Aachen	1
Lembruch	1	Worpswede	1	Hamburg	1
Fladderlohausen	1				
Quakenbrück	1				

Die Entfernung bis zu 100 km wird als Pendeldistanz bei den Lehrenden als vertretbar angesehen; bei größeren Entfernungen besteht häufig neben dem 1. Wohnsitz in Vechta ein Zweitwohnsitz. Bei einzelnen dieser weiter entfernt Wohnenden handelt es sich ohne Zweifel um eine Übergangsphase; allerdings weist das Vorlesungsverzeichnis selbst bei größeren Distanzen eine gewisse „Fernsiedlungskonstanz“ auf. Der akademische Rhythmus, der nur 7 von 12 Monaten als Semester ausweist, unterstützt sicherlich diese Tendenz.

Das gilt auch für die Anwesenheit der Studierenden in Vechta. Sowohl im jährlichen als auch im wöchentlichen Rhythmus kann man dies bereits im Stadtbild feststellen: Während der vorlesungsfreien Zeit nach dem WS 76/77 (Februar, März) waren ca. 66 % der Studenten gar nicht in Vechta, bei den restlichen 34 % ergibt sich ein Durchschnitt von 15 % Anwesenheitstagen, was eine Anwesenheit von ca. 130 Studenten für die ganze vorlesungsfreie Zeit ergibt - im Gegensatz zu ansonsten ca. 836 (s. Abb. 2). Für die Zeit der vorlesungsfreien Tage im Sommer (Juli, August, September 1977) sieht das noch magerer aus: ca. 75 % waren überhaupt nicht in Vechta, und das restliche Viertel gibt eine Abwesenheit von 6,6 % an, das bedeutet ca. 55 Studenten für die gesamte Zeit. Im wöchentlichen Rhythmus während der Semester sieht das dann so aus (Abb. 9):

Abb. 9: Tages-Anwesenheit der Studierenden während der Semester (WS 1976/77, SS 77):

	WS 76/77	SS 77
Montags	89,8 %	88,0 %
Dienstags	92,7 %	91,1 %
Mittwochs	92,3 %	92,3 %
Donnerstags	93,8 %	93,4 %
Freitags	82,2 %	84,2 %
Samstags	24,5 %	26,6 %
Sonntags	22,2 %	23,0 %

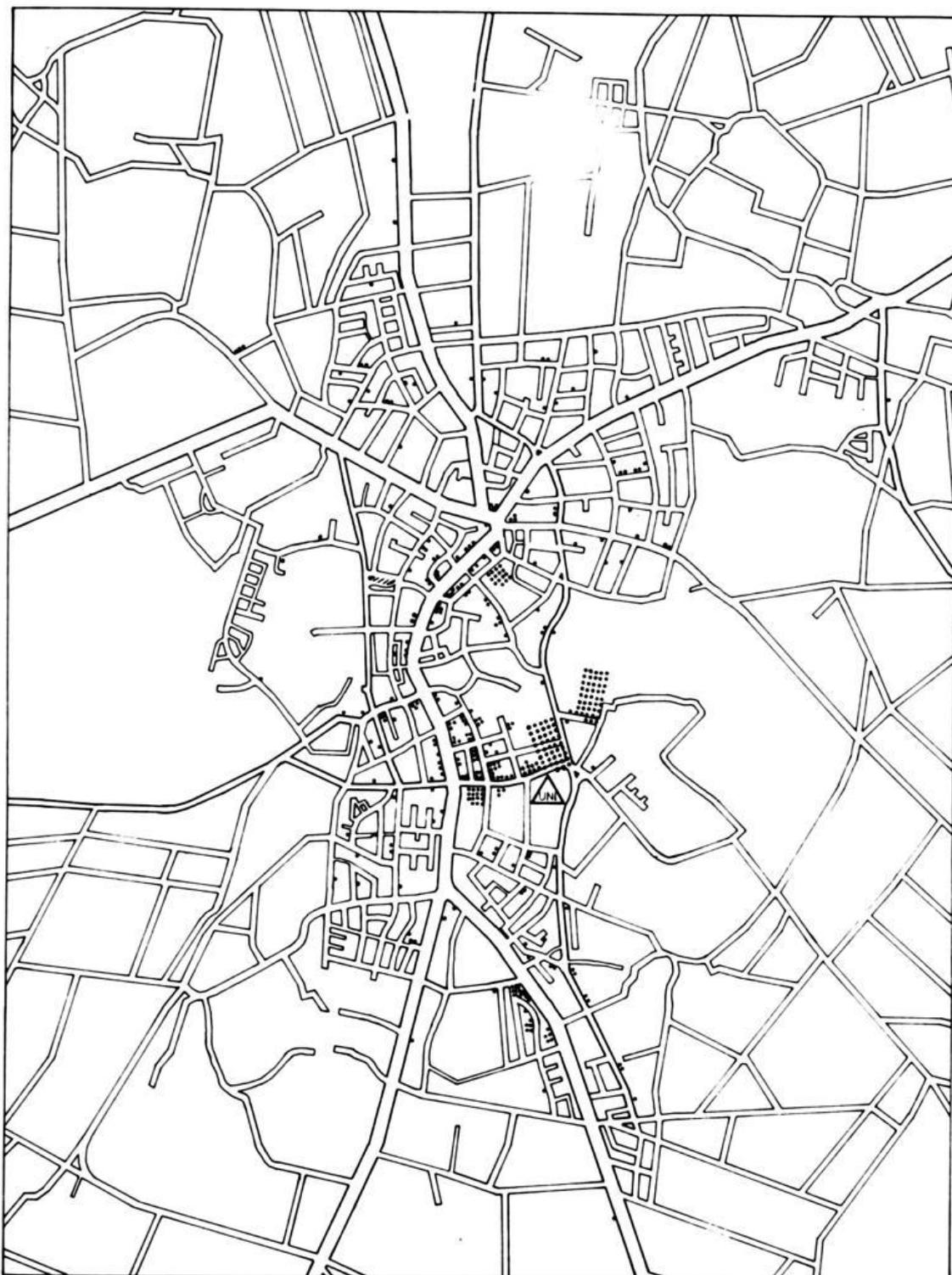


Abb. 10: Studentisches Wohnen in Vechta , SS 1977

• 1 Student

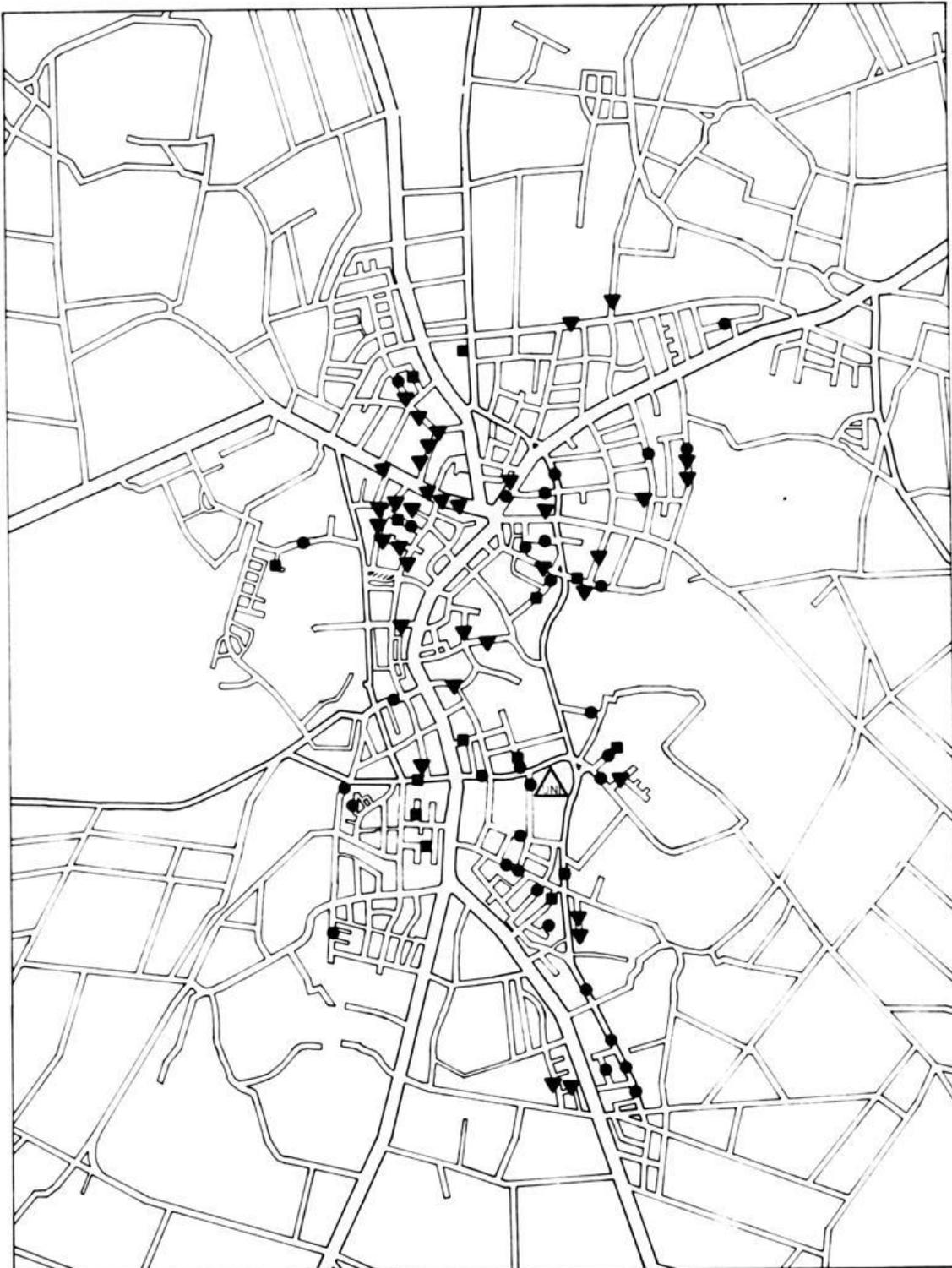


Abb. 11: Wohnorte der Lebenszeitbeamten der Universität und der niedergelassenen Ärzte Vechtas (1977)

- Professoren
- Akademische Räte u.ä.
- ▼ Ärzte

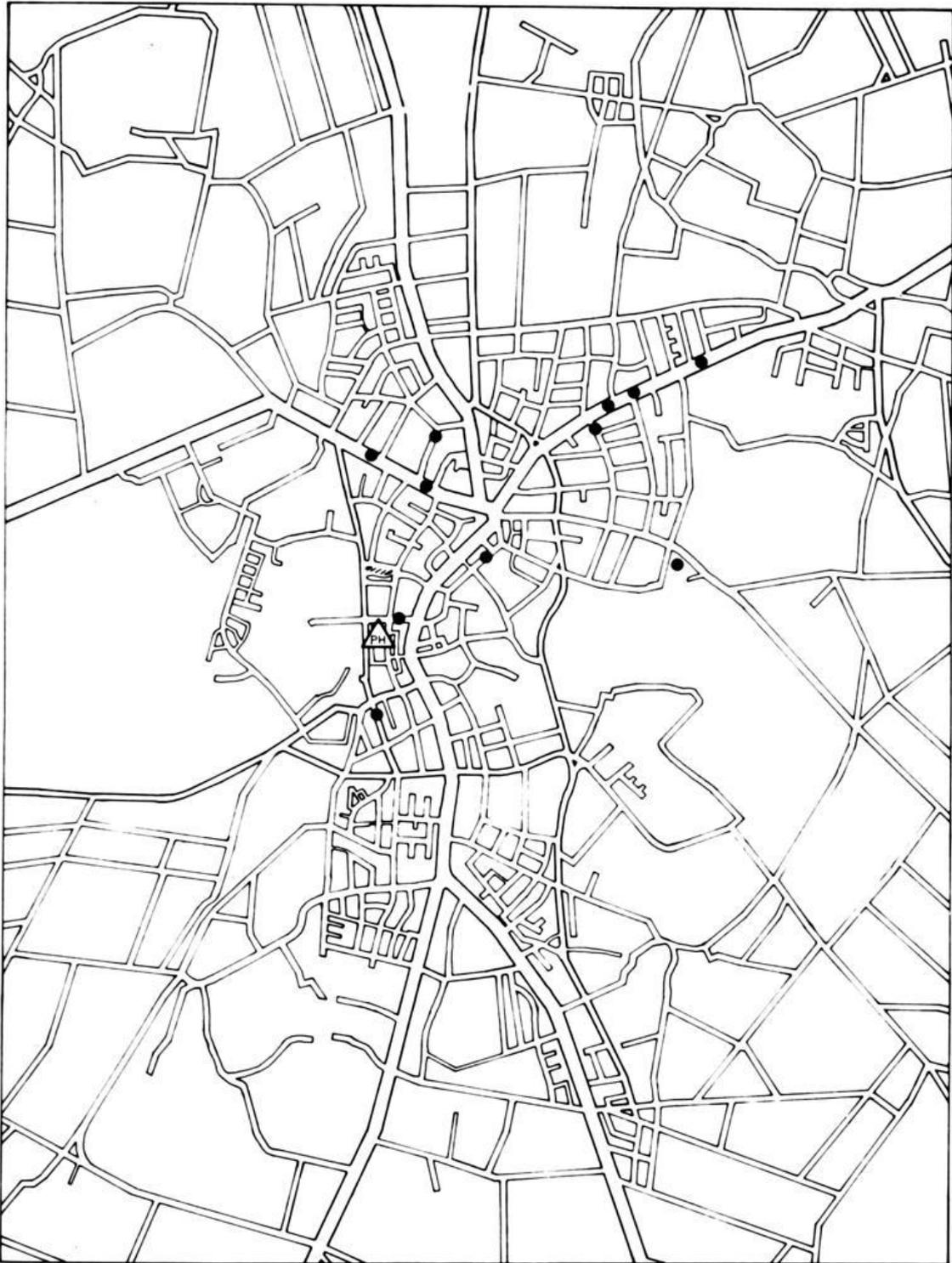


Abb. 12: Lebenszeitbeamte in Vechta, SS 1950

● Professor

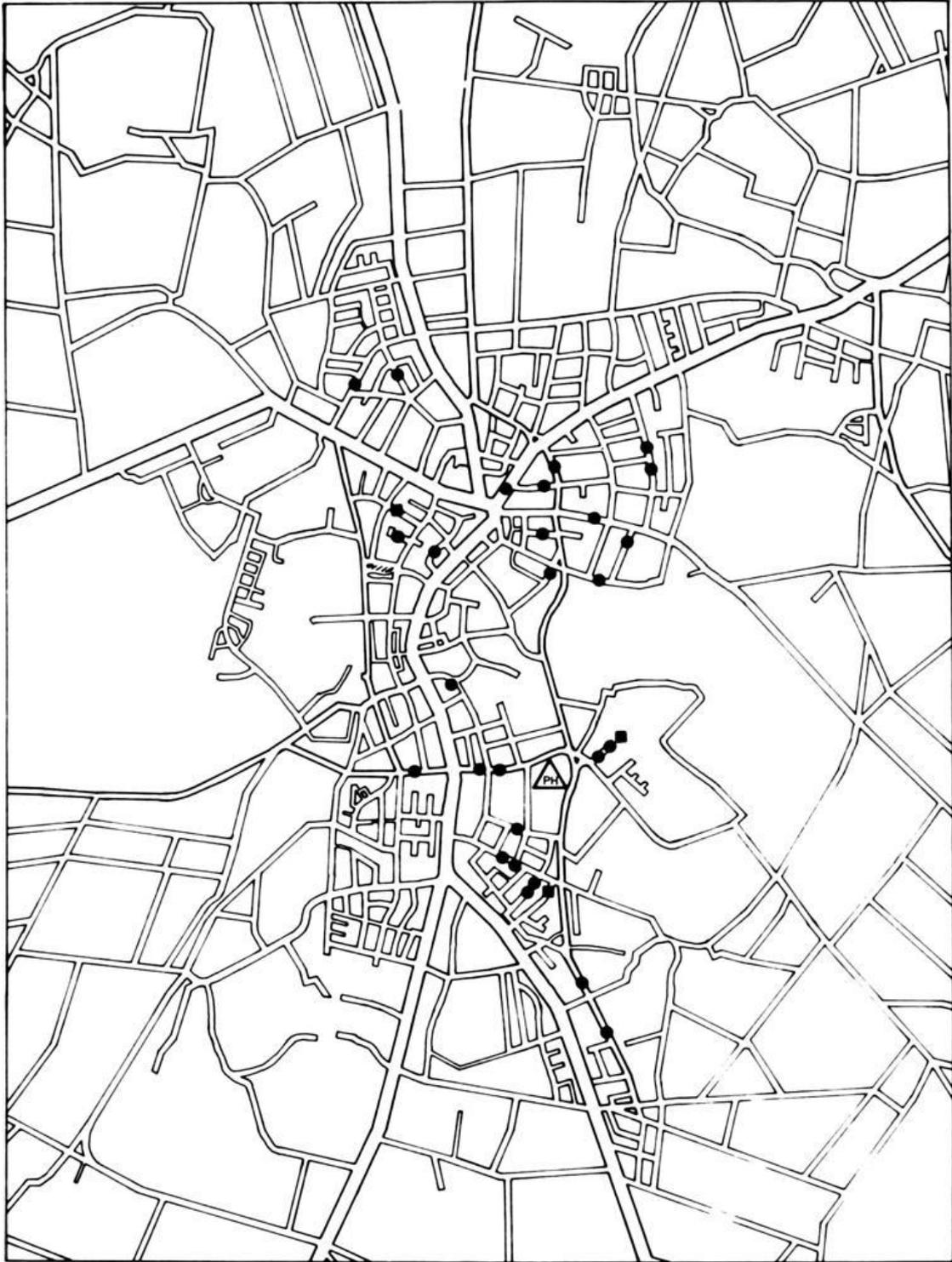


Abb. 13: Lebenszeitbeamte in Vechta, SS 1970

- Professoren
- Akad. Räte

Die Unterschiede zwischen den Semestern sind unbedeutend. Dagegen ist das für Wochenendpendler typische Bild vorhanden: selbst an Montagen und besonders an Freitagen sinkt die Anwesenheitsrate. Ohne Zweifel bestehen zwischen diesen Zahlen und dem Einzugsbereich der Hochschule sehr enge Beziehungen. Vechta als Studienort mit starker Umlandsbezogenheit ermöglicht es, die eingefahrenen Bindungen ohne Schaden aufrechtzuerhalten. Ob das im Sinne eines emanzipatorischen Studiums liegt, ist fraglich.

2. Die Universitätsbevölkerung in der Stadt

Die direktesten Ausprägungen der Anwesenheit der Universität sind über die Universitätsbevölkerung und die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse (wohnen, versorgen, Freizeitverhalten etc.) feststellbar.

Für die größte Gruppe, die Studenten, ist charakteristisch, daß sie

1. nur während des Semesters in Vechta anwesend sind
2. zu einem erheblichen Teil in Vechta keine Zimmer haben, d. h. täglich pendeln (22 %)
3. zu einem hohen Anteil in Studentenwohnheimen bzw. Wohngemeinschaften leben (27 %) und relativ wenig zur Untermiete (31 %). Etwa 6 % stammen direkt aus Vechta.

Der letzte Punkt wird in Abb. 10 offensichtlich: auf die drei Studentenheime (Edith-Stein-Kolleg, Immentun, Antonius-Haus) entfallen die meisten Wohnplätze. Darüberhinaus ist aber eine Ballung im Raume Driverstr./Antoniusstr. auffällig, wo in letzter Zeit zahlreiche Appartements in Neubauten entstanden - wahrscheinlich bereits gezielt in Uni-Nähe für diesen Zweck erbaut („kommerzielle Studentenheime“) - sowie die Häufung studentischer Wohnplätze entlang der Großen Straße. Auch in Vechta wohnen gehobenere soziale Schichten am Rande der Stadt (Abb. 11), während die Stadtmitte bevorzugt von einkommensschwächeren Gruppen besiedelt wird.

Die Hochschullehrer leben zu einem sehr viel größeren Maße als die Studenten und auch die sonstigen Mitarbeiter in Vechta. Dabei ist auffällig, daß sie überwiegend im Süden der Stadt wohnen (vgl. Abb. 11; N-S-Grenze = Moorbach, Innenstadt = Norden). Im Vergleich mit den Wohnadressen der Vechtaer Ärzte, die überwiegend westlich und östlich des Bremer Tores, ausgesprochen selten aber im Süden der Stadt wohnen, ergibt sich, daß die Vorliebe für den Süden nicht mit der sozialen Stellung des „Akademikers“ korreliert, sondern sehr wahrscheinlich mit dem Standort der Hochschule im Süden der Stadt und der relativ jungen Bautätigkeit im Süden. Letzteres ist aber nicht ausschließlich für den Süden charakteristisch. Eine Analyse der Umzugstätigkeit der Lebenszeitbeamten unter den Hochschullehrern ergibt, daß von den 1977 tätigen Lebenszeitbeamten 11 von Nord nach Süd, keiner von Süd nach Nord, 7 innerhalb des Südens und 8 innerhalb des Nordens umgezogen sind. Von den vor 1970 bereits eingestellten zogen seinerzeit 16 zunächst in den Norden und nur 6 in den Süden. Durch spätere Umzüge hat sich das Bild dergestalt umgekehrt, daß heute 14 im Süden und 8 im Norden wohnen. Bei den 1970 und später Eingestellten ist bereits der Süden als erste Adresse stärker berücksichtigt: 11 gegenüber 13 im Norden. Aber auch hiervon wohnten 1977 14 im Süden und nur noch 10 im Norden. Die Analyse der jeweiligen Adressen zu verschiedenen Zeiten zeigt, daß die Hochschullehrer in der Tat in ihrer Wohnadressenwahl vom Standort der Hochschule beeinflusst sein müssen: mit dem Umzug der Hochschule von

der Bahnhofstraße zur Driverstraße verändert sich die Verteilung der Hochschul-lehreradressen über die Stadt (vgl. Abb. 12 u. 13, auch Abb. 11).
Auf die Frage „wo kaufen Sie Güter des täglichen/mittelfristigen/langfristigen Bedarfs“ antworteten die Lehrenden wie folgt:

Abb. 14: Versorgung

	Vechta	Oldenburg	Osnabrück	Bremen	Andere
täglichen Bedarf	89,5	5,3	7,9	5,3	15,8
mittelfristigen Bedarf	57,9	39,5	28,9	23,7	31,6
langfristigen Bedarf	44,7	42,1	31,6	28,9	50,0

(Mehrfachnennungen möglich)

Vechta kann somit nur als untergeordnetes Zentrum in der anfangs angesprochenen Städtehierarchie angesehen werden, das mit zunehmenden Ansprüchen den vorhandenen Bedarf nicht mehr befriedigen kann. Oldenburg rangiert vor Osnabrück und Bremen als übergeordnetes Zentrum. Die Ergebnisse decken sich mit denen bei den Sonstigen Mitarbeitern, bei denen Vechta aber aufgrund ihrer auswärtigen Wohnungen seltener genannt wird.

Mehr als beim Konsum sind die Studenten in ihrer Freizeitgestaltung in Vechta von Bedeutung. Nicht zuletzt ist mit dem Begriff „Universitätsstadt“ die Vorstellung von Studentenlokalen, Studententreffpunkten verbunden. Wenngleich für Vechta mit Sicherheit gilt, daß es keine ausgesprochene Studentenkneipe gibt - die geringe Anwesenheitsquote während der Semesterferien und Wochenenden zusammen mit der insgesamt doch niedrigen Studentenzahl ließen einer solchen Kneipe keine Überlebenschance - so gibt es doch von Studenten geprägte, bevorzugte Lokale.

Abb. 15: Studentenkneipen

(Summe der Antworten auf die Fragen, welche Kneipen in Vechta kennen Sie, in die Studenten bevorzugt gehen, nachdem Sie bzw. ohne sich vorher verabredet (zu) haben?)

	Zahl der Nennungen	%
Gemütliche Ecke	464	36,4
Old England	220	17,3
Astra	100	7,8
Kolpinghaus	92	7,2
Krusenklause	87	6,8
Gulfhaus	84	6,6
Destille	74	5,8
Kaminstube	69	5,4
Gesamtzahl der Nennungen	1274	

Deutlich hebt sich die Gemütliche Ecke ab, mit Abstand vor Old England. Alle weiteren Lokale - auch die hier nicht aufgeführten - sind nur randlich für Studenten von Interesse. Beachtlich ist dabei die weite Streuung über mehrere Lokale mit annähernd gleichen Anteilen an Nennungen. Die Bedeutung, die

solche Lokale für das Freizeitverhalten der Studenten haben, ist im Rahmen der in der Stadt wahrgenommenen Aktivitäten relativ hoch - häufiger aber bleiben die Studenten unter sich:

Abb. 16: „Wo verbringen Sie Ihre Abende“, Antwort: manchmal, immer

Mit anderen auf der Studentenbude	59,4
Universitäts-Freizeitprogramm	53,7
Kneipe	32,0
Allein auf der Bude	31,3
Gulphaus	20,1
Familie	19,9
Kino	14,7
Verein	9,5

Relativ wichtig sind im Freizeitprogramm der Universität (Teilnahmequote 75 %), das man sowohl als Konkurrenz zum städtischen Freizeitprogramm ansehen kann als auch als Kompensation dazu, sogenannte „Uni-Feten“ (71 %), Theater- und andere kulturelle Veranstaltungen (39 %), „Sporty“ (37 %), Politische Hochschulgruppen (10 %), Chor (5 %). Vieles davon würde im Vechtaer Stadtleben in Vereinen stattfinden. 40 % der Studenten geben an, in Vereinen Mitglied zu sein - 30 % in Vereinen außerhalb Vechtas und 13 % in Vereinen in Vechta.

Bei den Lehrenden sind ebenfalls 40 % Vereinsmitglieder, dabei aber geben 24 % an, in Vechtaer Vereinen tätig zu sein: die Bindung der Hochschullehrer an Vechta ist naturgemäß stärker als die der Studenten. Die Diskrepanz zwischen 24 und 40 % deutet aber ebenso wie die studentischen Zahlen auf eine evtl. geringe „Vereinsinfrastruktur“ in Vechta hin, jedenfalls für die mit der Universität verbundene Bevölkerung. Die Teilnahme der Hochschullehrer und Sonstigen Mitarbeiter an anderen offiziellen Freizeiteinrichtungen ergibt folgendes Bild:

Abb. 17: Freizeit der Lehrenden und sonstigen Mitarbeiter

	Unifest		Unisport		Kath. Bildungsw.		Kultur in Vechta		Kultur außerhalb Vechta	
	H.	S. M.	H.	S. M.	H.	S. M.	H.	S. M.	H.	S. M.
Regelmäßig	—	—	23,7	15,4	—	—	5,3	—	5,3	7,7
Häufig	13,2	—	15,8	7,7	10,5	7,7	34,2	15,4	23,7	19,2
Selten	47,4	15,4	18,4	3,8	28,9	30,8	50,0	30,8	57,9	30,8
Nie	26,3	73,1	34,2	61,5	42,1	42,3	10,5	34,6	7,9	26,9
Ohne Angabe	13,2	11,5	7,9	11,5	18,4	19,2	—	19,2	5,3	15,4

Abgesehen vom Sport in der Universität spielen hier die lokalen Freizeitangebote eine größere Rolle als bei den Studenten. Auffällig ist, daß die Lehrenden mehr als die Sonstigen Mitarbeiter von kulturellen Angeboten Gebrauch machen und daß offensichtlich Kulturangebote außerhalb Vechtas eine relativ große Bedeutung haben: ob aber der hier aufgezeigte Bedarf weitere Angebote in

Vechta rechtfertigt, bleibt bei der Gesamtzahl fraglich. Abschließend zum Freizeit-Bereich sei angemerkt, daß durch die Anwesenheit der Universität in Vechta mit Sicherheit solche Einrichtungen wie der Madrigal-Chor oder die Biologische Schutzgemeinschaft Hunte weitgehend stimuliert oder auch getragen werden.

Ein völlig anderer Bereich, in dem die Anwesenheit der Universität in Vechta deutliche Spuren hinterläßt, ist die Verkehrsteilnahme der Universitätsbevölkerung. Dabei spielen die Studenten durch ihre Zahl und ihre saisonal unterschiedliche Anwesenheit die größte Rolle. Immerhin kommen 56 % der Studenten mit dem Auto nach Vechta, 13 % mit der Bahn, 5 % mit dem Bus und 2 % mit dem Fahrrad. Der Rest hat entweder eine ständige Mitfahrgelegenheit (16 %) oder kommt per Autostop (2 %; 6 % ohne Angaben). In Vechta selbst benutzen 63 % der Studenten ein Auto ⁶⁾, 48 % geben an, zu Fuß zu gehen und 36 % benutzen ein Fahrrad (Mehrfachnennungen möglich). Trotz der geringen Entfernungen in Vechta wird also eindeutig das Auto bevorzugt: man muß also annehmen, daß während der Semester nicht nur mehr Autos in Vechta sind, sondern auch dort benutzt werden.

3. Die ökonomische Bedeutung der Universität für die Stadt

Im Vorangehenden wurde versucht, die Rolle, die die Universität in der Stadt einnimmt, im wesentlichen unter sozialgeographischer Fragestellung zu beantworten. Dazu wurde das Verhältnis von Universität und Stadt zunächst auf die Träger dieses Kontaktes reduziert, die als Hochschulmitglieder zu dieser Stadt gehören. Ein weiterer, sehr umfangreicher Aspekt ist darüberhinaus aber die ökonomische Bedeutung der Universität für die Stadt. Dieser Komplex kann hier aber, ebenso wie der folgende über die mehr institutionellen Beziehungen am Beispiel der Universitätsbibliothek, nur sehr cursorisch aufgegriffen werden ⁷⁾. Eine grobe Vorstellung von dieser ökonomischen Bedeutung gibt aber bereits der Vergleich der Zahl der Bediensteten der Stadtverwaltung mit der der Universitätsverwaltung im Wandel der Jahre des Ausbaus von der Pädagogischen Hochschule zur Universität:

Abb. 18: Bedienstete der Stadt und der Universität, 1950 und 1977

	Stadt	Universität
1950	20	16
1977	55	130

Wenngleich an dieser Stelle die Zahlen für den Vergleich der Etats der Stadt und der Universität in diesem Zeitraum interessant wären, so sollen hier zunächst nur in Ergänzung zu den vorigen Kapiteln die Ausgaben der Hochschulbevölkerung in Vechta hochgerechnet werden. In Ergänzung zu den auf Heckings Richtwerten basierenden Zahlen (s. o.) wurde versucht, quantitative Angaben über die Summen zu erhalten, die die Hochschulangehörigen in Vechta ausgeben. Für die Lehrenden kann aufgrund ihrer Angaben angenommen werden, daß etwa 2/3 ihrer Einkünfte in Vechta bleiben (jährlich ca. 2 Millionen DM), bei den sonstigen Mitarbeitern nach eigenen Angaben etwa jährlich 1 Million DM. Die Angaben der Studenten waren bisher nur grob auswertbar, sie dürften aber mit etwa 2 bis 2,5 Millionen DM ebensoviel Geld in der Stadt lassen wie die Lehrenden. Allein dieser in Vechta verbleibende „Lohnsummenanteil“ von 4 bis 5 Millionen DM jährlich gibt einen guten Eindruck von der ökonomischen Bedeutung der Universität für die Stadt.

4. Die Rolle der Universitätsbibliothek im Zusammenhang von Universität und Stadt

Ein interessanter Teilaspekt ist die Bibliothek der Hochschule, sowohl was ihre Ausgaben angeht, als auch in Bezug auf ihre Rolle im Bibliothekswesen in Vechta. Über die Ausweitung der Personalstellen im Bibliotheksbereich von 1 Stelle 1950 auf ca. 15 Stellen 1977 wurde bereits oben berichtet. Der Buchbestand wuchs im gleichen Zeitraum von 1200 Bänden auf etwa 120.000 (100fach) mit 435 laufend gehaltenen Zeitschriften. Der Ausbau hängt stark mit den Hochschulbau-Investitionen zum Aufbau der Universität Osnabrück zusammen. Hierdurch wurden in den Jahren 1975-1977 ca. 2 Millionen DM für den „Büchergrundbestand“ zugewiesen, wovon bis zum 31. 12. 76 596.000,- DM und im Jahre 1977 allein 1.010.000,- DM ausgegeben wurden. Davon blieben 20 resp. 17 % in Vechta - ein relativ geringer Prozentsatz, der dennoch allein für 1977 ca. 172.000,- DM bedeutet. Dazu kommen die laufenden Ausgaben für Zeitschriften (andere Titelgruppe). Abgesehen vom ökonomischen Aspekt bedeutet die Bibliothek aber auch - durch ihre Zugänglichkeit für die Öffentlichkeit - ein zusätzliches Infrastrukturelement für die Stadt. So wird es nicht weiter erstaunen, daß für die öffentliche Bibliothek in Vechta gilt, daß sie im Vergleich mit Bibliotheken ähnlicher Städte einen geringeren Bestand aufweist, was auf Kosten des Sachbuchsektors und zugunsten der Kinder- und Jugendbücher geht.

Abb. 19: Bücherbestand Öffentl. Bibliotheken ausgewählter Städte Nordwestniedersachsens (Ende 1977)

	Vechta (ca. 22000 Ew.)		Lohne (ca. 19000 Ew.)		Cloppenburg (ca. 21000 Ew.)		Diepholz (ca. 15000 Ew.)	
„Sachbücher“	2360	25,1 %	4275	35,8 %	4705	38,0 %	13157	54,2 %
„Schöne Literatur“	2919	31,0 %	3943	33,0 %	3142	25,4 %	4636	19,1 %
„Jugend- u. Kinder- bücher“	4132	43,9 %	3721	31,2 %	4539	36,6 %	6502	26,8 %
Summe	9411		11939		12386		24295	
			+ 26,9 %		+ 31,6 %		+ 158,2 %	

Vechtas öffentliches Bibliothekswesen wird also maßgeblich von der Tatsache mitbestimmt, daß es eine Universitätsbibliothek gibt. Darauf deuten auch die Benutzerzahlen hin, die bei ca. 15.000 Benutzern im Januar 1978 zur Hälfte etwa aus nicht der Hochschule Angehörigen bestehen: meist Lehrkräfte der umgebenden Schulen.

Nachwort

Die vorliegenden Ausführungen basieren z. T. auf einer Befragung sämtlicher Hochschulangehörigen im Sommersemester 1977 (Rücklauf Studenten 70 %, Lehrende 50 %, sonstige Mitarbeiter 40 %), z. T. auf Auskünften der Universitätsverwaltung, der Stadtverwaltung, der Leiter der genannten Bibliotheken sowie auf einer Auswertung der Vorlesungsverzeichnisse der Hochschule seit 1949. Allen Beteiligten, die durch ihre Mitarbeit am Zustandekommen dieser Studie beigetragen haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Ganz besonders gilt dies für eine Studentengruppe, mit der ich im Wintersemester diese Daten aufbereitet und diskutiert habe.

Zitierte Literatur:

- Hecking, Georg, Planungsgrundlagen zum Problem von Mantelbevölkerung und Folgeeinrichtungen einer Hochschule. Beiträge zur Hochschulplanung, Heft 2. Stuttgart 1968
- Mayr, Aloys, Standort und Einzugsbereich von Hochschulen. Allgemeine Forschungsergebnisse unter besonderer Berücksichtigung der Untersuchungen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Ber. z. dt. Landeskunde, Bd. 44, 1970, S. 83-110
- Meißner, Horst-Alfons, Der Einzugsbereich der Abteilung Vechta der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1971, S. 188-200.

Anmerkungen:

- 1) Hecking, 1968, S. 1, S. 10 ff.
- 2) Die Zahlen sind als Grobwerte anzusehen. Quelle: zum größten Teil das Vorlesungsverzeichnis. Dort können bereits Fehler vorkommen; kurzfristige Schwankungen z. B. können auch durch Nichtbesetzung einzelner Planstellen entstehen. Für den Lehrkörper 1977 wurden die im Haushalt ausgewiesenen Stellen angegeben. Nicht aufgeführt ist das Reinigungspersonal (1950 ca. 3, heute das 4-5fache). Für die Bibliothek werden für 1975 10, 1976 12 1/2, 1977 16 2/3 Planstellen ausgewiesen.
- 3) Über die ökonomische Bedeutung der Universität für die Stadt s. unten.
- 4) Hecking, 1968, S. 10-12 zu den Begriffen Kern-, Mantelbevölkerung. Hecking unterscheidet noch Mantelbevölkerung 3. und 4. Stufe, die hier vernachlässigt werden.
- 5) Die Zahl der für den lokalen Bedarf der Kern- und Mantelbevölkerung 1. Stufe Beschäftigten berechnet sich
$$\frac{\text{Kernbevölkerung} + \text{Mantelbevölkerung 1.}}{1000} \times 168$$
wobei Isenberg zur Deckung des Nahbedarfs höherer Stufe, wie es bei Universitäten angenommen werden kann, 168 Beschäftigte auf 1000 Einwohner errechnet hat. Für die zentralen Funktionen höherer Stufe, die zur Berechnung der Mantelbevölkerung 3. Stufe benötigt werden und hier vernachlässigt wurden, sind danach immerhin noch 70 Beschäftigte auf 1000 Einwohnern anzurechnen. Hecking 1968, S. 9. Die Zahlen für M 1 wurden aus den Befragungsunterlagen hochgerechnet.
- 6) Der höhere Anteil kann sich evtl. durch in Vechta wohnende Studenten mit Auto ergeben.
- 7) Eine Würdigung dieser Beziehungen ist für eine weitere Publikation zu diesem Thema vorgesehen.

Kurzchroniken aufgelöster Bauerschaftsschulen im Oldenburger Münsterland

VON FRANZ DWERTMANN

Teil II

Aufgelöste Schulen der Gemeinde Lindern

Kath. Schule Auen-Holthaus

1719 wird der Bauerschaft erlaubt, einen eigenen Lehrer zu halten. Der Unterricht ist im Hause des Lehrers. Der Schulstatus von 1772/73 erwähnt auch eine Schule in Auen und zwar unter einem Lehrer Tönnies.

Ein sorgfältig ausgearbeitetes Rechenbuch des Lehrers Timme (1800-1811) enthält folgende Rechenaufgabe: „Ich, Hermann Henrikus Timme, bin geboren 1783, 23. Aug. Wieviel Minuten war ich alt 1801, 23. Aug.“

Im Jahre 1834 ist noch keine Lehrerwohnung vorhanden, der Lehrer erhält eine Mietentschädigung von 7 Rhtlr. 1881 wird ein altes Fachwerkhaus von der Ww. Wessels für 1.500 Rhtlr. erworben, das in der Folgezeit als Lehrerwohnung dient. Im Jahre 1887/88 wird ein Umbau an der Schule vorgenommen (Kock, Garen). Die alte Schule war niedrig und klein; sie hatte kleine eiserne Fenster und einen Backsteinboden.

1926 wird ein Schulgarten angelegt und eine kleine Schülerbibliothek eingerichtet.



Am 1. Juni 1927 wird die Bauerschaft Auen-Holthaus durch einen Wirbelsturm verwüstet, wobei auch die Schule stark beschädigt wird. Vorübergehend besuchen die Kinder die Schule in Liener. 1928 werden sie dann im Saale Moormann und auf der Diele der neuerstellten Lehrerwohnung unterrichtet. Die von der Regierung eingesetzte Kommission zum Wiederaufbau der Bauerschaft bestehend aus Reg. Baurat Ritter, Amtshauptmann Brand, Dechant Hackmann, Pfarrer Vorwerk, Pastor Koch und Gemeindevorsteher Schewe stellt eine Entschädigungssumme von 16.000 DM für den Schulneubau zur Verfügung, der 1928 begonnen wird. Trotz der wirtschaftlichen Notlage kann dieses neue Schulgebäude mit Lehrerwohnung im Jahre 1929 eingeweiht werden. 1947-1953 wird die Schule 2klassig geführt. 1965 wird die Oberstufe nach Lindern abgeschult.

Schulleiter: Anton Tönnies um 1772, Hermann Holtmann um 1784, Hermann Heinrich Timme 1800-1811, (er kehrte im Sommer 1811 nicht vom Grasmähen aus Holland zurück), Johannes Heinrich Stradtman 1811-1815, Johannes Hermann Remmers 1815-34, Heinrich Kohnen 1834-59, Lehrer Engelke, Lehrer Rethmann, Lehrer Emke 1859-72, Lehrer G. Bramlage 1872-78, Lehrer Middendorf 1878-80, Hermann Ahlrichs 1880-1920, Wilhelm Kohnen 1920-28, Theodor Ebberts 1928-33, Fritz Norrenbrock 1933-34, Franz v. d. Heide 1934-51, (Vertretung im 2. Weltkrieg: Rudolf Sieveke, Frl. Schlarmann, Frl. Emma Lübbers), Bernhard Prüllage 1951-69, Gudrun Polotzek 1967-69.

2. Lehrer: Cäcilia Rockel und Gretel Südbeck 1947-1953.

Auflösung: 1. 8. 1969

Heutige Verwendung: Das Schulgebäude ist verkauft. Die ehemalige Schulglocke von 1711 hängt in einem neuen Glockenturm.

Kath. Volksschule Garen-Marren

Anlässlich einer Visitation im Jahre 1732 wird ein Lehrer Johann Einhaus erwähnt, der in seinem Hause unterrichtet. 1771 wird über ein Schulgebäude (Fachwerkhaus) berichtet, das auf dem Grundstück des Bauern Robert Schulte steht. Im Schulstatus von 1834 heißt es u. a.: Keine Wohnung, 25 Rthlr. Kost- und Mietentschädigung, weder Ländereien noch Garten, da die Mark noch ungeteilt ist; der Lehrer ist in der Mark berechtigt zum Weiden . . .

1838 erhält Garen ein neues Schulgebäude, es ist ein Fachwerkhaus mit 6 großen Eisenfenstern zu je 20 quadratischen Scheiben.

Im Jahre 1882 wird eine Lehrerwohnung und im Jahre 1905 ein neues Schulgebäude errichtet.

1932 ist die Schule zweiklassig und von 1947 bis 1953 dreiklassig.

1950 erfolgt die Errichtung einer neuen dreiklassigen Schule mit Lehrerdienswohnung.

1964 werden Sportplatz und Anlagen im Zuge der Verkoppelung instandgesetzt und erweitert.

Schulleiter: Johann Einhaus um 1732, Kornelius Cloppenburg um 1771, Eilert Cloppenburg um 1812, A. Käter um 1829, Lehrer Niemeyer um 1877, Wilhelm Diekgerdes 1877-1918, Anton Vornhusen 1918-26, Heinrich Fössing 1926-49, Johannes Freking 1949-59, Arnold Schillmöller (Vertr.) 1960-65, Bernhard Dzionziak 1965-1967, Rudolf Voegler 1967-71.

2. Lehrer: seit 1932 Frl. Witte, Clemens Kenkel, Josef Nietfeld, Clemens Sieverding, Ferdinand Krogmann bis 1940. Während des 2. Weltkrieges unterrichtet Heinrich Fössing allein (Schülerzahl 132).



2. und 3. Lehrer seit 1947: Irmgard Dubiel, Alfons gr. Holthaus, Rudolf Heseding, Arnold Schillmöller, Kurt Stute, Paula Kuhlmann, Luise Legutke, Maria Geers, Ursula Timpe, Hanna Böckmann.

Auflösung: 31. 7. 1971

Heutige Verwendung: Schulgebäude mit Lehrerwohnung sind seit 1977 verkauft.

Kath. Volksschule Großenging

Am 12. September 1719 wird den beiden Bauerschaften Großenging und Kleinenging vom Generalvikar von Ketteler erlaubt, sich einen Lehrer zu halten. 1746 wird die Schule von Kleinenging nach Großenging verlegt, was einen heftigen Protest verursacht. Der Lehrer Wilhelm Voß dankt daraufhin ab. Als Overberg 1784 die Schule visitiert, trifft er den Lehrer Anton Tepe nicht an, weil er als Tagelöhner in Holland weilt.

1804 wird auf dem Brinkmannschen Hof in Großenging eine Schule gebaut, die bis 1841 von den Kindern aus Großenging, Kleinenging und Varbrügge besucht wird. Diese Schule kommt 1940 ins Museumsdorf, wo sie in den Fronttagen 1945 mit einer Scheune des Quatmannshofes, in der sie lagerte, durch Feuer vernichtet wird.

1841 baut man auf der anderen Straßenseite eine neue einklassige Schule. Sie wird 1909 an Josef Tepe in Großenging verkauft und an der Ermker Straße wieder aufgebaut. Auch die Lehrerwohnung wird 1909 verkauft an Johann Böckmann aus Lönigen.

Im Jahre 1909 wird die neue zweiklassige Schule mit Lehrerwohnung errichtet. Das gesamte Schulgebäude wird im Jahre 1965 gründlich renoviert und ausgebaut.



Schulleiter: Lehrer Rohde um 1773, Anton Tepe um 1784, Hermann Tepe um 1790, Anton Tepe 1850-70, Lehrer Linnemann 1870-87, Bernhard Muhle 1887-1900, Lehrer Röttgers 1900-09, Josef Südbeck 1909-30, Alwin Mählmeyer 1930-46, Lehrer Stoifel (Vertr.) 1946-47, Ernst Willenbrink 1947-60, Bernhard Köster (Vertr.) 1960-61, Hans Hellkamp 1961-70, Peter Maisel (Vertr.) 1970.

2. Lehrer: 1909-1930

Röpke-Statsholte, Fr. Klöker, Clemens Stukenborg, Clemens Arlinghaus, Lehrer Sticht, Ludwig Bussmann, Fr. Hülskamp, Fr. Niermann.

1930-1945: Paul Meyer, Heribert Warnking, Albert Kerlin, Vertretungen während des 2. Weltkrieges: Fr. Brämwig und Fr. Kreyenborg.

2. Lehrer nach dem Kriege: Josef Müller, Thea Berding, Robert Kramer, Josefa Bergmann, Hans Hellkamp, Mathilde Bothe 1970

Auflösung: 14. 8. 1970

Heutige Verwendung: Schulgebäude ist verkauft und abgerissen (Modemarkt Werrelmann)

Kath. Volksschule Hegel

Hegel ist eine Siedlung unseres Jahrhunderts. Zunächst besuchen die Kinder die Schulen in Großenging und Lindern.

Im Jahre 1920 wird die Schule mit Nebenlehrerwohnung gebaut. Dabei wirkt die Bauerschaft tatkräftig mit.

Die Lehrer dieser Schule wechseln sehr häufig, da keine Familienwohnung vorhanden ist. In den etwa 40 Jahren des Bestehens sind 17 Lehrpersonen hier tätig.

Im Jahre 1954 wird eine Familiendienstwohnung gebaut.



Lehrer: Georg Busch 1920-21, Wilhelm Möller 1921-22, Hugo Klostermann 1922-24, Bernhard Voet 1924-26, Theodor Frye 1926-28, Josef Bothe 1928-29, Josef Vormoor 1929, Josef Kohnen 1930-31, Klemens Kenkel 1931, Joseph Hartmann 1931-39, Georg Kollhoff 1939, Emma Lübbers 1939-45, Theodor Hinrichs 1945-47, Herbert Wiedemann 1947-51, Hans Behrens 1951-53, Günter Schwarzkopf 1953-63, Engelbert Behrens 1963-69

Aufgelöst: 3. 2. 1969

Heutige Nutzung: Das Schulgebäude ist verkauft (Reparaturbetrieb).

Kath. Volksschule Liener

Die alte Schulglocke, die 1711 in Amsterdam gegossen wurde (heute Museumsdorf Cloppenburg), läßt darauf schließen, daß schon um 1700 eine Schule besteht. Im Jahre 1732 wird von einem Lehrer Hermann Grote berichtet. Um 1771 hat der Eignerssohn Georg Lukas Lüken Schule in seinem Haus gehalten.

Das alte, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaute Schulgebäude, steht auf dem Grundstück des Geschäftshauses Drees.

Im Jahre 1897 besuchen 45 Kinder die Schule.

Um 1900 wird die heutige Dorfschule mit großer Lehrerwohnung errichtet.

Im Jahre 1912 ist die Schülerzahl so gewachsen, daß ein 2. Klassenraum angebaut werden muß.

Im Jahre 1961 erfolgt eine Erweiterung der Schule um 2 Gruppenräume, und gleichzeitig werden Klassen, Lehrerwohnung und Spielplatz großzügig überholt.

Schulleiter: Hermann Grothe 1732, Georg Lukas Lüken 1771, Hermann Gerhard Bruns 1812, Heinrich Kohnen 1890, Heinrich Klätte 1893-1925, Gibbemeyer 1925-26, Franz Ehrenborg 1926-60, Hubert Krause 1960-70.



2. Lehrerinnen und Lehrer: Möhlenkamp, Koopmann, Josepha Siemer, Bernhardine Middelkamp, Maria Beckermann, Johanna Böckmann, Hedwig Hillmann, Felicia Burchert.

Franz Ehrenborg, Joseph Stukenborg, Anton Vormoor, Bernhard Thomann, Hubert Krause, Peter Maisel, Clemens Themann.

Zur Vertretung: Utfeld, Meyer, Josef Sommer, Rudolf Westendorf, Maria Schlarman, Köstermenke.

Auflösung: 1. 8. 1970

Heutige Verwendung: Ausgelagerte Klassen aus Lindern werden hier unterrichtet. Die Lehrerwohnungen sind vermietet.

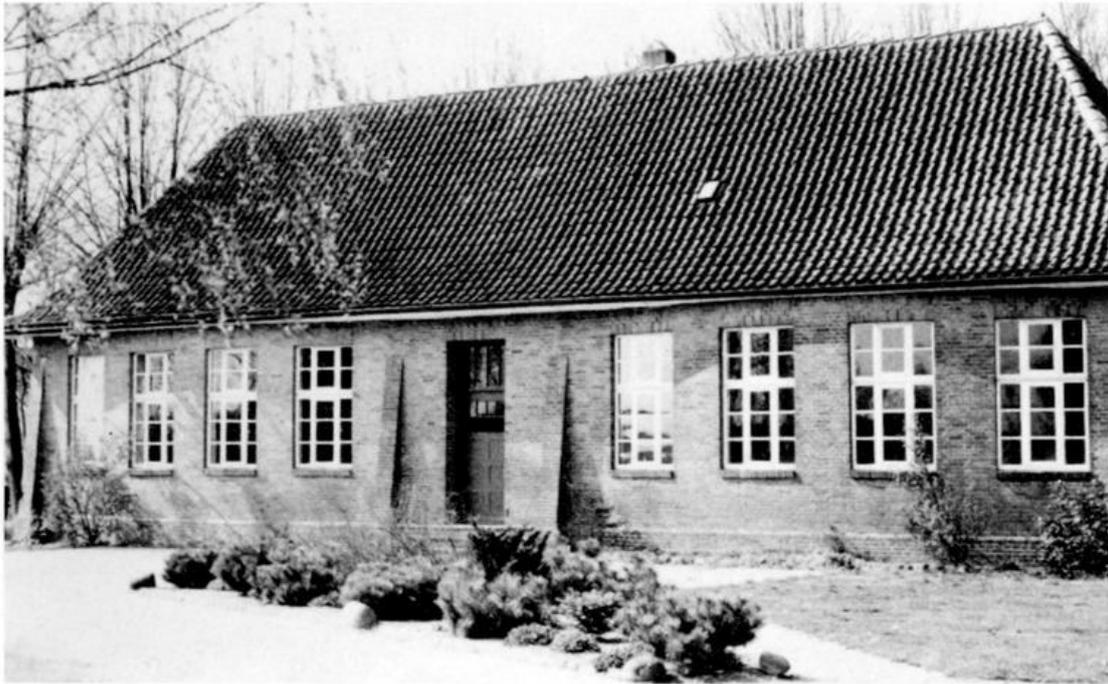
Aufgelöste Schulen der Gemeinde Lönigen

Kath. Volksschule Angelbeck

Die Schule wird im Jahre 1685 erstmals erwähnt. Bei Overbergs Visitation 1783 ist noch kein eigenes Schulgebäude vorhanden, unterrichtet wird im Hause des Lehrers. Willoh schreibt: „Die Überschwemmung der Hase macht den Weg nach Lönigen oft ungangbar.“

1833 steht die Schule auf „Lübbers Grund“. Wegen großer Feuchtigkeit wird sie dort abgebrochen und auf dem „Thräen“ wieder aufgebaut. 1845 besuchen 60 Kinder diese Schule. Um 1850 wird für die Dienstwohnung 9 Rthlr. Miete bezahlt. Im Jahre 1907 ordnet Schulrat Umbach an, daß eine neue Europakarte angeschafft wird.

1902 wird die neue Lehrerwohnung fertig. Als dann einige Jahre später auch eine neue einklassige Schule errichtet werden soll, gibt es Streitigkeiten



zwischen den Bauerschaften Angelbeck und Huckelrieden um den Standort. Das Oberschulkollegium entscheidet sich für Angelbeck in der Nähe der Lehrerwohnung. Die Schule wird 1911 fertig.

Im Jahre 1920 wird ein 2. Klassenraum angebaut.

1969 erfolgt die Umschulung der Oberstufe nach Lönigen. Die Grundschule wird zweiklassig weitergeführt.

Schulleiter: Heinrich Albers um 1724, Joh. Albers um 1732, Gerh. Wilh. Stürwold 1781-1812, Hermann Stürwold 1812-56, Gerhard Lampen 1856-64, Heinrich Wingbermühle 1864-1887, Clemens Berens 1887-92, Adalbert Berens 1892-1917, Hermann Schumacher 1917-27, Clemens Rohe 1927-60, Walter Böckmann 1960-71.

2. Lehrer: Agnes Schmiesing 1919-20, Johannes Schumacher 1920, Alwin Kreymborg 1920-24, Christine Moormann 1924-28, Middelkamp-Kruse 1928, Ernst Hempelmann 1928-30, Emma Lamping 1928-30 (Vertretung), v. d. Heide 1930-32, Konrad Kruse 1932, Helene Winterberg 1933, Agnes Beckmann (Vertretung während des 2. Weltkrieges - 1947), Heinrich Wesselmann 1947-48, Franz Bremersmann 1947-51, Heinrich Wesselmann 1951-55, Heinz Möller 1955-62, Hannelore Woltermann 1962-66, Maria Holtkamp-Endemann 1970-72.

Auflösung: 1972

Heutige Verwendung: Lehrerwohnung wird weiter vom ehem. Schulleiter Böckmann bewohnt. Die Schule ist verkauft.

Kath. Volksschule Augustenfeld

Die Kolonie Augustenfeld wird im Jahre 1827 gegründet. Viele Jahrzehnte bemüht sich die Bauerschaft, eine eigene Schule zu bekommen. Nach langem Hin und Her wird dann 1912 der Bau einer Schule vom Oberschulkollegium



genehmigt und im Jahre 1913 fertiggestellt (Kosten 18.000,- M). Bis dahin besuchten die Kinder die Schulen in Evenkamp und Elbergen.

Schulleiter: Clemens Rohe 1919-27, Alois Nienaber 1927-33, Josef Sommer 1933-34, Franz Thölking 1934-51 (Vertretung Hedwig Vogelsang), Franz Bremermann 1951-62, Hans Dromowicz 1962-68, Doris Wienken (Ln. z. A.) 1968-69.

Auflösung: 1969

Heutige Verwendung: Die Wohnung ist vermietet. Die Schulräume stehen Jugendgruppen zur Verfügung.

Kath. Volksschule Benstrup

Im Jahre 1688 wird eine Schule in Benstrup erwähnt. Um 1700 besuchen auch die Kinder aus Lodbergen und Elbergen diese Schule. Um 1732 unterrichtet hier Johann Bernard Kerstiens; 1783 wird der Eigner Joh. Bischof erwähnt, „der die Kinder gut unterrichtet“.

1818 wird ein Antrag auf Bezuschussung für eine Schule gestellt, die dann für 1.000 Rhflr. gebaut wird. 1862 wird die Lehrerwohnung vergrößert. 1875 visitiert Schulinspektor Terbeck die Schule, sie wird von 50 Jungen und 42 Mädchen besucht. Weitere Visitationen finden statt: 1878 Schulinspektor Pfr. Wulf, 1894 Schulinspektor Pfr. Umbach, 1895 Schulinspektor Pfr. Moorkamp, Lindern, 1910 Schulinspektor Pfr. Götting, Barbel.

1902 wird ein neues Schulhaus errichtet, das 1922 durch einen zweiten Klassenraum erweitert wird.

Von 1947 bis 1954 wird die Schule dreiklassig geführt.

Im Jahre 1967 erhält Benstrup ein neues, modernes zweiklassiges Schulge-



bäude. Die Kosten betragen 200.000,- DM. Das alte Schulgebäude wird abgerissen. Nach Abschulung der Oberstufe im Jahre 1969 wird die Schule noch bis 1972 einklassig weitergeführt.

Schulleiter: Joh. Bischof 1777-1821, Lehrer Schuling 1821-24, Joh. Heinr. Tabben 1824-62, Lehrer Kathmann 1862-95, Clemens Anten 1895-1906, August Schillmöller 1906-20, Josef Frye 1920-45, Paul Sieverding 1945-72.

2. und 3. Lehrer: Lehrerin Schollbrock, Franz Ehrenborg, Helene Terhalle, Elisabeth Mering, Lehrerin Hillmann 1922-25, Lehrerin Ellert 1925-30, Heinrich Schmutte 1930-33, Paul Sieverding 1933-45, Lehrerin Zappe 1945-47, Hubert Lange 1947-48, Josef Leichter 1948-56, Rudolf Westendorf 1948-54, Lehrerin Stukenborg 1954-61, Agnes Holling 1961-65, Maria Holtkamp-Endemann 1965-69.

Auflösung: 1972

Heutige Verwendung: Die Lehrerwohnung ist vermietet, in den Klassenräumen ist ein Kindergarten eingerichtet.

Kath. Volksschule Ehren

Im Jahre 1740 wird das erste Schulhaus gebaut. 1783 visitiert Overberg die Schulen in Lönigen und stellt fest: Schulgebäude noch eben brauchbar. Lehrer Johann Wilhelm Brunklaus ist vor 30 Jahren vom Dechanten eingesetzt, 62 Jahre, ein Heuermann. Um 1820 erfahren wir vom Bau eines Lehrerhauses, das 300 Rhtlr. kostet. 1850 besuchen 56 Kinder die Schule.

1874 berichtet Pfarrer Wulf, Lastrup, von einer Schulvisitation: „In vielen Bänken sind Namen eingeschnitzt und daher unbrauchbar.“ 1876 berichtet derselbe: „Die zu entlassenen Mädchen sind erst bei der Multiplikation der einfachen Brüche - Lehrer soll besser Rechnen üben.“



1907 wird die alte Schule für 900 Mark verkauft und eine neue errichtet (14.500,- DM).

Am 13. Mai 1960 wird eine neue, moderne einklassige Schule im Beisein von Oberregierungsschulrat Kramer, Bürgermeister Richard, stellvertr. Bürgermeister Warnking, Gem.-Dir. Ficker und zahlreichen Gästen eingeweiht und der Bauerschaft übergeben (Kosten 91,726 DM).

Im Jahre 1969 wird die Schule aufgelöst, die Oberstufe wird nach Lönningen, die Grundschüler werden nach Evenkamp bzw. Angelbeck umgeschult.

Schulleiter: Johann Wilhelm Brunklaus 1753-83, Herm. Wilh. Meyer um 1812, Lambert Brunklaus 1818-33, Johann Bojert 1833-63, Bernard Vorwold 1863-65, Heinrich Sieverding 1865-1906, Hermann Gerdes 1906-26, Anton Hillen 1926-35, Fritz Meyer 1935-50, Fritz Hüpel 1950-57, Antonius Ehrenborg 1957-66, Gerd Drüding 1966-69.

Auflösung: 1969

Heutige Verwendung: Krawattenfabrik

Kath. Volksschule Elbergen

1674 wird beschlossen, in dem überhäsigen Bunner und Glübbiger-Viertel eine Schule zu bauen. In dem Dekret von 1738 wird auch von einer Schule in Elbergen berichtet. 1738 heißt es bei Overberg: „Diese Schule könnte allenfalls künftig wohl mit der Hauptschule Lönningen vereinigt werden.“ 1818 wird berichtet: „Die Schule in Elbergen ist gänzlich unbrauchbar, zu klein, zu niedrig, die Wände verfallen.“

1834 wird ein Schulneubau mit Lehrerwohnung errichtet. Bei der Abnahme 1838 stellt man fest, daß die Fenster größer sind als vorgesehen. Der damalige Lehrer Backhaus erklärt sich bereit, bei Bruch einer Fensterscheibe ein Drittel der Kosten zu zahlen.



1855 wird die Schule erweitert. Im Jahre 1906 erfolgt dann der Neubau einer zweiklassigen Schule mit Lehrerwohnung (Baukosten etwa 20.000 Mark).

1969 wird die Oberstufe nach Lönningen umgeschult, die einklassige Grundschule wird noch bis 1973 weitergeführt.

Schulleiter: Bernhard Mettmann 1757-78, Lukas Woltermann 1778-1823, Franz-Josef Backhaus 1823-75, Hermann Bitter 1875-1911, Heinrich Tepe 1911-24, Wilhelm Schewe 1924-33, Heinrich Kallage 1933-45, Heinrich Stilkenböhrer 1945-50, Fritz Meyer 1950-73.

2. Lehrer: Lehrer Willen bis 1911, Heinr. Tepe 1911, Lehrerin Esders 1911, Lehrer Vornhusen 1913-17, Mathilde Eichmann 1919-20, Josef Prox 1920-23, Clemens Braun 1923-24, Lehrer Vaske 1924-27, Karl Tabeling 1927-30, Clemens Balster 1930-31, Hans Middelbeck 1931-33, Fritz Meyer 1933-35. 1935-45: Günter Osterwind, B. Bünnemeyer, Lehrerin Dellwisch, Lehrer Weißjohann, Lehrer Warnking, Bernard Meyer, Lehrerin Kathmann, Lehrer Haverkamp. - Thekla Kötter 1945-53, Josefa Block 1953-67, Hannelore Dullweber 1967-69.

In der Zeit von 1945-64 leisten mehr als 30 Studenten der PH Vechta ihr Landschul- bzw. Sonderschulpraktikum in dieser Schule ab.

Auflösung: Am 10. 7. 1973 wird die Schule nach 235jährigem Bestehen aufgelöst.

Heutige Verwendung: Die Wohnung ist vermietet. Schulhaus und Schulgelände sind als Bauhof der Gemeinde hergerichtet.

Kath. Volksschule Lodbergen

Bis zur Gründung der ersten Schule 1780 besuchen die Kinder die Schulen in Böen bzw. Benstrup. Overberg berichtet 1783: „Schulgebäude noch eben brauchbar.“ 1832 erfolgt der Neubau einer Schule (Kosten 607 Rhtlr.). 1902 wird der Klassenraum der Wohnung zugeschlagen und ein neuer Unterrichts-



raum (55 m²) angebaut. 1931 erwirbt J. Lüken dieses Gebäude, und ein Neubau wird beschlossen. Zwischen den Bauerschaften Duderstadt, Holthausen und Lodbergen gibt es lange Auseinandersetzungen um den neuen Standort der Schule. Vom Ministerium für Kirchen und Schulen wird schließlich Lodbergen bestimmt. 1933 ist das Schulgebäude fertig (Kosten 12.000 Mark).

Schulleiter: Heinrich Lüken 1840-68, Clemens Albrecht 1868-69, August Krone 1869-82, Anton Kröger 1882, Allerich Kruse 1882-84, Hermann Möhlenkamp 1884 (Vertretung), Bernhard Schmiesing 1885, Heinrich Rump 1885-88, Julius Varnhorn 1888-89, Heinrich Tepe 1889-92, Clemens Bünger 1892-1911 (Vertretung), Engelbert Klövekorn 1911-16, Lehrerin Schmiesing 1916-18 (Vertretung), Angela Bookjans 1918 (Vertretung), Lehrerin Unkraut 1918 (Vertretung), Georg Warnking 1918-27, Lehrer Kenkel 1927-28 (Vertretung), Bernhard Vormoor 1928 (Vertretung), Josef Hake 1928-53, Alois Stumborg 1953-61, Bernhard Kösters 1961, Konrad Zinnecker 1961-67, Manfred Boog 1967-72.

Auflösung: 1. 8. 1972. Die Kinder der Grundschule werden nach Bunnan umgeschult.

Heutige Verwendung: Wohnung vermietet. Schule dient als Versammlungs- und Mehrzweckraum der Bauerschaft.

Kath. Volksschule Schelmkappe

Die Siedlung Schelmkappe entsteht im Jahre 1909. Die Kinder besuchen zunächst die Schulen in Bunnan oder Winkum. Im Jahre 1911 wird auf einem 1,5 ha großen Grundstück aus dem Landeskulturfond eine neue Schule errichtet. Sie wird 1913 eingeweiht, die Kosten betragen 16.000 Mark. Im Jahre 1964 wird mit Zuschuß der Regierung aus Fertigteilen ein 2. Klassenraum angebaut. Er wird aber nicht mehr benutzt, denn Ostern 1965 wird die Oberstufe nach Löningen abgeschult.



Schulleiter: Heinrich Busch 1913-24, Hans Wimberg 1924-33, Josef Bothe 1933-47, Johann Mohn 1947-55, Heinrich Wesselmann 1955-71.

Auflösung: 1971

Heutige Verwendung: Schule dient der Bauerschaft als Versammlungs- und Mehrzweckraum. Lehrerwohnung ist vermietet.

Kath. Volksschule Winkum

Als Overberg 1783 die Schulen im Raume Lönigen visitiert, stellt er in Winkum kein eigenes Schulgebäude fest, die Kinder werden im Hause des Lehrers Johann Arnold Schulte unterrichtet. 1834 ist ein Schulgebäude vorhanden. 1880-81 kommt es zwischen den Bauerschaften Röpke und Winkum zu Auseinandersetzungen um den Standpunkt einer neuen Lehrerwohnung. Das Oberschulkollegium entscheidet sich für Winkum, wo dann für 3.580 Mark auf einem Grundstück an der Kattenkuhle das neue Schulgebäude errichtet wird. 1888 wird dieses Gebäude um 10 Fuß erweitert.

Im Jahre 1909 wird eine neue Schule an der Abzweigung der Straße nach Röpke gebaut (Architekt Kösters, Lönigen). Die alte Schule wird an den Bauern Trienjans verkauft.

Nach dem 2. Weltkrieg ist die Schule vorübergehend zweiklassig. Als 2. Lehrperson wirkt bis 1951 Gisela Strauch.

Im Jahre 1957 entsteht der Neubau eines modernen Schulgebäudes mit Lehrerwohnung (Kosten 122.752,- DM).

Die Dorfglocke im Dachstuhl der alten Schule, die die Inschrift trägt: „Petrus Hemony me fecit Amsteldame Anno 1671“, hat 1977 im neuen Glockenturm der Bauerschaft einen Platz gefunden.

Schulleiter: Johann Arnold Schulte 1772-1812, Johann Bernard Meieratken 1812-33, Lambert Brunklaus 1833-76, Adalbert Berens 1876-93, Hermann Schu-



macher 1893-1919, Josef Bagge 1919-23, Heinrich Bohmann 1923-29, Heinrich Helms 1929-35, Clemens Kröger 1935-46, Karl Nowarra 1946-49, Erich Schmidt 1947-67, Heino Fennen 1967-69.

Auflösung: 1969

Heutige Verwendung: Schulgebäude und Lehrerwohnung sind verkauft.

Aufgelöste Schulen der Gemeinde Lastrup

Kath. Volksschule Hammel

Im Jahre 1772 erhalten die Bewohner von Hammel die Erlaubnis, eine eigene Schule zu errichten. Vorher besuchen die Kinder die Schule in Lastrup.

1783 heißt es in Overbergs Visitationsbericht: „Schulgebäude ist noch brauchbar. Der Lehrer ist neulich gestorben, es hat sich noch kein neuer gefunden.“

Das erste Schulgebäude (8 x 4 m), das ohne Wohnung ist, wird bis 1882 genutzt. Dann wird die Schule wegen geringer Kinderzahl (11) aufgehoben. Die Kinder müssen wieder nach Lastrup. Das Schulgebäude wird von Heinr. Böckmann (später Imbusch) gekauft, mit der Verpflichtung, dreimal am Tage die Glocke (gegossen 1832) zu läuten (klöppen). Das Gebäude ist inzwischen abgerissen.

Im Jahre 1924 wird die neue einklassige Schule mit Lehrerwohnung gebaut, und die Hammeler Kinder besuchen wieder ihre eigene Schule. 1955 erfolgt die Erweiterung durch einen Gruppenraum.

Schulleiter: Der erste Lehrer ist Käter 1772, Wessel Meyborg um 1812, Karl Josef Grote 1830-73, Hermann Ahlrichs 1874-80, Georg Beckermann 1880-81, Franz Sieverding 1881-82 (Schule aufgelöst), Julius Backhaus 1924-26, Josef Holling 1926-35, Theodor Müller 1935-45, Heinrich Müller 1945-51, Wilhelm Buhlert 1951-61, Robert Kramer 1961-62, Ernst Kuhlmann 1962-69.

Auflösung: 1. 8. 1969

Heutige Verwendung: Schule mit Lehrerwohnung sind verkauft.



Schule Hammel

Kath. Volksschule Hamstrup

Als Overberg 1783 die Schulen der Gemeinde Lastrup visitiert, findet er in Hamstrup eine Schule vor. Er berichtet: „Das Schulgebäude muß besser zuge-
deckt werden. Lehrer Johann Wilhelm Ostermann hat mit Zustimmung des
Pastors die Schule 5 Jahre gehalten, ältester Sohn eines Bauern. Schulzeit nur
im Winter, Lehrstücke bilden Religion, Lesen und Schreiben.“



Im Schulstatus von 1834 werden eine Schule mit Lehrerwohnung unter einem Dach gemeldet, der Lehrer ist Johann Bernard Wessels. 1865 findet eine Schulinspektion durch Pfarrer Driver, Wildeshausen, statt. Das jetzige Schulgebäude ist 1896 als einklassige Schule mit Lehrerhaus errichtet worden. 1920 erhält die Schule einen Glockenturm. Die Glocke kommt aus Lönningen und wird zum Angelus und in Not- und Todesfällen vom Lehrer geläutet.

1934 wird ein 2. Klassenraum angebaut, und von 1935-39 sind an der Schule zwei Klassen eingerichtet. Wegen des starken Flüchtlingszustromes werden nach dem 2. Weltkrieg bis 1950 3 Klassen geführt. 1956 errichtet man in Hamstrup eine neue Lehrerwohnung auf dem Schulgelände.

Am 1. 8. 1969 erfolgt die Abschulung der Oberstufe nach Lastrup. Die einklassige Grundschule bleibt noch bis 1974 bestehen.

Schulleiter: Johann Bernard Wessels 1818-57, Franz Josef Bojert 1857-1906, Gerhard Brahm 1906-24, Josef Bünker 1924-56, Josef Block 1956-74.

2. Lehrer: Josefa Arlinghaus 1935, Hans Eveslage 1935-36, Elisabeth Mählmann 1936-37, Hans Sieverding 1937-39, Erich Seidel 1947-49, Erich Rank 1949-51, Sibylle Hartong 1949-50, Edeltraud Gebel 1950-53, Maria Altert 1951-52, Luise Frerichs 1953-65, Irmgard Backhaus 1965-67.

Auflösung: 1. 8. 1974

Heutige Verwendung: Lehrerwohnung ist verkauft an die Lehrerfamilie Josef Block. In der Schule ist eine Näherei, sie soll später der Jugend als Freizeitraum zur Verfügung gestellt werden.

Kath. Volksschule Matrum-Timmerlage

1732 wird in Timmerlage-Matrum eine Schule erwähnt (Lehrer Werneke Brinkmann). Dann versieht Anton Schnieder den Schuldienst. Es kommt mehrfach zu Streitereien zwischen Timmerlage und Matrum um den Standort der Schule.



Alte Schule 1832 erbaut



Neue Schule 1937 erbaut

Als Overberg 1783 zur Visitation in der Gemeinde Lastrup weilt, findet er eine Schule in Matrum vor. Der Lehrer ist Johann Heinrich Nienaber. 1832 wird eine neue Schule mit Lehrerwohnung in Timmerlage errichtet.

Am 29. 8. 1878 und am 10. 10. 1885 besucht Oberschulrat Terbeck die Schule, und 1887 erfolgt eine Inspektion durch Pfarrer Dr. Wulf aus Lastrup.

Obiges Gebäude erwirbt später der Schulleiter Franz Sieverding, dessen Geschwister es heute noch bewohnen. Der Lehrer von 1832 bis 1841 ist Johann Wilhelm Niemann, er verdient jährlich 52 Rthlr. und 10 Rthlr. Zulage.

Im Jahre 1937 wird eine neue moderne einklassige Schule in Timmerlage errichtet, sie besitzt einen Gruppenraum und ist mit einer Zentralheizung ausgerüstet. Sie wird nach dem 2. Weltkrieg für kurze Zeit zweiklassig geführt (Lehrerin Legutke).

Schulleiter: Johann Wilhelm Niemann 1832-41, Johann Ketteler 1841-49, Heinrich Hogertz 1849-57, Theodor Bufen 1857-59, Heinrich Woltermann 1859-64, Arnold Kordes 1864-65, Josef Bruns 1865-90, Franz Sieverding 1891-1924, Eugen Sieverding 1924-60, Josef Pille 1960-67, Annegret Pille (Grundschule) 1967-70.

Auflösung: 24. 8. 1970

Heutige Verwendung: Schule und Lehrerwohnung sind verkauft.



Kath. Volksschule Schnelten

In Schnelten wird im Jahre 1908 eine einklassige Schule mit Lehrerwohnung errichtet. Nach dem 2. Weltkrieg wird sie für kurze Zeit zweiklassig geführt (2. Lehrkraft ist Klärchen Hömmen, 1947).

Schulleiter: August Bünker 1909-24 (Vertretungen Hürkamp 1916, Prox 1920), Heinrich Busch 1924-43, Ferdinand Krogmann 1944-70.

Auflösung: 31. 7. 1971

Heutige Verwendung: Lehrerwohnung wird vom ehemaligen Schulleiter Krogmann bewohnt, die Schule dient als Sozialstation und als Übungsraum des Musikvereins.

Schule Suhle

Um 1800 besteht bereits eine Schule in Suhle. Man will sie 1835 zum Abbruch verkaufen, aber erst 1847 ist es soweit, daß ein Neubau erstellt wird (22 Fuß lang, 13 Fuß breit). Bereits 1824 ist eine Lehrerwohnung in Eigenleistung der Bauerschaft errichtet worden, es gehören 10 Scheffelsaat Grund dazu.

Im Jahre 1914 wird eine neue Schule mit Lehrerwohnung gebaut. Das alte Schulhaus wird verkauft, die Lehrerwohnung fällt einem Brand zum Opfer. Durch Fronteinwirkung werden Schule und Wohnung 1945 stark beschädigt.

1947 wird die Schule zweiklassig (Schichtunterricht). 1953 erfolgt der Anbau eines 2. Klassen- und Gruppenraumes, außerdem die Modernisierung von Schule und Wohnung. Bei der Einweihung am 7. Juni 1953 sind u. a. zugegen: Pfr. Langeland, Schulrat Hachmöller, Architekt Einhaus, Bürgermeister Langfermann und Gem.-Dir. Ludlage.

Schulleiter: Johann Gerd Ostermann um 1820, Anton Klostermann 1833-49, Jos. Kösters 1849-62, Jos. Kenkel 1862, Hermann Giere 1862-63, Arnold Bojert 1863-69, Johann Fels 1869-72, Hermann Kalvelage 1872-1912, Josef Hürkamp



1912-27, Hermann Seelhorst 1927-62 (Vertretung während des 2. Weltkrieges: Suhrenbrock, Strothmeyer, Krogmann, Sieverding, Haverkamp), Christian Junker 1963-68, Heinrich Albers 1970-74.

2. Lehrer: Rotraud Möllers 1947-48, Maria Ostendorf 1950-53, Else gr. Broermann 1949-53, Lisa Vahle 1953-57, Liesel Fortmann 1957-61, Ernst Döpke 1961-62.

Die **Auflösung** der Schule, gegen die sich die Bauerschaft heftig wehrt, erfolgt am 1. 8. 1974.

Heutige Nutzung: Klassenräume stehen dem Verein für Sport- u. Freizeitgestaltung e. V. Suhle zur Verfügung.

Die Wohnung ist vermietet.

Evangelische Schule Lastrup

Der große Strom der Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten erreicht 1946 auch unser Oldenburger Münsterland. In vielen Orten müssen evangelische Schulen eingerichtet werden. Meist finden sie behelfsmäßig Unterkunft in den katholischen Schulen.

Die evangelische Schule in Lastrup beginnt mit ihrem Unterricht am 2. Mai 1947 in der katholischen Schule. 1948 erhält sie - inzwischen zweiklassig - einen Raum in der ehemaligen Bürgerschule. Sie zählt 83 Vertriebenenkinder aus Ostpreußen, Schlesien und Pommern. Diese Kinder erhalten 1947/48 eine Schulspeisung. Am 15. 4. und 4. 11. 1948 sind Schulvisitationen durch Schulrat Fiedler.

Im April 1950 wird mit dem Schulneubau begonnen, der dann am 12. 12. 1950 unter Beisein von Prof. Dr. Riekhoff von der Oldenburgischen Regierung und Schulrat Hachmöller als zweiklassige Schule eingeweiht wird.



Schulleiter: Erwin Fouquet 1947-52, Max Goymann 1952-63, Hans-Georg Middendorf 1963-68, Helga Haupt 1968-69.

2. Lehrer: Hildegard Roth 1948-51, Hans-Georg Middendorf 1951-63, Waltraud Ruschke 1963-64, Helga Haupt 1964-68, Rolf Hahn 1968-69.

Auflösung: August 1969

Heutige Verwendung: Die Klassenräume stehen dem Roten Kreuz und dem Tennisverein Lastrup zur Verfügung. Die Lehrerwohnung ist vermietet.

Aufgelöste Schulen in der Gemeinde Cappeln

Kath. Volksschule Nutteln

(s. auch Kath. Volksschule Stapelfeld)

Im Jahre 1732 besteht eine Schule für die Schulacht Nutteln, Tegelrieden und Stapelfeld. Sie steht auf dem Grundstück des Bauern Kuhlmann in Stapelfeld. 1834 besuchen 40 Kinder diese Schule, das Gebäude ist schlecht, eine Lehrerwohnung ist nicht vorhanden.

Um 1880 finden zwischen den Bauerschaften lange Verhandlungen um den Standort einer neuen Schule statt. Schließlich wird entschieden, daß sie in Nutteln errichtet werden soll. Im Herbst 1883 ist sie fertig, die Kosten betragen etwa 4.000 Mark. Die Nutteler müssen den größeren Anteil dieser einklassigen Schule mit Lehrerwohnung tragen.

20 Jahre später wird der Anbau eines 2. Klassenraumes notwendig, gleichzeitig wird die Wohnung des Schulleiters erweitert.

Nach dem 2. Weltkrieg ist die Schule in einem schlechten Zustand. Es setzen wieder lange Verhandlungen um den Standort einer neuen Schule ein. Im Jahre 1959 wird beschlossen, sie wegen der Kinder des Waisenhauses bei der neuer-



richteten Kirche in Stapelfeld zu errichten. (Siehe weiter „Kath. Schule Stapelfeld“).

Schulleiter: Theodor Buken 1823-57, Gerhard Theilmann 1857-78, Joseph Göttke 1878-98, Schröder 1898-1911, Bernhard Vogelpohl 1911-19, Heinrich Robke 1919-34, Bernhard Rape 1934-45, Ludwig Satzky 1947-50, Emmanuel Raczek 1950-61.

2. Lehrer: Wichmann, Wolking, Hachmöller, Denis, Hake, Josefa Henke 1919-23, Otten, Dora Klinker, Sibille Hartung, Kenkel, Emma Lamping, El. Almes.

Auflösung: 1961

Heutige Verwendung: Schule und Lehrerwohnung sind verkauft.

Kath. Volksschule Schwichteler

Als letzte der kleinen Landschulen, die aufgrund der Schulreform aufgelöst wurden, hat im Landkreis Cloppenburg die Schule Schwichteler mit der Pensionierung ihres Hauptlehrers Josef Bullermann am 1. Februar 1977 die Tore geschlossen.

Bevor Schwichteler selbst eine Schule hat, besteht bereits eine für den Schulbezirk Nordenbrock, Schwichteler, Mintewede in Nordenbrock (Hof Vaske). Von dieser Schule heißt es im Bericht Overbergs, der 1784 die Cappelner Schulen visitierte: „Schulgebäude brauchbar, es sind keine Schreibbänke darin. Lehrer Johann Josef Brinkmann, 38 Jahre alt, Sohn eines Bauern, hat die Schule mit Zustimmung des Pastors 16 Jahre gehalten. Schulzeit im Winter, Kinder meistens 25. Einkünfte: von jedem Kinde 1/4 Rthr. Schulgeld. Lesestücke bilden christliche Lehre, Lesen und Schreiben. Fähigkeit mittelmäßig, Fleiß und Aufführung werden nicht getadelt. Nordenbrock liegt von Cappeln eine Stunde; die weitesten Häuser, woraus die Kinder zu dieser Schule gehen, sind 1 1/2 Stunden entfernt.



Hoher Besuch in der letzten einklassigen Schule des Kreises Cloppenburg. – Kurz vor ihrer Auflösung besuchte Weihbischof v. Twickel auf einer Firmungsreise die einklassige Grundschule in Schwichteler (C. P. Blasius, Hptl. Bullermann).

Nach Nordenbrock gehen noch die Kinder von Schwichteler und Middewege, die Wege sind im Winter kotig."

Im Jahre 1865 wird das Schulhaus in Nordenbrock aufgegeben und in Schwichteler auf dem heutigen Gelände ein neues Gebäude errichtet. Es ist der mittlere Teil des jetzigen Schulgebäudes, in dem auch die Lehrerwohnung untergebracht ist. Ein neues Lehrerwohnhaus wird 1907 gebaut.

Nach dem 2. Weltkrieg, aufgrund des Zuzugs vieler Vertriebener, wird die Schule 1948 zweiklassig (Schichtunterricht). Ein 2. Klassenraum wird 1952 angebaut. 1969 werden 5. und 6. Schuljahr in die Förderstufe der Mittelpunktschule Cappeln umgeschult. Die Schule Schwichteler wird wieder einklassig.

Schulleiter: Joseph Seeger 1865-1906, Konrad Meyer 1906, Theodor Dierks 1906-34, von 1934-1945 wirken an der Schule: Josef Rüwe, Julius v. der Assen, Lehrer Meyer, Fräulein Höltermann. Als letzter Lehrer leitet Josef Bullermann 32 Jahre diese Schule von 1945-1977.

2. Lehrer: Martin Brämswig 1948-56, Heinz-Georg Lampe 1956-57, Hermann Bramlage 1957-69.

Die **Auflösung** der Schule erfolgt am 1. Februar 1977.

Heutige Verwendung: Mit 2 ha Land ist die Schule für 210.000 DM verkauft. (Landwirtschaftl. Betrieb).

Kath. Volksschule Tenstedt

Schon bald nach dem 30jährigen Krieg ist in Tenstedt eine Schule eingerichtet worden, wir hören von einem Lehrer Vasche Vannemann um 1669 und einem Lehrer Johann Stallmann um 1694. Overberg beschreibt die Schulverhältnisse nach seiner Visitation 1784 wie folgt: „Schulgebäude brauchbar, 27 Kinder, Fleiß und Aufführung werden gerühmt, Wege im Winter sehr kotig.“

Nach der Schulordnung von 1801 will Pastor Grotendiek die Schule aufheben und sie mit Cappeln oder Schwichteler-Nordenbrock verbinden. Doch wird wegen der schlimmen Wegeverhältnisse davon abgesehen.



Um 1840 stellt Lehrer Suden mehrfach Anträge auf eine finanzielle Entschädigung wegen einer nicht vorhandenen Lehrerwohnung.

1858/59 wird eine neue einklassige Schule mit Lehrerwohnung errichtet. Dem Neubau ist ein langes Tauziehen um den Standort vorausgegangen. Gut Schwede gibt den Ausschlag, daß der alte Platz gewählt wird. Die alte Schule (Fachwerkbau) wird abgebrochen und nach Warnstedt verkauft.

1913/14 wird die jetzige 2klassige Schule mit Lehrerwohnung errichtet, nachdem wieder lange Verhandlungen wegen des Standorts vorausgegangen sind. Schülerzahlen: 1903 bis 1909 etwa 70-80, 1913 – 98 Kinder. Die Schule wird 1914 zweiklassig, Theresia Kreymborg kommt als 2. Lehrkraft.

1937 werden 20 Kinder aus dem Bezirk Bokel in die Schule Tenstedt aufgenommen.

1966 werden die Oberstufenkinder nach Cappeln umgeschult.

Schulleiter: Vasche Vannemann um 1669, Johann Heinrich Stallmann um 1694, Johann-Josef Suden 1799-1853, Johann-Heinrich Suden (Sohn) 1853-1872, (Josef Sandmann 1871-72 Vertretung), Arnold Bojert 1872-1894, (Clemens Varnhorn ab 1890 Vertretung), Johann-Heinrich Moormann 1894-1928, (Lehrer Buschmann, Vertr., 1928-29), Josef Bagge 1929-58, Ludwig Otten 1958-63, Julius Backhaus 1963-66, Clemens Middendorf 1966-68, Elisabeth Hasekamp 1968-69.

2. Lehrer: Theresia Kreymborg ab 1914, Maria Feldhaus, Lehrerin Nutmann, Lehrer Pölking, Lehrerin Lamping. Einklassig 1929-35, Franz Varelmann 1935-39, Josef Wegmann 1939-40, Erna Hinnenkamp 1946, Elisabeth Wirth 1946-48, Ida Lübken 1948-52, Franz Nemeding 1952-57, Gisela Arlinghaus 1957-62, Wilma Borgerding 1962-64, Theresia Lübbers 1964-66.

Auflösung:1969

Heutige Verwendung: Schule und Lehrerwohnung sind verkauft.

Kath. Volksschule Warnstedt



Im Jahre 1784 wird erstmals eine Schule erwähnt. Der Lehrer heißt Sommer, er betreut 10 bis 12 Kinder. Als Overberg im Jahre 1784 die Schule visitiert, befindet sich der Lehrer zum Grasmähen in Holland.

Im Jahre 1834 unterrichtet Lehrer C. Buschenlange 34 Kinder. Das Schulgebäude steht in der Nähe des Hofes Sommer. Es wird heute noch als Scheune genutzt (Lukas Jansen) und trägt die Jahreszahl 1806.

Mit Gründung der Schulacht Elsten im Jahre 1857 besuchen auch die Warnstedter Kinder die Schule in Elsten.

Im Frühjahr 1913 wird in Warnstedt die neue einklassige Schule mit Lehrerwohnung fertiggestellt. Ab 7. 1. 1949 wird sie zweiklassig geführt. Der Erweiterungsbau mit Nebenlehrerwohnung wird im Oktober 1951 eingeweiht. Seit 1954 ist die Schule wieder einklassig.

Schulleiter seit 1913: Clemens Bramlage, 1913-15, (Vertretung während der Kriegszeit: Hauptl. Markus, Elsten 1915-18, Lehrerin Hake 1918, Lehrer Pölking 1919), Anton Sommer 1919-34, (Vertretung: Josef Rüwe 1934, Berndmeyer 1935), Heinrich Helms 1935-47, Gerhard Janssen 1947-70.

2. Lehrer: Paul Brägelmann 1949-50, Hildegard Fortmann 1950-53, Bernh. Pulsfort 1953-54.

Auflösung: 1970

Heutige Verwendung: Das Schulgebäude mit Gartengrundstück ist für 70.000 DM an August Diekmann, Nutteln verkauft.

Aufgelöste Schulen der Stadtgemeinde Cloppenburg

Kath. Volksschule Ambühren

In früheren Jahrhunderten wird hier wie in anderen Bauerschaften von Lehrern berichtet, die in ihrem Haus Unterricht abhalten.



Im vorigen Jahrhundert wird dann eine gemeinsame Schule für Vahren, Schmertheim und Ambühren in Schmertheim an der Vahrener Grenze errichtet (Fachwerkbau mit Klassenzimmer, Wohnung und Wirtschaftsräumen). 1906-07 baut man eine neue Schule mit Lehrerwohnung in Ambühren, die am 6. 4. 1907 vom Schulvorstand abgenommen und als gelungen bezeichnet wird.

1946 besuchen 80 Kinder die Schule, 48 einheimische und 32 vertriebene. 1949-50 erfolgt der Anbau eines 2. Klassenraumes. Gäste bei der Einweihung sind u. a. Reg. Schulrat Kramer, Bürgermeister Winkler, Stadtdir. Dr. Brandis, Oberst Baxter von der Militärregierung. Ab 1947 wird die Schule 2klassig geführt. 1968 wird die Oberstufe nach Cloppenburg umgeschult.

Schulleiter: Bernard Kayser 1907-14, Jos. Frye 1914-18, (Vertretung: Heinrich Wichmann), Eduard Kramer 1918, Heinrich Kalvelage 1918-1921, Heinrich Bockhorst 1921-28, Wilhelm Schürmann 1928-41, (Vertretungen: Jos. Engeln, Emma Harms, Heinr. Röpke), Anton Stuke 1942-72.

2. Lehrer: August Lüers 1947-48, Franz Varelmann 1948, Wilhelm Apke 1948-50, Anton Ehrenborg 1950-52, Hildegard Hachmüller 1952-54, Aloysia Meyer 1954-56, Lydia Schymon 1956, Franz gr. Kohorst 1956-68.

Auflösung: 1. 8. 1972

Heutige Verwendung: Die Dienstwohnung ist vermietet. Ein Klassenraum steht den örtlichen Verbänden zur Verfügung, im anderen Klassenraum hält die Evangelische Freikirche ihren Gottesdienst.

Kath. Volksschule Kellerhöhe

1910 entsteht das Kolonat Kellerhöhe aus der Aufteilung der Höltinghauser Gemarkung.

Die Kinder aus Kellerhöhe besuchen zunächst die Schule in Bethen. Im Winter 1912-13 werden sie im Saale des Gasthauses unterrichtet (Lehrer August Bosche).



Der Neubau der Schule erfolgt 1912 und kann am 1. Mai 1913 bezogen werden. Kinderzahl 30. Im Jahre 1935 wird sie 2klassig (Schichtunterricht). 1937 erfolgt eine Erweiterung um einen Klassenraum, und eine Nebenlehrerwohnung wird eingerichtet. Von 1952 bis 57 wird die Schule dreiklassig geführt.

Schulleiter: Georg gr. Holthaus 1913-27, Wilhelm Frye 1927-47, Paul Marischen 1947-72.

2. Lehrer: Maria Schlaarmann 1935-54, Ehrenborg, Frau Meyer 1955, Theodor Bothe 1955-68.

3. Lehrer: Elisabeth Reinke 1952-57.

Abschulung der Oberstufe nach Emstek: 1968

Auflösung der Schule: 1972

Heutige Nutzung: Lehrerwohnung ist vermietet, die Schule steht der Bauerschaft für Jugendarbeit und kulturelle Aufgaben zur Verfügung.

Kath. Volksschule Vahren

In Vahren wird in den vergangenen Jahrhunderten mehrfach eine eigene Schule erwähnt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schließen sich die Bauerschaften Vahren, Ambühren und Schmertheim zu einer Schulacht zusammen und errichten an der Vahrener Grenze in Schmertheim (gegenüber der Sandkuhle) eine gemeinsame Schule. Sie besteht bis 1905, weil in dem Jahre die Schulacht aufgelöst und in Vahren und Ambühren eigene Schulen erbaut werden.

1906 wird die neue einklassige Schule mit Lehrerwohnung fertiggestellt. Die alte Schule mit einem 2 ha großen Grundstück wird an Jos. Thieken, Schmertheim, für 3.800 Mark verkauft.



Durch Neusiedlung, Errichtung des Waisenhauses in Stapelfeld und Zuzug von Vertriebenen wird die Schule zwei- bzw. dreiklassig.

1968 erfolgt die Abschulung der Oberstufe nach Cloppenburg, die Grundschule wird noch bis 1970 einklassig weitergeführt.

Schulleiter: Willers 1868, Heinrich Niemeyer 1880, Sieve bis 1907, Julius Thöle 1907-34, Karl Steltenpohl 1934-45, Vertretung Fritz Suhrenbrock 1945-51, Franz v. d. Heide 1951-68, Imelda Koopmeiners (Grundschule) 1968-1970.

2. bzw. 3. Lehrer: Elisabeth Nolte 1912, Engelbert Meerpohl 1927, Gustav Hackmann 1935/36, Franz Varelmann 1939-45, Agnes Wollersheim 1944, Paula Eylers 1947-52, Henny Oelker 1949, Hans Hogartz 1952-58, Veralties Bohmann, Ingrid Samerski, Marie-Theres Benken, Hildegard Ostendorf, Bernhard Köster bis 1970.

Auflösung: 31. 7. 1970

Heutige Verwendung: Die Schule steht der Schützenbruderschaft St. Sebastian zur Verfügung, die auch auf dem Schulgelände einen Schießstand errichtet hat.

Kath. Volksschule Staatsforsten

Mit Beginn des Schuljahres 1950/51 wird die einklassige Volksschule Staatsforsten am Nordrand des Stadtbezirks Cloppenburg eingerichtet. 48 Kinder beginnen hier am 18. April 1950 den Unterricht. Das Schulgebäude ist eine Steinbaracke, die bis dahin verschiedenen Zwecken gedient hatte.

1952 ist die Kinderzahl auf 70 gestiegen, eine 2. Klasse wird eingerichtet, es wird Schichtunterricht erteilt.

1957 ist der Neubau einer zweiklassigen Schule fertig, wodurch die Unterrichtsbedingungen sehr verbessert werden. 1968 wird die Oberstufe nach Cloppenburg umgeschult, und 1970 werden die Unterstufen aus Bethen, Kellerhöhe und



Staatsforsten in Bethen zu einer zweizügigen Grundschule zusammengefaßt. Nach 20 Jahren hat die Schule Staatsforsten wieder ihre Pforten geschlossen.

Schulleiter: Karl Kemper 1950-1970.

2. Lehrer: Franz gr. Kohorst 1952, Heinz Fangmann 1952-68.

Techn. Lehrerinnen: Agnes Kemper 1950-54, Maria Kramer 1954-1970.

Heutige Verwendung: Das Schulgebäude steht örtlichen und allgemeindienlichen Aufgaben zur Verfügung und wird von der Interessengemeinschaft Staatsforsten verwaltet.

Kath. Volksschule Stapelfeld

(s. auch Kath. Volksschule Nutteln)

Im Jahre 1959 wird in Stapelfeld in der Nachbarschaft von Kirche und Waisenhaus eine neue zweiklassige Schule errichtet. Sie hat zu Beginn 90 Kinder. Eine Klasse ist zunächst im Kinderheim untergebracht. Im Jahre 1964 wird ein weiterer Trakt mit 3 Klassen und Nebenräumen angebaut. Die Kinderzahl steigt auf 180 (1966). Nach der Abschulung der Oberstufe nach Cloppenburg wird die Grundschule vierklassig weitergeführt. 1970 wird als Modellversuch eine Vor-klasse angegliedert. Nach Verlegung des Kinderheimes nach Bethen wird die Schule 1975 aufgelöst und dem Schulzentrum Galgenmoor zugeordnet.

Schulleiter: Emmanuel Raczek 1961-63 (s. auch Schule Nutteln), Günther Schwarzkopf 1963-75.

Weitere Lehrpersonen: Inge Matschinske, Peter Michalczyk, Marlies Wulfers, Clemens Wulfers, Ingrid Reckers, Karin Bohmann, Maria Almes, Günter Thole, Hermann Koopmeiners, Imelda Koopmeiners, Christine Kleibel, Johanna Weißjohann, Dorothea Kokenge, Schwester Clemensa Möller (Jugendleiterin).

Auflösung: 1975

Heutige Verwendung: In der Schule sind ausgelagerte Klassen untergebracht. Die Wohnung ist vermietet.



Ein Leben mit dem Zeichenstift

VON JURGEN WEICHARDT

Hans Troschel wird am 24. Juni 1979 achtzig Jahre alt. Er schaut auf ein Leben zurück, das auch unserer Zeit der Flüchtlinge und Ferienreisen voll ungewöhnlicher Bewegtheit war, das abenteuerliche Höhepunkte hatte. Doch ist Hans Troschel alles andere als ein Abenteurer, seine Fluchtbewegungen aus dem bürgerlichen Leben ebenso wie aus den Fängen des Faschismus entsprangen wohl eher einer Sehnsucht nach Ruhe und eigener Lebensgestaltung als ungestilltem Erlebnishunger. Er läßt sich ungern Aufgaben von außen diktieren, sondern neigt dazu, selbstgestellte zu erfüllen. Der Zeichenstift – bzw. die Ölkreide – war immer dabei und ist auch heute noch tägliches Utensil.

Eine Voraussetzung ist dabei, daß ihm Ferne schon früh selbstverständlich gewesen ist. Wer in Kinderjahren schon die Weite der Welt erfahren hat, der wird immer wieder Wege finden, sich in dieser Weite politischen und bürgerlichen Zwangssituationen zu entziehen – es sei denn, wie das für Hans Troschel auch zutrifft, daß die Gewalt übermächtig wird.

Hans Troschels Vater war Marineoberbaurat und maßgeblich an der Errichtung der Hafenanlagen in Tsingtau in der Ostasienkolonie Kiautschou beteiligt gewesen. Für zwei, drei Jahre waren Frau – eine praktische Ärztin, für die Kaiserzeit ein seltenes Wesen, die im Krankenhaus Kiautschou arbeitete – und Kinder in China, gerade als die russische Flotte nach ihrem blutigen Abenteuer 1905 gegen Japan im Hafen von Tsingtau Schutz suchte. Eine alte Zeichnung erinnert an das grausame Geschäft der Überstellung der Verwundeten ins Krankenhaus. – 1907 erbaute der Vater die Kaiser-Wilhelm-Brücke in Wilhelmshaven; der Kaiser kam zur Einweihung; Hans Troschel erinnert sich noch an den Handschlag des Monarchen. Größeren Eindruck hat der nicht hinterlassen, denn der Vierzehnjährige verließ Deutschland noch vor dem Krieg, um „The School of Art“ in Great Malvern, England, zu besuchen. Doch der I. Weltkrieg führte ihn zurück und zwang ihn 1917/18 zur Teilnahme an der Westfront. Diese katastrophale Zwangssituation muß auf den jungen Menschen sehr nachhaltig gewirkt haben. Berühmte Künstler wie Otto Dix oder Max Beckmann haben sie im nachfolgenden Jahrzehnt immer wieder malerisch und graphisch zu bewältigen gesucht; und auch Hans Troschel hat sich mit der Holzschnittmappe „Inferno“ von der Hölle des Krieges lösen wollen.

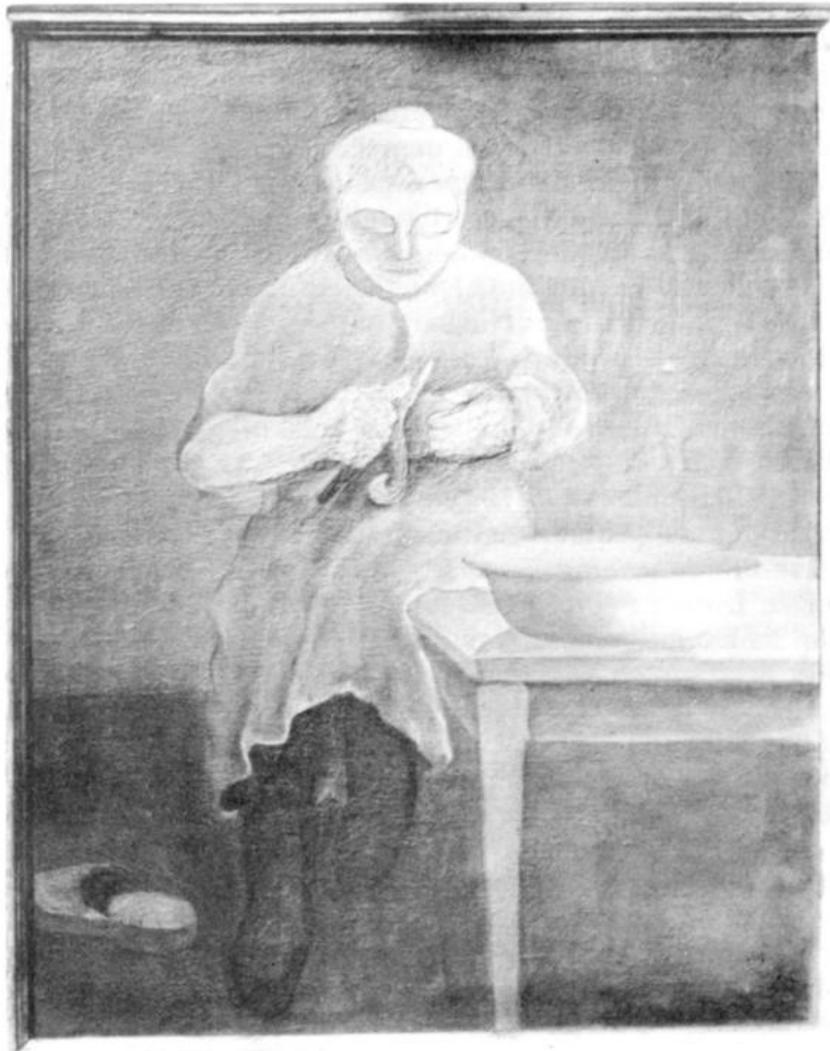
Es erscheint immer mißlich, einen in der eigenen Region beheimateten Künstler mit den Großen der Kunstgeschichte des Jahrhunderts in Verbindung zu bringen. Aber die aufgewiesene Parallele gibt es tatsächlich, und zudem ist Hans Troschel in den zwanziger Jahren auf dem Sprung ins erste Glied der deutschen Künstler gewesen. Das Studium am Bauhaus in Weimar, dieser großen Ausbildungs-

stätte für vielseitig künstlerisch Engagierte, hatte die Voraussetzungen schaffen können, daß Hans Troschel gleichermaßen als Bildschnitzer, Maler, Zeichner und Druckgraphiker und zudem noch als erfindungsreicher Kunsterzieher arbeiten konnte. Von den berühmten Künstler-Lehrern war es wohl besonders Feininger, der auf Troschel Eindruck gemacht hat. Sein Studium hat er dann an der Kunstakademie in Breslau fortgesetzt, wo mit Otto Mueller, Oskar Moll, Alexander Kanoldt und Carlo Mense ebenfalls eine erstaunliche Gruppe guter Künstler lehrte. 1926 sind diese Studien mit dem Staatsexamen für Kunsterzieher abgeschlossen worden, und Hans Troschel fand seine erste Anstellung in Köslin. Bis 1934 unterrichtete er an mehreren pommerschen Gymnasien.

Die künstlerische Arbeit ist zur gleichen Zeit fortgesetzt worden. Analog der Berliner Secession, analog verschiedener anderer Künstlervereinigungen, nicht nur in Berlin, aber vor allem dort, hatten sich auch in Pommern solche Gruppen gebildet, denen sich der junge Künstler Hans Troschel angeschlossen hat: Zuerst der seit 1919 bestehenden, 1927 aufgelösten „Norddeutschen Secession“, sodann dem „Pommerschen Künstlerbund“ und schließlich der „Norddeutschen Ausstellungsvereinigung“, die von 1927–1931 bestanden hat. Hier war Troschel neben Otto Dix, Lyonel Feininger, George Grosz, Carl Hofer, Paul Klee, Paul Kubin, Oskar Schlemmer und anderen Mitglied; also eine Künstlergruppe, die weniger einer bestimmten künstlerischen Richtung folgte, als vielmehr Kunst in einem Landstrich verbreiten wollte, wo das Angebot noch nicht sehr gut war. Für den jungen Maler und Zeichner mußte diese Vereinigung ungeheure Bedeutung gehabt haben, weil sie ihn mit den wichtigsten der in Berlin/Preußen lebenden Künstlern nicht nur per Kunstwerk, sondern auch persönlich konfrontierte.

Über das nahezu verschollene Frühwerk von Hans Troschel, das in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren entstanden ist, hat Theodor Kohlmann in einem Aufsatz am 24. Juni 1969 in der Münsterländischen Tageszeitung die wichtigsten Informationen zusammengetragen. Leider sind ja die bedeutendsten Arbeiten mit Ausnahme einer Mappe der Holzschnittfolge „Inferno“, 1925 editiert, verschollen oder vernichtet worden, so daß die Materialien über diese Zeit karg sind. Kohlmann nennt die Blätter „Verwesender Hase“ und „Zerfallendes Rhababerblatt“, die bei der ersten Ausstellung Troschels im Pommerschen Köslin für skandalöses Aufsehen gesorgt hatten. Auch sie haben noch unter der Erfahrung des vernichtenden Krieges gestanden, unter der Erfahrung, daß Leben, Natur vergänglich ist und daß das Sterben selbst selten etwas Angenehmes hat. Dieser scheinbar negative Zug rührt nicht von einem Pessimismus gegenüber dem Leben her, sondern gründet auf den frühen Erfahrungen des Untergangs einer Welt, mit der Hans Troschel in jungen Jahren schon mehr als andere Altersgenossen in Beziehung getreten ist: Die Welt des Staates, der Autorität, der Monarchie. Für das Bürgertum einer pommerschen Stadt sind diese Erfahrungen zwar auch vorhanden gewesen, aber kein Thema der Kunst, da Kunst schön zu sein hatte.

Es läßt sich vermuten, daß ein nicht geringer Teil der Schwierigkeiten, die Troschel auch als Kunsterzieher in diesen acht Jahren bis zur Aufgabe des Berufes 1934 gehabt hat, auf diese Diskrepanz zwischen öffentlicher und dann von der NS-Kulturbehörde bestärkter Kunstauffassung und kritischer eigener Anschauung zurückzuführen ist. Jedenfalls gerät auch Troschel wie viele andere seiner künstlerischen Zeitgenossen in die Mühlen der Kampagne gegen „entartete Kunst“. Einige Museen, darunter die Berliner Nationalgalerie, hatten bereits



Kartoffelschälerin

Werke angekauft, die nach 1933 der Zensur anheim fielen. Allein aus der Nationalgalerie wurden sechs Werke beschlagnahmt und 1939 vernichtet, darunter auch die von Kohlmann schon erwähnten Arbeiten „Hexe“ und „Kartoffelschälerin“, zwei Beispiele einer recht unterschiedlichen Kunstauffassung. Das letzte Bild ist in zurückhaltenden Farbstufen gemalt gewesen und zeigt nur einen einfachen Vorgang – eine Frau, die auf der Kante eines einfachen Tisches sitzt, vor sich eine Schale, in der Hand Messer und Kartoffel, beiseite am Boden einen Pantoffel. Der rechte Ärmel ist hochgekremgelt, die linke Hand hält die Kartoffel. Die Formen sind deutlich konturiert, aber großflächig und gewiß nicht realistisch, sondern in einer etwas zusammenfassenden Weise eher typisierend oder grundsätzlich gemeint. Obwohl der präzise Realismus hier nicht anzutreffen ist, bleibt unerfindlich, weshalb dieses aus dem Leben gegriffene Bild der Verfolgung zum Opfer fiel. Aber Logik ist nicht die Stärke autoritärer Regime. Das Bild, der Holzschnitt, „Hexe“ ist ganz anders aufgebaut – aus Schnittstrukturen nämlich, die eine Vielzahl kleiner Schnitte und Formen fast ornamental zusammengefügt haben, aus deren Mitte dann durch größere Dunkelheiten und dichtere Strukturen das Gesicht der Hexe auftaucht. Dieses ist



Hexe

so charakteristisch wie die Beschreibung in einem Märchen – alle Häßlichkeit ist auf das Antlitz konzentriert worden. Und hinter der typischen Darstellung wird sehr bald der gesamte mythologische Bezug der überwirklichen Welt der Hexen und anderer Gelichter erkennbar. In diesem Bild triumphiert die Häßlichkeit nicht – auch nicht Gemeinheit und Hinterhältigkeit, sondern das Abstruse, das seinen eigenen Untergang erfahren hat. Etwas Unglückliches schaut aus den Augen der Hexe, der Jammer, am Ende doch zu verlieren, ist den Zügen eingeschlossen. Hier wird dialektisch im Negativen das Positive sichtbar – um so unverständlicher die Vernichtung dieses Blattes.

Es ist sinnvoll, weil nur sehr intensive Nachforschungen einen tieferen Blick in das frühe Werk von Hans Troschel gestatten, die Notizen von Theodor Kohlmann zum Werk der zwanziger Jahre hier zu wiederholen: „Traumhaft spielerisch ist dagegen der Holzschnitt „Tänzerin“, der damals von der bekannten Galerie Cassirer in Berlin vertrieben wurde. 1963 taucht ein Exemplar davon in einer Ausstellung des Museums in Hamm wieder auf, die eine Auswahl aus einer Soester Grafikensammlung vorstellte ...“



Junge Waddohr eule

Hans Troschel
22. 5. 1956.

Weiter Theodor Kohlmann: „Fast restlos verschollen sind die Zeichnungen und Ölgemälde dieser Zeit. Einige Zeichnungen befinden sich seit kurzem im Besitz der Pommerschen Landsmannschaft in Kiel . . . Die Zeichnungen stellen Tierstudien dar und sind ein Beispiel für eine wesentliche Komponente im Wesen Hans Troschels, nämlich seiner Naturverbundenheit. Die Zeichnungen wurden seinerzeit durch den Stettiner Museumsdirektor Dr. Walter Riezler angekauft, der ein besonderer Förderer des jungen Künstlers war, bis er unter dem Druck der Nationalsozialisten emigrieren mußte. Verschollen ist anscheinend auch das Portrait von Thomas Mann, das Hans Troschel anfertigte. Unbekannt ist auch der Verbleib von vier Zeichnungen, die 1928 in Stettin ausgestellt waren, und zwar ‚Lesendes Mädchen‘, ‚Badendes Kind‘, ‚Schwarze Katze‘ und ‚Kopf‘.“

Theodor Kohlmann ist dem Verbleib anderer Bilder von Hans Troschel aus der Zeit aktiver Kunstbetätigung nachgegangen und hat herausgefunden, daß sich in Berliner Privatbesitz noch das Bild „Ganymed“ von 1929 befindet. Es ist im gleichen Jahr mit anderen Arbeiten, darunter „Jüngling mit Pferd“ und „Tänzer“ ausgestellt worden. In Stockholm hat sich nach Kohlmann das Bild „Strandburg“ erhalten, während der Verbleib von Bildern wie „Stilleben“ und „Selbstbildnis“ von 1928 unbekannt geblieben ist.

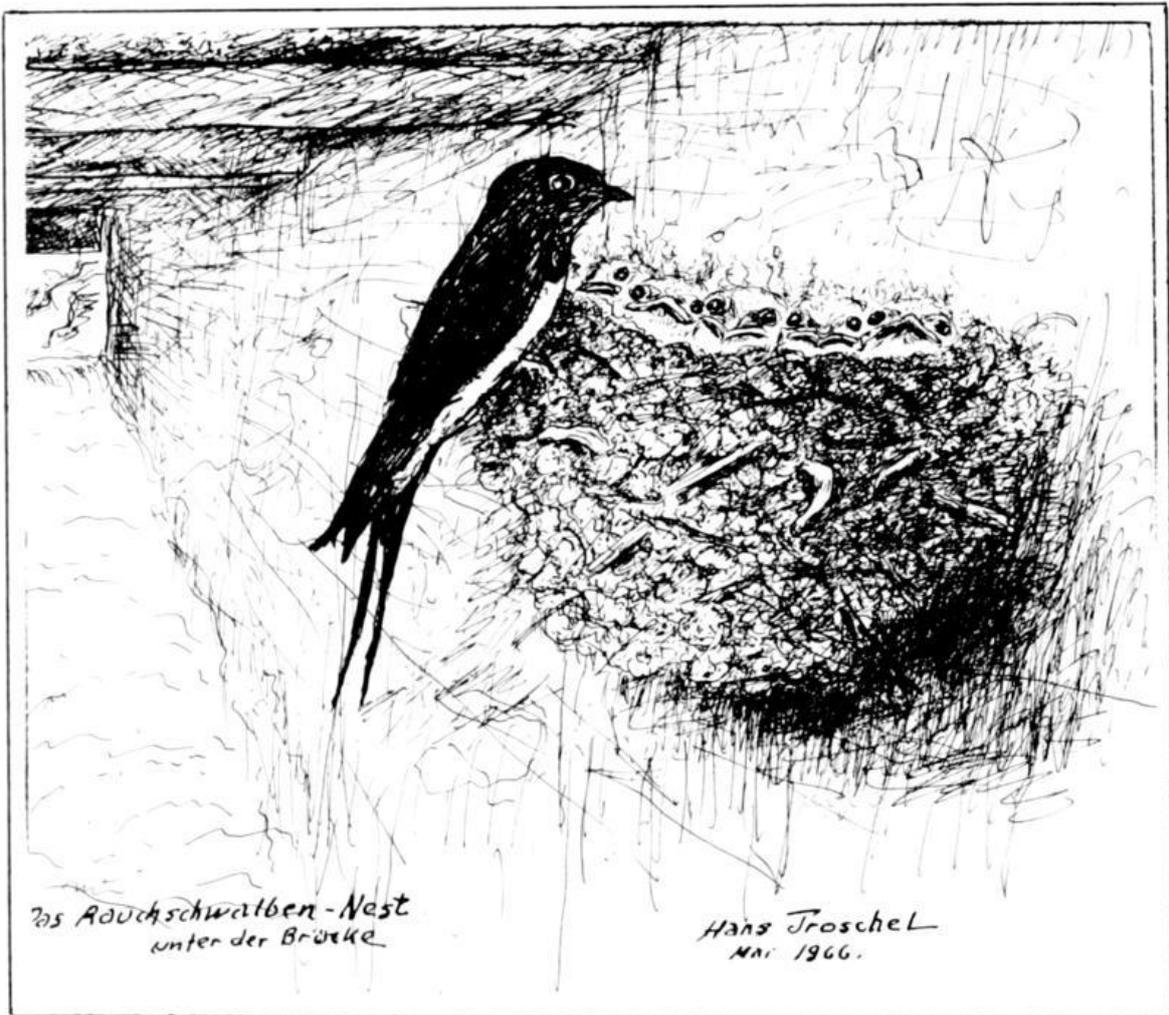
Schon die Titel dieser nur manchmal noch in Photographien erhaltenen Arbeiten deuten an, daß Hans Troschel ein keineswegs nur negativ strukturierter Künstler gewesen ist, sondern einer, der sich an die Themen seiner Zeit gewagt hat.

Die Gründe, weshalb Hans Troschel 1934 seinen Beruf aufgegeben hat, mögen sehr privater Natur gewesen sein. Sicher ist, daß er seinerzeit erkannt hat, daß unter dem herrschenden Regime eine künstlerische Tätigkeit wenig sinnvoll sein konnte. Wieder schlug das Gefühl für Freiheit durch und gab den entscheidenden Hinweis: Nicht der Künstler, aber der Flieger kann den Traum von der Freiheit noch erahnen. Hans Troschel hat ein eigenartiges Verhältnis zur Luft. Er wird bald nach 1934 Segelfluglehrer auf der Lonske-Düne in Pommern.

Er wird zudem ein Liebhaber der Vögel – eine Neigung, die in späteren Jahren einen großen Teil seines Lebens bestimmen wird.

In Pommern lernte Hans Troschel Karl Schmidt-Rottluff kennen, erneut bahnt sich da eine Beziehung zum Oldenburger Land an, denn Schmidt-Rottluff hatte vor dem I. Weltkrieg manchen Sommer hierzulande verbracht. Der große Expressionist war damals schon mit einem Malverbot belegt worden. Troschel drohte dasselbe, darum machte er sich auf den Weg nach Italien. Es war eine Flucht, die auf der Appenin-Halbinsel nicht endete, sondern in Albanien. Damals herrschte dort noch ein König, und im Auftrage des Wissenschaftsministeriums gab es für den deutschen Emigranten auch Arbeit. Zudem wurde gemalt und gezeichnet.

Schon in Pommern hatte Hans Troschel einen großen Erfolg als Schriftsteller, als Naturbeobachter und -beschreiber errungen. Sein Buch „Am See der Milane“ erfuhr eine große Verbreitung, und noch heute gibt es manchen Menschen, der dieses Werk gelesen hat. In Albanien entstanden „Albanische Tagebücher“, die aber bisher nicht veröffentlicht werden konnten. Diese Neigung zur Schriftstellerei, die auch zu Bekanntschaften mit Thomas Mann und nach dem Kriege mit Hans Henny Jahnn geführt hatte, gab Hans Troschel nie ganz auf, wovon etliche Zeitungsbeiträge in der lokalen Presse heute noch zeugen. Nach Italien war er nicht zuletzt d’Annuncios wegen gezogen, den er porträtieren wollte. Aber der große Italiener war kurz vorher gestorben. Insgesamt konnte Hans Troschel



Das Rauchschwalben-Nest unter der Brücke



An der Thülsfelder Talsperre



Der Scheuerbaum der Kühe beim Sager Meer

knappe drei Jahre in Frieden auf Albanien leben, dann hatte ihn die deutsche Kriegsmaschinerie eingeholt; Italien hatte einen Annexionskrieg gegen das Königreich Albanien begonnen, Griechenland kam den Albanern zu Hilfe, und die Deutschen mußten ganz gegen ihren Willen – sie standen vor dem Angriff auf die Sowjetunion – den italienischen Verbündeten unterstützen. Für Hans Troschel bedeutete dies Einzug in die deutsche Wehrmacht, Kriegsteilnahme, wobei er in Tirana bleiben konnte. Dort geriet er auch in Gefangenschaft, die ihn bis 1954 festhielt. Nach zehn verlorenen Jahren wurde Troschel nach Westdeutschland zu seiner Familie entlassen. Ein Jahr lang suchte er nach einer Bleibe. Er hielt sich in Dänemark und Schweden auf, bis er im Oldenburgischen unterkommen konnte. Fünfzehn Jahre war er in Cloppenburg am Clemens-August-Gymnasium und in Ahlhorn am Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Kunst-erzieher, bis er sich mit siebzig Jahren endlich ungestört als freier Künstler betätigen durfte.

Es paßt in das Bild, daß der Künstler sich auch hier ein Refugium geschaffen hat, in dem einmal mehr die Luft eine große Rolle spielt, dann aber auch die Vergangenheit, für die sich der Künstler mit zunehmendem Alter mehr und mehr interessiert hat. Obwohl Schriftsteller und Künstler, ist Hans Troschel auch hier ein Mann der Praxis gewesen: Gemeint ist die Insel Lethe, auf der der Künstler mit seiner Familie eine fast weltabgeschiedene, aber höchst naturnahe Bleibe gefun-



Alter Schafstall

den hatte. Luft – das ist hier die unverbrauchte, inmitten natürlicher Grünanlagen, am Wasser, Luft – das ist hier aber auch die Welt der Vögel, für die sich Troschel zunehmend eingesetzt hat. Vergangenheit – das ist das Faktum, daß auf dieser Insel einstmals eine Burg gestanden hat, die fast vergessen worden ist, und die der Künstler als privater Archäologe untersucht hat. Aber Hans Troschel als Archäologe ist ein eigenes Kapitel, das hier nicht abgehandelt werden kann. Primär interessiert der Künstler. Nach der Heimkehr hat er die künstlerische Arbeit wieder aufgenommen. Er ist mit Zeichenstift und Ölkreide zu einem engagierten Verteidiger des Lebens in der Natur und der gewachsenen Bauformen der Landschaft geworden – nicht, indem er das oft gesichtslose Neue bekämpft, sondern die Bewahrung des Alten – alte Hütten und Schafkoben, alte Häuser und Scheunen – gefordert hat. Seine Zeichnungen sind oft das einzige noch, was von den verschwundenen Baustücken zeugen kann. Dennoch sind die Bilder und Zeichnungen nicht primär funktional zu sehen. Sie geben gewiß auch Auskunft über eine konsequente künstlerische Auffassung, daß nämlich Kunst und Natur in enger Verbindung stehen, daß Kunst die Wirklichkeit beschreibe und interpretiere. Nichts anderes hat Troschel getan, wobei ihm ein gutes Auge und das sichere Gefühl für Kompositionen und Ausschnitte die Erfassung der Landschaft erleichtert haben. Das Subjektive wird nirgends verleugnet – so wenig wie in den Arbeiten der Zwanziger Jahre –, es wird sichtbar



Hans Traxel
26 April 55.

Schäfer Dietrich
Meyer! 88 Jahre Fichtenmeer
Achtermeer

in der Auswahl des Motivs, im Empfinden der Schönheiten in der Landschaft, aber auch in der eigentümlichen Formgebung: Das Motiv wird zumeist dunkel konturiert, dann mit Ölkreiden, mit denen der Künstler bei jedem Wetter vor der Natur zeichnen kann, koloriert. Dabei können die Farben eine durchaus eigene Ausdruckskraft gewinnen. Zumeist sind sie eher dunkel und schwer gehalten, seltener leicht, locker und fröhlich. Nicht zuletzt durch das Schwarz der Konturen und Strukturen, auch der fast skriptural als Flächenverdichtung eingesetzten Lineamente wird die Schwere und Dunkelheit der Farben noch intensiviert. In den Ölbildern wird dagegen die Farbe so dünn aufgetragen, daß die Textur der Leinwand zu einer eigenen Formkomponente wird. Auch die Holzschnitte, die Troschel allen anderen graphischen Disziplinen vorzieht – vielleicht auch ein Relikt der frühen Begegnung mit dem Expressionismus, gewiß aber aus Überzeugung, daß das Handwerkliche des Druckens den einzelnen Abzügen eine deutliche Individualität gewährt, die bei anderen Druckerzeugnissen nicht erreicht werden kann – lassen eine klare Strukturierung der Formen erkennen, wobei die Realität etwas weiter zurücktritt, denn auf Volumen und Perspektive wird hier verzichtet.

Von den Holzschnitten ist es dann kein großer Schritt mehr zu den Holzskulpturen, die Hans Troschel aus alten Baumstümpfen und Wurzelwerk gefertigt hat. Hier ist Phantasie Voraussetzung, weil nur mit ihrer Hilfe von einer der Natur gebildeten Form eine Tiergestalt oder ein Menschenbild abgelesen werden kann, der der Künstler dann mit dem Beil und dem Messer größere Deutlichkeit verschafft. Auch diese Technik ist – wie das realistische Zeichnen alter Bauernhäuser – durch unzählige Heimatkünstler in Verruf geraten. Hans Troschel hat sich um diese Abwertung nie gekümmert, nicht zuletzt, weil ihm diese emotional-ideologische Heimatverbundenheit gar nicht eigen ist. Seine Biographie beweist das Gegenteil. Auf der anderen Seite ist er Praktiker genug, den einfachsten Weg für die Darstellung eines Inhaltes zu wählen. Und seine Phantasie reicht aus, aus Naturformen Kunstformen werden zu lassen. Diese bleiben vieldeutig genug, um sie nicht mit platter Heimatkunst zu verwechseln, sie sind qualitativ genug, um über simple Wirklichkeitsspiegel hinausgehoben zu werden.

Zum besten, was Hans Troschel geschaffen hat, gehören die gezeichneten Portraits von Menschen, die ihm begegnet sind oder die er sich ausgedacht hat, weil ihr Gesichtsschnitt ihm typisch erschien. „Ich wandere gerne durch das Gebirge eines Gesichtes“, gab er als Motivation für eine Bildnisfolge an. Dieser Satz deutet ein tiefes Verständnis für die Verbundenheit alles Natürlichen an, für die Einheit der Natur, die Hans Troschel immer wieder gesucht hat. War das Motiv des Todes schon früh Gegenstand seiner Zeichnungen, so ist nach den Katastrophen, die ihn immer auch persönlich tangiert hatten, die Sehnsucht nach dem Lebendigen und dem Erhalten des Lebendigen in den Vordergrund getreten. Die vielen Aufsätze über die Vogel- und Tierwelt um Lethe, aber auch die Texte und Forschungen über die Vergangenheit der Insel sind Beweise für dieses Bemühen um das Leben, und die Bilder und Zeichnungen, die Holzschnitte und Holzplastiken sind die Mittler, sind das Handwerkszeug eines Warners und Bewahrers. Daß es Hans Troschel in den letzten Jahren wiederholt wieder nach Pommern getrieben hat und daß er auch dabei Zeichnungen der alten lieb gewonnenen Landschaft angefertigt hat, wo er einst seinen selbständigen Weg begann, sind in gleicher Weise Belege für diese Suche nach Einheit, hier konzentriert im eigenen Leben.



Max Graf von Merveldt †

15. Juni 1902 – 2. August 1977

VON HANS SCHLÖMER

Als im Mai die Feier der Goldenen Hochzeit bevorstand und der Jubilar gefragt wurde, ob er einen bestimmten Wunsch habe hinsichtlich eines Geschenkes zu diesem Festtag, da sagte er nur: „Bitte, keine persönlichen Geschenke – wenn Sie mir und meiner Frau eine Freude machen wollen, dann stiften Sie etwas für die Osterpriesterhilfe des ‚Speckpaters‘ P. Werenfried van Straaten!“ Einige Wochen später kam das Gespräch auf diese Geschenk-Aktion und strahlend berichtete der Graf: „Stellen Sie sich vor, fast 8000 Mark sind zusammengekommen – am meisten habe ich mich über das Geld gefreut, das meine Pächter und die Siedler gespendet haben, ein schöneres Geschenk hätte man mir nicht machen können!“ Diese kleine Geschichte läßt uns Persönlichkeit und Werk des im Alter von 76 Jahren heimgerufenen langjährigen Herrn auf Haus Füchtel so recht lebendig werden.

Max Graf von Merveldt wurde am 15. Juni 1902 in Münster als Sohn des Oberstleutnants Ferdinand Graf von Merveldt und der Maria Gräfin von Merveldt, geb.

Freiin von Droste zu Hülshoff, geboren. Im Alter von sechs Jahren kam der junge Graf nach Füchtel, das durch Heirat und Erbfall nach dem Aussterben der Familie der Freiherren von Elmendorff an die Familie der Mutter gekommen war: Cäcilia Freiin von Elmendorff war die Großmutter des Verstorbenen.

Graf Max besuchte das Gymnasium Antonianum in Vechta, wo der spätere „Heimatpastor“, Prälat Franz Morthorst, sein Mitschüler und Mentor wurde. Eine innige Freundschaft verband diese beiden Männer unserer Heimat während vieler Jahrzehnte – und es war selbstverständlich, daß der junge Vikar seinen Schulfreund traute, als dieser am 15. Mai 1928 in St. Peter zu Oldenburg Irmgard de Ball heiratete. Die Ehe war mit acht Kindern gesegnet; zwei Söhne traten in den geistlichen Stand und stehen als Seelsorger im Dienst der Diaspora Nordoldenburgs. Ein Sohn verunglückte vor über Jahresfrist auf der Autobahn, als er von Aachen nach Vechta unterwegs war. An der Bahre ihres Großvaters trauerten 19 Enkelkinder, zwei gingen ihm im Tode voraus . . .

In den letzten Jahren litt der Herr von Haus Füchtel zusehends unter Altersbeschwerden, – aber bei der Feier der Goldenen Hochzeit sah man ihn noch lebhaft im Kreise der großen Familie die Glückwünsche entgegennehmen. Als er anschließend mit seiner Gattin zur Erholung in die Eifel gefahren war, traf ihn ein erster Schlaganfall. Nach sofortiger Überführung in das Vechtaer Marien-Hospital stellte sich alsbald eine leichte Besserung ein – und mit den Besuchern sah man ihn schon wieder scherzen und sogar Zukunftspläne schmieden, – es ging ihm um die Betreuung seiner großen, wertvollen Bibliothek.

Mehrere Rückschläge in den folgenden Wochen ließen Zweifel aufkommen an völliger Genesung - und am 2. August 1978 hatte Graf Merveldt sein Leben in die Hände seines Schöpfers zurückgegeben: ein reiches Leben hatte sich vollendet . . .

Es erscheint schier unmöglich, in diesem Nachruf all' das zu würdigen und zu benennen, was Graf Max in den Jahren seines vollen Mannestums geleistet hat. Da ist zunächst die Betreuung des nicht unbedeutenden landwirtschaftlichen und forstlichen Besitzes zu nennen, wobei vor allem auch der passionierte Jäger und Naturfreund das gegebene Arbeitsfeld fand. Die schweren Schäden, die der Sturm vom November 1972 in den Wäldern anrichtete, sind ihm sehr zu Herzen gegangen: Als er in Oldenburg darüber berichten sollte, versagte seine Stimme und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Aber nicht nur die Sorge für das überkommene Erbe von Haus Füchtel, wo alle Kinder stets ein Zuhause finden sollten, bestimmten das Leben von Graf Merveldt. Kurz nach der Währungsreform gehörte er zu den Begründern des Kardinal-von-Galen-Siedlungswerkes, dessen Vorsitz er später übernahm. Durch dieses uneigennütziges Werk christlicher Caritas haben in den letzten 25 Jahren mehrere hundert Familien ein eigenes Heim erhalten; viele von ihnen waren Heimatvertriebene, denen er z. T. auch aus eigenem Besitz im Welper Wald Grund und Boden zur Verfügung stellte. „Wir haben unseren Siedler-vater verloren, der immer für uns zu sprechen war“, hieß es ergreifend genug im Nachruf der Siedlergemeinschaft, an deren Frühjahrsfest er noch wenige Wochen zuvor im Kaffeehaus Welper teilgenommen hatte.

In der Aufbauzeit nach 1945 griff das Wirken von Graf Merveldt weit über den Raum der münsterländischen Heimat hinaus. In Oldenburg schätzte man seinen Rat und seine Mitarbeit in vielen Gremien. Erinnerung sei nur an seine Mitwirkung bei der Gründung der „Oldenburg-Stiftung“, aus der später die „Oldenburgische Landschaft“ hervorging. Dem Vorstand gehörte er 14 Jahre

lang an und erhielt mit Recht die Ehrenmitgliedschaft verliehen in „Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Oldenburger Land.“ Schon zuvor hatte der Bundespräsident ihn mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse ausgezeichnet. Dieser Nachruf wäre unvollständig, würde er nicht auch das kirchliche Engagement des Verstorbenen erwähnen. Seine männlich-herbe Frömmigkeit war verwurzelt in einem kindlichen Glauben und Gottvertrauen. Tiefe Liebe zur münsterländischen Heimat war verbunden mit einem hohen Verantwortungsbewußtsein und der steten Bereitschaft zur Übernahme von Aufgaben und Verantwortlichkeiten, wo immer man ihn darum bat und er die Notwendigkeit erkannte. Mehr als 25 Jahre lang gehörte er dem Ritterorden vom Hl. Grab zu Jerusalem an, dessen hiesige Komturei er bis zuletzt leitete. Alljährlich lud er seine Ordensbrüder ein zur Teilnahme an der historischen Vechtaer Himmelfahrts-Prozession, die dadurch ihre eigene Note erhielt.

Wenn es heute im Offizialatsbezirk Oldenburg eine schlagkräftige und ausgebauten Hilfsorganisation wie den „Malteser-Hilfsdienst“ (MHD) gibt, so ist dies ohne den jahrelangen selbstlosen Einsatz des Grafen undenkbar. Bis vor kurzem hat er noch selbst die Leitung wahrgenommen, dann aber in bewährte jüngere Hände gelegt. Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden verlieh ihm dafür das Kommandeur-Kreuz.

In den Jahren des Kampfes um Elternrecht und Bekenntnisschule sah man ihn in der vordersten Front als Sprecher katholischer Eltern. Bei der Gründung des Katholiken-Komitees für Oldenburg übernahm er Ostern 1965 den Vorsitz und gehörte später dem Vorstand des Diözesan-Komitees an. Bischof Heinrich Tenhumberg verlieh ihm in Anerkennung des selbstlosen Einsatzes die Bistums-Plakette in Silber.

Ein großes Anliegen war ihm die gute Nachbarschaft zwischen den beiden großen Kirchen unseres Landes - und so war es ihm eine besondere Freude, als er schließlich an der Raststätte „Dammer Berge“ eine ökumenische Autobahn-Kapelle erbauen konnte, die von den Reisenden viel aufgesucht wird, wie die zahlreichen Kerzen vor dem großen Kreuz allen sichtbar es beweisen.

Auf Haus Füchtel standen die Tore für Gastfreunde und Besucher immer weit offen. Gern zeigte Graf Max die reichen Schätze in der Bibliothek und im Ahnensaal, - aber auch die vielen Jagdtrophäen ließ er nicht ohne Stolz bewundern.

Viele wichtige Besprechungen mit bedeutenden Persönlichkeiten unserer Heimat haben auf Haus Füchtel stattgefunden; viele Initiativen sind dadurch gefördert oder sogar überhaupt erst in Gang gesetzt worden. Es ist keine müßige Frage: „Wer wird alles das weiterführen können, was Graf Merveldt angeregt und ins Werk gesetzt hat?“

Eine große Trauergemeinde hatte sich in und bei der alten Pfarrkirche zu Oythe eingefunden, als der Bischöfliche Offizial, Weihbischof Dr. Max Georg Freiherr von Twickel in Konzelebration mit dem Ortspfarrer und den beiden geistlichen Söhnen das Requiem für den Freund und Vetter feierte. Man hatte den Sarg über den alten Kirchweg von Füchtel nach Oythe gebracht, mitten durch die wogenden Kornfelder - und so konnte der Weihbischof in seiner Predigt darauf hinweisen: „Draußen steht das Korn reif zur Ernte - Max Graf von Merveldt hat die Ernte seines Lebens eingebracht . . .“

Als der Sarg in die Gruft unter dem Chor gesenkt wurde, bliesen Jagdhornbläser einen letzten Gruß: Nun ruht Max von Merveldt in der Gruft seiner Ahnen - sein Andenken wird weiterleben im Münsterland und im ganzen Oldenburger Land!

Leo Reinke †

11. März 1909 – 31. August 1978

VON FRANZ DWERTMANN

Am Donnerstag, dem 31. August 1978, starb Leo Reinke, Bokel, im Krankenhaus zu Cloppenburg an einem Herzinfarkt. Ein unübersehbarer Trauerzug, angeführt von Reitern und Fahnenabordnungen der Vereine, mit Vertretern von Verbänden, Behörden und zahllosen Gästen aus nah und fern gab ihm das letzte Geleit. Der Friedhof bei der Pfarrkirche in Cappelndorf konnte die trauernden Menschen kaum fassen, die von Leo Reinke Abschied nahmen. Stille und Ergriffenheit lag über der Trauergemeinde, als Kränze und Sträuße in großer Zahl am Grabe niedergelegt wurden und man mit ehrenden Worten des Toten gedachte. In eindrucksvoller Rede zeichnete Landtagspräsident Heinz Müller ein Lebensbild des Toten und faßte zusammen: „Wir haben einen guten Mann verloren.“

Leo Reinke wurde am 11. 3. 1909 in Osterhausen, Gemeinde Cappelndorf, als Sohn des Pächters Leo Reinke und seiner Frau Josefa, geb. Wienken, geboren. Nach dem frühen Tod seines Vaters und schwerer Erkrankung der Mutter wurde der Pachthof in Osteressen aufgegeben, Mutter und Sohn (2 Jahre) kehrten auf den elterlichen Hof nach Sevelten zurück und fanden in der Familie von Hermann Wienken Aufnahme und Geborgenheit. In Sevelten besuchte Leo Reinke die Schule, und mit großer Achtung sprach er später immer von seinem Lehrer Franz Ostendorf und seiner Lehrerin Maria Rohe.

Unter Anleitung seines Onkels und Vormundes Hermann lernte er auf dem vielseitigen und fortschrittlichen Wienken Hof, der häufig von Vereinen und Schulen besucht wurde, in praktischer, harter Mitarbeit, die Landwirtschaft in allen ihren Gegebenheiten bestens kennen. Die Landwirtschaftsschule in Cloppenburg vermittelte die theoretischen Grundlagen. Aber er lernte auch, über die Grenzen des Hofes hinwegzublicken und mit großem Interesse die Dinge der Öffentlichkeit zu beobachten.

So wurde in seiner Jugendzeit ein fester Grund gelegt für Familie und Arbeit, Natur und Heimat, Kirche und Öffentlichkeit. Und dieses Fundament hat ihn ein Leben lang getragen.

Den heutigen Hof in Bokel erbte Leo Reinke von seiner Großtante Josephine Quatmann, Elsten. Diese Stelle war über hundert Jahre verpachtet gewesen, und die alten Gebäude standen verwahrlost. Mit der Kraft seiner Jugend ging Leo Reinke bald daran, hier neues Leben zu schaffen.

Auf der neuen Bauernstelle in Bokel war viel zu tun, es war ein schwerer Neuanfang. 1936 heiratete Leo Reinke Maria Wreesmann aus Altenoythe, die ihm ein Leben lang eine tatkräftige, liebe und gute Lebensgefährtin wurde. Es wurde eine Familie, und sie wuchs in den Jahren zur Großfamilie mit 3 Söhnen und 6 Töchtern.

Als der Krieg 1939 ausbrach, mußte auch Leo Reinke Soldat werden, und mit kurzen Unterbrechungen trug er den grauen Rock bis zum Ende des Krieges. Dann begann ein neues Schaffen auf dem Hof in Bokel, besonders die Rindviehzucht fand sein großes Interesse.

Leo Reinke und seine Frau Maria hatten alle Hände voll zu tun, die täglichen

Arbeiten zu bewältigen. Aber er war nicht nur Bauer auf seinem Hof, sondern nahm mit großem Interesse an den Vorgängen im öffentlichen Leben teil. Durch Bücher und Schriften bildete er sich intensiv weiter.

Bald nach ihrer Gründung trat er der CDU bei und wirkte von Anfang an im Gemeindeverband dieser Partei mit, sie wurde für ihn die politische Heimat. Der Reit- und Fahrverein Cappeln wählte ihn 1948 zum Vorsitzenden, und mit Liebe und Treue hat er diese Aufgabe durch 30 Jahre wahrgenommen. Weiter wirkte er im Gesang- und Musikverein mit.

Aber auch über die Gemeindegrenzen wurde Leo Reinke bald bekannt. Am 12. März 1948 wurde er zum Vorsitzenden des Kreislandvolkverbandes Cloppenburg gewählt. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode mit viel Geschick und interessiertem Einsatz wahrgenommen.

Er wurde Vorsitzender des Kreiskuratoriums, Mitglied des Tierschauvereins, stellvertretender Vorsitzender des Landesverbandes des Oldenburger Landvolkes und wirkte mit im Vorstand der Landwirtschaftskammer Weser-Ems. Bald nach der Neugründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland wählten ihn die Delegierten aus den Kreisen Cloppenburg und Vechta am 8. Dezember 1950 einmütig zu ihrem Vorsitzenden. 21 Jahre hindurch stand er dem Heimatbund vor, stets bemüht, mit ihm die Liebe zur Heimat zu fördern, die Eigenart des Münsterlandes zu erhalten und die heimatlichen Kulturbelange zu vertreten.

Als in den Fronttagen 1945 der Quatmannshof im Museumsdorf abbrannte, ergriffen Dr. Heinrich Ottenjann und Leo Reinke gleich die Initiative, so daß der Hof bald in seiner ganzen Schönheit wieder aufgebaut werden konnte. Als Vorsitzender des Finanzausschusses des Landtages ließ er dem Museumsdorf immer wieder seine Hilfe zuteil werden.

Wo auch immer der Heimatbund mit seinen Tagungen und Veranstaltungen als Gast weilte, war er dank der volkstümlichen Persönlichkeit des Vorsitzenden Leo Reinke gern gesehen. In allen Gemeinden unserer Heimat besaß Reinke Freunde und Bekannte und hatte stets für sie ein freundliches Wort oder auch einen Rat bereit. Auch wußte er immer die Unterstützung seiner Freunde und Mitarbeiter in der Heimatarbeit dankbar anzuerkennen.

Für die 2. Wahlperiode des Niedersächsischen Landtages wurde Leo Reinke im Jahre 1951 als Kandidat aufgestellt und mit überwältigender Mehrheit in seinem Wahlkreis Cloppenburg gewählt. Durch 23 Jahre vertrat er unsere Heimat im Hohen Hause des Landtages mit großem Erfolg. In vielen Ausschüssen wirkte er durch Fleiß und Tatkraft mit, so im Jugend-, Wirtschafts- und Verkehrsausschuß, im Haushalts- und Finanzausschuß, dessen Vorsitzender er von 1957-1959 war. Als Vorsitzender des Sonderausschusses „Sturmflutkatastrophe“, machte er sich besonders verdient, aus seiner Überzeugung heraus, zuzupacken, wo Not am Mann ist.

Er war lange stellvertretender Vorsitzender der CDU-Fraktion, gehörte dem Ältestenrat des Landtages an und wurde schließlich in der 6. Legislaturperiode zum Vizepräsidenten des Niedersächsischen Landtages gewählt.

Leo Reinke war „ein Mann der ersten Stunde“ und hat über zwei Jahrzehnte das Geschehen im Lande Niedersachsen mit Besonnenheit und Klugheit, mit Tatkraft und Standfestigkeit unter Mühen und Opfern mitgestaltet. Er vertrat seinen Standpunkt mit Klarheit und Konsequenz und begegnete seinem Gegner in Toleranz und Fairneß. Auch ein Kranz der sozialdemokratischen Landtagsfraktion wurde am Grabe niedergelegt.

Viele Ehrungen und Auszeichnungen wurden dem verdienstvollen Mann Leo Reinke zuteil, die hier nicht alle aufzuführen sind. Im Jahre 1971 wurde er mit dem großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Seine Heimatgemeinde, die Leo Reinke besonders zu Dank verpflichtet ist, würdigte 1974 dessen unermüdlichen Einsatz für die Menschen seiner Heimat mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes.

Leo Reinke war ein guter Mensch, stets hilfsbereit, freundlich und zuvorkommend; alle Anliegen der Heimat lagen ihm am Herzen. Er war unter einfachen und arbeitsreichen Verhältnissen aufgewachsen und hatte somit großes Verständnis für die Sorgen und Nöte der Schwächeren. Häufig kamen sie am Sonntagvormittag auf seinen Hof, um ihm ihre Anliegen vorzutragen. Er hatte für alles und für jeden ein offenes Ohr und war bereit zu helfen im Bereich seiner Möglichkeiten.

Bei seiner vielseitigen und intensiven Arbeit blieb ihm die Familie Mitte und Kraftquell für all sein Tun. Familie, Heimat und christlicher Glaube waren das starke Fundament, das ihm einen festen und zuversichtlichen Standpunkt gab. Als ein erster Herzinfarkt ihn 1973 traf, mußte er verhaltener schaffen, aber seine vielen Aufgaben ließen ihn nicht los. Als engagierter Landwirt nahm er bis zuletzt am Leben und Treiben auf dem Hofe teil.

Wo es seine Zeit erlaubte, erholte er sich im Garten oder am Teich, auf der Jagd oder auf einem Gang durch die Bokeler Fluren. Am Sonntagmittag erfreute er sich im geselligen Kreis mit Freunden und Bekannten am runden Stammtisch bei Jaspers. Er war ein Mensch von fröhlicher Natur!

Am 31. August 1978 versagte ihm im Krankenhaus zu Cloppenburg wiederum das Herz. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Gemeinde und durch die Heimat: Leo Reinke ist tot! – Das Oldenburger Münsterland wird ihn nicht vergessen.



Franz Kramer †

31. Juli 1902 - 10. Oktober 1978

VON HANS SCHLÖMER

„In großer Ehrfurcht und tiefer Betroffenheit stehen wir an diesem Sarg in unserer Mitte und nehmen Abschied von Regierungsdirektor i. R. Franz Kramer, dessen reich erfülltes Leben nach langer Krankheit nun zu Ende ging. Unsere Anteilnahme gilt der tiefgeprüften Gattin und der ganzen Familie, vor deren großen Schmerz wir uns stumm verbeugen . . .“

Mit diesen Worten leitete P. Engelbert Machinia OMI von der Marien-Gemeinde im Norden der Stadt Oldenburg den Trauergottesdienst in der Kapelle des Katholischen Friedhofes an der Ammerländer Heerstraße ein, zu dem sich eine große Trauergemeinde in der strahlenden Herrlichkeit eines späten Herbsttages eingefunden hatte. Besonders zahlreich waren die Freunde und Bekannten des nun Heimgerufenen aus dem Oldenburger Münsterland erschienen, um ihm das letzte Geleit zu geben.

Franz Kramer war am 31. Juli 1902 als ältester Sohn einer zwölköpfigen Kinderschar in einer alten Vechtaer Handwerkerfamilie geboren, in der das Bäckerhandwerk nun schon in der dritten Generation heimisch ist: Sein Sterbetag, der 10. Oktober, fiel zusammen mit dem Geburtstag seines nächstjüngeren, schon vor Jahren verstorbenen Bruders Clemens, des langjährigen Obermeisters der Bäcker-Innung im Landkreis Vechta.

Nach dem Besuch der Volksschule ging Franz Kramer zum Lehrerseminar, für viele Vechtaer Handwerker-Söhne ein passender Aufstieg zu einem Beamtenberuf, womit gleichzeitig einem Bruder das elterliche Handwerksgeschäft erhalten blieb. Als Junglehrer vom Jahrgang 1923 unterrichtete er zwei Jahre an der Kath. Volksschule in Cloppenburg, um dann zusammen mit noch einigen Berufskollegen den Sprung an die Universität zu wagen.

Ein aus dem Jahr 1919 stammender Erlaß des preußischen Kultusministers ermöglichte es damals jungen Volksschullehrern, das Abitur nachzuholen, während gleichzeitig schon die ersten Fachsemester an der Hochschule belegt werden konnten. Franz Kramer entschied sich für eine selten vorkommende Fächer-Kombination: Das Studium von Mathematik und Physik wurde ergänzt durch die Hinwendung zur Germanistik - so war in dieser Entscheidung schon viel vorweg genommen von seinem späteren Lebenswerk in der Heimatbewegung. Denn Germanistik bedeutete für Franz Kramer keine trockene Literatur, sondern intensive Beschäftigung mit dem Leben des Volkes, das sich nicht nur in seiner Sprache niederschlägt, sondern noch mehr vielleicht in Brauchtum und Sitte, seiner Geschichte und seiner Bewährung im Lebenskampf. Jedenfalls hat der spätere Studienrat nach dem Zeugnis seiner zahlreichen, noch lebenden Schüler seinen Deutschunterricht aus dieser Konzeption heraus gestaltet.

Zum nebenstehenden Bild: Leo Reinke †, Erster Vorsitzender von 1950-1971, Franz Kramer †, Mitglied des Vorstandes seit 1932, Zweiter Vorsitzender von 1950-1971, Bernhard Beckermann, Geschäftsführer von 1959-1971 und Franz Dwertmann, Schatzmeister seit 1960. Die drei erstgenannten wurden am 24. 4. 1971 zu Ehrenmitgliedern des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland ernannt.

Nach den ersten Semestern in Münster ging Franz Kramer Ende der Zwanziger Jahre zum Studium an die ostpreußische Universität in Königsberg - heute Kaliningrad geheißen, und der jüngeren Generation wohl nur noch als Wirkungsstätte des Philosophen Immanuel Kant bekannt. Hier wurde der Studiosus aus dem Oldenburgischen Münsterland auch konfrontiert mit der Not eines Volksteils, der von der natürlichen Verbindung mit dem „Reich“ abgeschnitten war. Von dorthier wird es verständlich, daß Kramer in späteren Jahren seine Aufmerksamkeit nicht nur der überlieferten Heimatkunde zuwandte, sondern auch auf die Förderung eines neuartigen Unterrichtsthemas, „Ostkunde“ genannt, hinwirkte. Um das erforderliche Taschengeld zu bekommen, übernahm er zeitweise die Redaktion der örtlichen Studentenzeitung, und konnte so handwerkliche Erfahrung sammeln für erfolgreiche Tätigkeit später z. B. als Schriftleiter der „Heimatblätter für das Oldenburger Münsterland“, die er seit dem Wiedererstehen im Herbst 1949 mit großem Geschick bis Ende 1951 redigierte.

Im Jahr 1930 bestand Kramer die erste Staatsprüfung in Bonn, wo er auch seine spätere Gattin und die Mutter seiner fünf Söhne kennenlernte, die er nach dem zweiten Examen und erfolgter fester Anstellung an der Ordensschule der Dominikaner in Vechta im Jahr 1935 heiratete.

In die oldenburgisch-münsterländische Heimat zurückgekehrt, widmete sich der junge Assessor bereits bei der großen Heimatwoche des Amtes Vechta im Sommer 1933 besonderen Aufgaben in der Heimatbewegung. Widrige Zeitumstände und Schikanen der damaligen Machthaber rissen ihn aus dieser Verbindung und der Kriegsausbruch 1939 sah ihn als Studienrat an einem Wilhelmshavener Gymnasium, bis er zum Kriegsdienst einrücken mußte. Mit einem der letzten Schiffe entkam er im Mai 1945 noch aus Kurland und begann nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Vechta am Gymnasium und als Dozent an der im März 1946 errichteten Kath. Pädagogischen Akademie seine Lehrtätigkeit. Kurzsichtige Besatzer-Mentalität vertrieb ihn wenig später von der Akademie, an der er nach einiger Zeit aber als nebenamtlicher Dozent wieder tätig war.

Im Jahr 1950 als Regierungsschulrat an das Verwaltungspräsidium Oldenburg berufen, widmete er sich mit großer Hingabe den neuen Aufgaben, bis er 1958 zum Dezernenten für das kath. Volksschulwesen berufen und schließlich zum Regierungsdirektor ernannt wurde. Im Sommer 1967 in den Ruhestand verabschiedet, wurde ihm später der Niedersächsische Verdienstorden I. Klasse verliehen - dankbare Anerkennung für einen in vielen Stationen des Schulwesens bewährten Pädagogen und Verwaltungsfachmann, - aber auch für einen in der Heimatbewegung an führender Stellung jahrelang erfolgreich tätigen Mitbürger: So wurde es in der uns vorliegenden Laudatio eigens betont.

Die Oldenburgische Landschaft verlieh Franz Kramer im März 1977 auf einstimmigen Beschluß des Vorstandes die Goldene Anton-Günther-Gedenkmedaille „in Anerkennung seiner für das Oldenburger Land als Pädagoge und Heimatforscher erworbenen Verdienste“, wie es in der Verleihungs-Urkunde heißt, die ausführlich darlegt, in welch' hervorragender Weise sich der so Geehrte um die Heimat verdient gemacht hat. Wir können es nicht besser formulieren - und so sei der Text der Urkunde hierher gesetzt:

„Seit mehr als 40 Jahren gehört Franz Kramer zu den führenden Kräften der Heimatbewegung im Oldenburger Land. Neben und in seinem Beruf war er

ständig ein Förderer des heimatlichen Unterrichts, den er auf besonderen Tagungen stark aktivierte. Seine große Neigung gilt bis heute der Erforschung des heimatlichen Brauchtums und der Sitten des Oldenburger Münsterlandes. Seine Erkenntnisse veröffentlichte er in zahlreichen Beiträgen der Heimatzeitungen und regelmäßig in dem weithin bekannten und angesehenen Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland. Große Verdienste erwarb er sich um die Pflege der niederdeutschen Sprache; seit vielen Jahren ist er ein tatkräftiger und sachkundiger Mitarbeiter der Oldenburgischen Landschaft bei ihren plattdeutschen Lese- und Vertellsel-Wettbewerben für die Schulen des Landes. Sein großes Wissen und sein persönlicher Einsatz für die Heimatpflege fanden ihre Anerkennung mit der Berufung in den Beirat für den Oldenburger Landesverein, den Niedersächsischen Heimatbund und die Oldenburgische Landschaft. Er ist außerdem ständiges Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Volkstum und Brauchtum sowie der Arbeitsgemeinschaft Niederdeutsche Sprache und Schrifttum. In der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg gehört er dem Kuratorium an, dem er seit seinem Bestehen mit seinem Wissen und Rat zur Seite steht . . ."

Noch viel wäre zu sagen über Franz Kramers literarischen Arbeiten, seine regelmäßig in den letzten Jahren für dieses Jahrbuch verfaßte „Chronik der Gemeinden“ und die schönen Beiträge zu Sitte und Brauchtum im Laufe des Jahres. Man lese im Jahrbuch 1970 nach, wie lebendig er aus eigenen Erleben als Meßdiener die alte Vechtaer Flurprozession an den Tagen vor Himmelfahrt schildert und uns dabei eine sonst nicht bekannte Vertonung des „Vaterunser“ in Form eines Wechselgesanges überliefert hat. Wir möchten es das „Vechtaer Vaterunser“ nennen - und dem Verstorbenen dafür danken, daß er uns dieses Kleinod heimatlicher Frömmigkeit überliefert hat.

Überhaupt wäre noch Einiges zu sagen zu dem überzeugten Christen Franz Kramer, der nie aus seiner tiefreligiösen Einstellung ein Hehl machte - und für den der Einsatz in vielen Organisationen seiner kath. Kirche mehr bedeutete als leere Betriebsamkeit. Wir wollen nur erinnern an seine langjährige Mitarbeit im Katholiken-Komitee für Oldenburg, wo sein Rat als Fachmann in Schulfragen sehr geschätzt war und seine Funktion als Friedensstifter, Vermittler und Alterspräsident schier unersätzlich erschien. Wir wollen schließen mit den Worten des Gedenkzettels zu seinem Tode. „Alles, was er tat, tat er als überzeugter Christ. Sein Schaffen war gleichermaßen geprägt von tiefer Religiosität wie von nie versagender Lebensfreude . . .“

Seine Freunde werden Franz Kramer sehr vermissen, sein Vermächtnis aber nicht in Vergessenheit geraten lassen: das sind sie ihm und unserer Heimat schuldig!

Aus der Chronik der Gemeinden

des Oldenburger Münsterlandes

(zusammengestellt nach Berichten der Gemeinden)

VON FRANZ KRAMER †

LANDKREIS CLOPPENBURG (Größe 1416,88 qkm; 107.300 Einwohner) *)

Gemeinde Barbel (84,33 qkm; 8.306 Einwohner)

- Januar 1977 Errichtung eines Jugendsportheims in Barbel
Februar 1977 Genehmigung des Flächennutzungsplanes der Gemeinde
Mai 1977 Gründung einer DLRG-Ortsgruppe
Juli 1977 Bundesverdienstkreuz für Bürgermeister a. D. Theodor Klinker
Gründung einer Sozialstation Barbel-Saterland
Sept. 1977 Gründung eines Tennisvereins „Zur Soeste“ Harkebrügge
Dez. 1977 Einweihung der Theateraula im Schulzentrum Barbel
Inbetriebnahme des 3. Bauabschnitts im Schulzentrum
Erstmalige Eröffnung der Theatersaison 77/78 in Barbel
Feierliche Einführung des neuen Pfarrers Johannes Brinkmann in Harkebrügge

Gemeinde Bösel (99,88 qkm; 5.061 Einwohner)

- Mai 1977 25 Jahre Landjugend und Kolpingsfamilie Bösel
6. 7. 1977 Bezirkstierschau des alten Amtes Friesoythe in Bösel
August 1977 16. Euro-Musiktage; Teilnehmer aus 8 Nationen
Sept. 1977 50 Jahre Bauerschaft Ostland
18. 9. 1977 Kreisfeuerwehrtag in Bösel
2. 12. 1977 Einweihung des Pfarrheimes mit Altenbegegnungsstätte

Gemeinde Cappeln (76,11 qkm; 4.276 Einwohner)

15. 3. 1977 Gemeindeverwaltung im neuen Rathaus; 21. 4. 1977 Feierstunde zur Übernahme des Rathauses; Kaufpreis für das Gebäude mit ca. 6000 qm Grundfläche 425.000 DM; Umbaukosten und Einrichtung rd. 250.000 DM
März 1977 Marktplatz in Ortsmitte (rd. 4000 qm) befestigt und gärtnerisch gestaltet; Gesamtkosten mit Beleuchtung 250.000 DM
20. 3. 1977 50jähriges Priesterjubiläum von Pfarrer Benno Hülsmann
30. 3. 1977 Rendant der Volksbank Josef Wedemeyer tritt in den Ruhestand
3./4. 7. 1977 Erstmalig 2 Tage Kirmes in Cappeln; Tag der offenen Tür (Besichtigung im Rathaus)
9. 6. 1977 Verkauf der Schule in Schwichteler mit 1,8191 ha Land für 210.000 DM
12. 12. 1977 Cappeln ist an das Gasnetz angeschlossen

*) Fläche nach qkm nach dem Stand vom 1. 3. 1974
Wohnbevölkerung nach dem Stand vom 31. 12. 1976

Stadtgemeinde Cloppenburg (70,55 qkm; 19.980 Einwohner)

- Jan./Febr.1977 Beginn mit dem Bau der Umgehungsstraße, hier Brückenbau
3. 4. 1977 Speedway-Rennen
15. 4. 1977 Inbetriebnahme der Grundschule Galgenmoor
15. 7. 1977 Beginn mit dem Bau der Umgehungsstraße, hier Erdarbeiten
17. 7. 1977 Internationales Grasbahnrennen
31. 12. 1977 Cloppenburg hat 20.789 Einwohner

Gemeinde Emstek (108,04 qkm; 7.272 Einwohner)

- Anfang 1977 Totenhalle beim Krankenhaus wesentlich erweitert; neue Totenhalle der Kirchengemeinde Höltinghausen ihrer Bestimmung übergeben
25./26. 6. 1977 Erstes Schützenfest der neu gegründeten Schützenbruderschaft in Halen
13. 7. 1977 100. Bezirkstierschau auf dem Hof des Bauern Josef Meyer in Egterholz
28. 9. 1977 Der Nieders. Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Gerhard Glup, überreicht der Bauerschaft Bühren als dem Landesieger „Unser Dorf soll schöner werden“ Urkunde und Preis; auf Bundesebene erhielt die Bauerschaft eine Goldmedaille; Ehrung auf der Grünen Woche in Berlin

Gemeinde Essen (97,96 qkm; 6.253 Einwohner)

10. 2. 1977 Bebauungsplan Nr. 13 „Sandloh“ rechtskräftig
März 1977 Teilnahme der Schwimmabt. des BVE an der Niedersachsenmeisterschaft in Hannover; Christian Sachs Niedersachsenmeister über 100 m Rücken des Jahrganges 1966, Gabriele Cordes 4. Platz über 100 m Freistil, 100 m Rücken, 200 m Delphin und 100 m Delphin
Mai 1977 Ausbau der Straße Achterort fertiggestellt
August 1977 Ausbau der Gemeindestraße in Nordholte
Beb. Plan Nr. 14 „Gewerbegebiet Sandloh“ rechtskräftig
Sept. 1977 Beginn des Ausbaus des nördl. Teilstücks der OD B 68
Abschied von Pfarrer Taphorn aus Bevern, Nachfolger Pfarrer Klostermann
Okt. 1977 Abschluß der Ausbauarbeiten Berliner Straße
Erschließung des GE/GI-Gebiets in Sandloh
Abschluß der Erweiterungsarbeiten an der mechanisch-biologischen Kläranlage
Nov. 1977 Inbetriebnahme des Therapiezentrums beim Krankenhaus

Stadtgemeinde Friesoythe (245,67 qkm; 16.070 Einwohner)

- Frühjahr 1977 25 Jahre Bauerschaft Heinfeldede
4. 5. 1977 Gründung des Tennisvereins Friesoythe
7. 3. 1977 Grundsteinlegung für die I. Wohnstätte für Behinderte „Haus Raphael“ in Altenoythe; Kosten: 837.000 DM
20. 3. 1977 Geistliche Chor- und Orgelmusik in der evg. Kirche (Mitwirkung des Schulchores Friesoythe und Solisten des Albertus-Magnus-Gymnasiums)

1. 4. 1977 Herausgabe des Stadtplanes von Friesoythe
29. 4. 1977 H-Moll-Messe von Joh. Seb. Bach in der Kath. Kirche (Mitwirkung Motettenchor Friesoythe und Radio-Sinfonie-Orchester Berlin)
7. 5. 1977 Ableben des Ehrenbürgers der Stadt, Propst Wehage
19. 5. 1977 Auftritt des Motettenchores aus Anlaß der Festl. Chormusiktage in Lübeck
23. 5. 1977 Bundesverdienstkreuz am Bande an die Leiterin der Heilpädagogischen Bildungsstätte in Altenoythe Schwester Maria Editha van Wüllen
27. 5. 1977 Einweihung des II. Bauabschnittes der Werkstatt für Behinderte in Altenoythe durch den Nieders. Sozialminister Hermann Schnipkoweit; Kosten: 1,8 Mio DM
- 3.-11. 6. 1977 50jähriges Bestehen des SV Hansa Friesoythe e. V.
5. 6. 1977 Kreisjugendtag des Nieders. Fußballverbandes
5. 6. 1977 45. Bundessängerfest des Sängerbundes Concordia in Gehlenberg; 21 Chöre mit 700 Sängern
29. 6. 1977 50jähriges Bestehen des Fischereivereins für den Bezirk der Friesoyther Wasseracht in Anwesenheit des Nieders. Ministers Gerd Glup
- 16./17. 7. 1977 150 Jahre Bauerschaft Neulorup
23. 7. 1977 Ordentl. Kreistag des Nieders. Fußballverbandes
24. 7. 1977 Zuchtschau des Schäferhundevereins im Hansa Stadion mit 120 Hunden aus Weser Ems
31. 7. 1977 Einweihung des Sportplatzes des SV Altenoythe in Hohefeld, Herrichtung sanitärer Räume; Kosten: 63.000 DM
5. 8. 1977 Willehad Laing scheidet nach jahrzehntelanger Tätigkeit aus dem geschäftsführenden Vorstand des SV Hansa aus.
14. 8. 1977 Einführung von Dechant Bokern in Friesoythe
28. 8. 1977 Einführung von Pastor Henke in Markhausen
- 13.-18. 9. 1977 Festwoche aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des TuS Ede-
wechterdamm; Einweihung des neuen Sportplatzes; Kosten:
60.000 DM
19. 9. 1977 Empfang der Stadt aus Anlaß des Herbstmarktes
25. 9. 1977 Verabschiedung von Pastor Witte in Altenoythe
8. 10. 1977 Einweihung der Erweiterung der kath. Grundschule in Kampe;
Bau- und Einrichtungskosten: 259.000 DM
23. 10. 1977 Einführung von Pastor Simon in Altenoythe
- 5./6. 11. 1977 Kaninchenschau des Kreisverbandes Südoldenburg
- 26./27. 11. 1977 Kreisverbands-Jugendschau des Geflügelzuchtvereins Olden-
burg-Nord in Altenoythe
29. 11. 1977 10jähriges Bestehen des Caritas-Vereins für geistig und körper-
lich Behinderte, Altenoythe e. V.
8. 12. 1977 Chor- und Instrumentalmusik zu Advent und Weihnachten in der
kath. Kirche (Mitwirkung des Kinderchores und der Instrumental-
solisten des Gymnasiums)
12. 12. 1977 III. Bauabschnitt der Werkstatt für Behinderte in Altenoythe;
Kosten 890.000 DM
18. 12. 1977 Weihnachtskonzert in der evg. Kirche (Mitwirkung des Jugend-
chores und der Instrumentalsolisten des Gymnasiums)

Gemeinde Garrel (113,11 qkm; 7876 Einwohner)

31. 1. 1977 BV Garrel Hallenkreismeister in einem Hallenfußballturnier
12. 3. 1977 Gründung eines Komitees für die Partnerschaft zwischen Garrel und Bleré (Frankreich)
30. 3. 1977 Wiedersehen der im Jahre 1927 aus der Volksschule Garrel Entlassenen (nach 50 Jahren)
April 1977 fünftägige Moskaureise einer Gruppe von 30 Garrelern
Planung einer dreiteiligen Sporthalle
9. 5. 1977 Wiedersehen der im Jahre 1927 aus der Volksschule in Beverbruch Entlassenen (nach 50 Jahren)
15. 5. 1977 45. Bundessängerfest, 25 Gesangvereine
17. 5. 1977 Eduard Meyer-Falkenberg erhält den Gedenkteller des Offiziatsbezirks für seine Verdienste um die Bauerschaft Falkenberg
9./10. 7. 1977 Garreler Reiertage, verbunden mit den Doppelkreismeisterschaften Cloppenburg-Vechta, 1600 Nennungen
Juli 1977 Teilnahme von 28 Jugendlichen an einem dreiwöchigen Jugendaustausch in der Partnergemeinde Bleré in Frankreich
2. 8. 1977 Rektorin Bertha Kempe, Grundschule Garrel, tritt in den Ruhestand
18. 8. 1977 Nds. Finanzminister Leisler-Kiep besucht die Gemeinde Garrel
4. 9. 1977 DJK-Bezirkssportfest in Beverbruch; 350 Aktive
9. 9. 1977 Nds. Landwirtschaftsminister Glup besucht die Gemeinde Garrel
Nov. 1977 Eröffnung der Galerie LK im Hause des Künstlers Leo Klosa, Varrelbusch; Druckgraphiken und Plakate von 13 Künstlern aus Polen
Hans Janzen neuer Rektor der Grundschule Garrel
Großer Basar der evg. Kirchengemeinde für die Renovierung der Kirche in Garrel; Kirche unter Denkmalschutz
Dez. 1977 St. Nikolaus wohnt in Nikolausdorf; Antwort auf mehr als 3.500 Briefe
9. 12. 1977 50 Jahre Viehverwertungsgenossenschaft Garrel-Bösel; Einweihung der Halle im Gewerbegebiet von Garrel

Gemeinde Lastrup (85,13 qkm; 6310 Einwohner)

- Jan. 1977 Einweihung einer Gedenkstätte für die Gefallenen der Bauerschaften Kneheim-Nieholte; Baukosten 18.000 DM
Josef Schewe 30 Jahre Liedervater des Männergesangvereins „Fröhlichkeit“ Kneheim
20. 2. 1977 Karneval in Lastrup, über 25 Festwagen; 6000 Besucher an den Straßen
März 1977 25 Jahre VDK-Ortsgruppe
22. 4. 1977 25 Jahre KLJB-Hemmelte
29. 4. 1977 50 Jahre Reit- und Fahrverein Lastrup
6. 6. 1977 Absturz eines Düsenflugzeug Typ Phantom F-4 F vom Jagdgeschwader 71 Richthofen Wittmund in Groß-Roscharden; Pilot und Beobachter verletzt
12. 6. 1977 2. Modellflugtag des MBC Cloppenburg in Groß-Roscharden
18. 6. 1977 40 Jahre Olympia-Siedlung
6. 8. 1977 Pfarrer Bunte 25 Jahre Priester
Aug. 1978 70 Jahre Musikverein Lastrup

12. 8. 1977 Abbruch der ehemaligen 5klassigen Volksschule in Lastrup, Schulstraße
4. 9. 1977 Jagdhornbläsertreffen aus dem Kreis Cloppenburg in Klein-Roscharden
7. 9. 1977 Jubiläumstierschau für die Gemeinden Essen, Lindern, Lönningen und Lastrup; seit 1902 in regelmäßigen Abständen
25. 9. 1977 25 Jahre KLJB Lastrup
22. 9. 1977 Gründung eines Tennisvereins in Lastrup
5. 11. 1977 Münsterlandtag in Lastrup
- Dez. 1977 Bürgermeister Hans Lübke 25 Jahre Ratsherr
- 1977 Erfolgreiche Reiter des RV Lastrup:
 Tonus Böckmann: Doppelkreisstandarte in der Mannschaftsvielseitigkeit; Weltmeister Militär-Mannschafts-Military; Landesstandarte für Senioren; Vielseitigkeit Niedersachsenmeister in der Mannschaft; Vielseitigkeit Weser-Ems-Meister in der Mannschaft
 Klaus Böckmann: Vielseitigkeit Doppelkreismeister der Junioren Einzel und Mannschaft
 Mannschaft: Klaus Böckmann, Roger Böckmann, Horst Diekgerdes, Guido Klatte
 Gilbert Böckmann: Springen Oldenburgischer Landesmeister der Junioren
 Roger Böckmann: Vielseitigkeit Doppelkreismeister der Jugendlichen; Einzel und Mannschaft-Vielseitigkeit Niedersachsenmeister der Jugendlichen
 Doppelkreismeister im Springen: Udi Klatte, Guido Klatte, Roger Böckmann, Tonus Böckmann

Gemeinde Lindern (65,16 qkm; 3912 Einwohner)

24. 1. 1977 Nach dem Raumordnungsprogramm hat die Gemeinde Lindern die Funktion „W“ (Wohnen); Gemeinde Nebenzentrum
 Verkauf der ehemaligen Schulgebäude und Lehrerwohnung in Garen
29. 6. 1977 Ausbau der Planstraße im Industrie- und Gewerbegebiet
16. 6. 1977 Inbetriebnahme der Kläranlage
24. 8. 1977 Ausbau der Kreisstraße 160, Radweg in Richtung Liener
12. 9. 1977 stellv. Bürgermeister Lücken Kreiselterratsvorsitzender
21. 9. 1977 Rektor Zurborg Schiedsmann
- Sept. 1977 Verlegung des Schmutzwasserkanals in der Schul- und Kirchstraße
28. 10. 1977 Abschluß der Verhandlungen über Ansiedlung des Gewerbebetriebs Exaprint
14. 11. 1977 Ausbau des Gemeindeweges Liener-Auen
5. 12. 1977 Anschluß Linderns an die Erdgas-Ringleitung der EWE
15. 12. 1977 Großschlachtereier Bahlmann im neuen Betrieb im Industrie- und Gewerbegebiet
 Gründung eines Tennisvereins in Liener, Anlage eines Tennisplatzes

Gemeinde Lönigen (143,08 qkm; 10.703 Einwohner)

9. 1. 1977 Weihe des Herrn Prälaten Wilhelm Wöste aus Huckelrieden/Lönigen zum Weihbischof im Dom zu Münster
16. 1. 1977 Feierliches Pontifikalamt des Weihbischofs Wilhelm Wöste in der Heimatgemeinde St. Vitus; Empfang durch die kath. Kirchengemeinde und die politische Gemeinde
14. 2. 1977 Haushaltssatzung und Haushaltsplan; Gesamtvolumen Einnahme und Ausgabe: Verwaltungshaushalt 9.925.850 DM; Vermögenshaushalt 3.381.000 DM
6. 3. 1977 Niedersächsische Meisterschaften im Tischtennis
16. 3. 1977 Konrektor Georg Warnking im Alter von 86 Jahren gestorben
8. 4. 1977 Karfreitag über 400 Teilnehmer am Hungermarsch des Ortsjugendringes für die Arbeit der Schwester Lisa Rolfes in Peru
- 7.-14. 5. 1977 Fünfte Löninger Woche; Erlös aus den Veranstaltungen zu Gunsten der Altenbegegnungsstätte
22. 5. 1977 100 Jahre Kirchenchor Cäcilia Wachtum
10. 7. 1977 50jähriges Priesterjubiläum von Pater Dierker im St. Annastift
31. 7. 1977 Neue Orgel für die evg. Kirchengemeinde
4. 9. 1977 Niedersächsische Meisterschaft im Straßenlauf
11. 9. 1977 Altbürgermeister Bernard Berges im Alter von 82 Jahren gestorben
28. 9. 1977 Evg.-lutherische Kreissynode in Lönigen
- Okt. 1977 Einrichtung der Sozialstation Lönigen/Lindern
21. 10. 1977 Gründung des Fördervereins Offene Jugendarbeit
12. 11. 1977 30 Jahre VDK Lönigen
15. 11. 1977 Verdienstorden der Bundesrepublik für Schwester Maria Eustratia (89 Jahre) im St. Anna-Stift
19. 11. 1977 Kreissporttag in der Sporthalle Lönigen
29. 11. 1977 Gemeindedirektor Hermann Ficker 60 Jahre alt; 40jähriges Dienstjubiläum
19. 12. 1977 Beschluß des Rates über Bau eines beheizten Wellenfreibades im Haasetal
Neubau der Orientierungsstufe im Schulzentrum; Kosten 4 Mio DM

Gemeinde Molbergen (102,42 qkm; 4.666 Einwohner)

18. 4. 1977 Lehrer Berthold Warnking-Bevern neuer Rektor der Grundschule Molbergen
12. 6. 1977 3. Pony-Großturnier im Feriendorf Dwergte
3. 7. 1977 25 Jahre Kath. Landjugendbewegung Dwergte
24. 7. 1977 Peiterbultfeier im Feriendorf Dwergte
27. 8. 1977 Hubertusmesse im Staatsforst Dwerchter Sand; etwa 2.500 Teilnehmer
1. 12. 1977 Nieders. Minister Gerd Glup stattet der Gemeinde einen offiziellen Besuch ab

Gemeinde Saterland (125,34 qkm; 8.410 Einwohner)

9. 3. 1977 1. Mitgliederversammlung des Heimatvereins Saterland „Seelter Buund“, über 100 Mitglieder
- März 1977 Gründung des Bürgervereins Ramsloh

17. u. 24. 4. 77 Firmung durch Weihbischof Dr. Freiherr von Twickel in Sedelsberg, Scharrel, Ramsloh und Strücklingen
- Juli 1977 Konrektorin Katharina Eilers nach 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand
Gründung der Sozialstation Barßel-Saterland
- Aug. 1977 St. Jakobusfest in Ramsloh
40jähriges Priesterjubiläum von Bischof Johannes Lück, jetzt Bokelesch
23. Aug. 1977 Professor Dr. Marron C. Fort kehrt nach Erledigung seiner Aufgabe (Erstellung eines neuen saterländischen Wörterbuches) in die USA zurück
- 9.-11. 9. 1977 20 Jahre Spielmannszug Bollingen; Musikfest
- 17./18. 9. 1977 Dorffest der Scharreler Vereine auf dem Schulplatz
- Okt. 1977 Nieders. Minister Gerd Glup zu Besuch im Saterland
- Nov. 1977 15 Jahre DRK-Bereitschaft Sedelsberg
25 Jahre Kolpingfamilie Scharrel

LANDKREIS VECHTA (Größe 812,05 qkm; Einwohnerzahl 95.859)

Gemeinde Bakum (78,65 qkm; 4.544 Einwohner)

- April 1977 Anbringung des restaurierten Epitaphs von 1608 im Turm der kath. Pfarrkirche
1. 5. 1977 Verleihung der Zelterplakette an den Männergesangverein Cäcilia aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens
- 21./22. 5. 1977 50 Jahrfeier des Musikerbundes Südoldenburg
23. 7. 1977 Einweihung des neuen Feuerwehrgerätehauses in Lüsche; Übergabe eines neuen Tanklöschfahrzeuges
- Herbst 1977 Ausbau eines Teilstückes der Ortsdurchfahrt Bakum der L 42 zwischen Loher Straße und v.-Galen-Str.
- Dez. 1977 Eröffnung der renovierten Autobahn-Raststätte Schürmann, Harme

Gemeinde Damme (104,37 km; 12.404 Einwohner)

14. 4. 1977 Beschluß des Gemeinderates über den Standort des neuen Rathauses (ehemaliger Waisenhausplatz)
25. 5. 1977 Einweihung des Schwesternwohnheimes in Verbindung mit einer Krankenpflegeschule
- 22.-24. 7. 1977 Besuch des Gemeinderates in Damme-Flandern
- Aug. 1977 Einrichtung eines Jugendzentrums in der ehemaligen Volksschule an der Wiesenstraße
- 13.-21. 8. 1977 50 Jahre Sportverein Rot-Weiß Damme e. V.; Festwoche
1. 9. 1977 Fertigstellung des Jugend- und Freizeitzentrums des Landkreises Vechta in Dümmerlohausen
- Nov. 1977 Baubeginn des neuen Aussichtsturmes auf dem Mordkuhlenberg

Gemeinde Dinklage (72,66 qkm; 8.428 Einwohner)

22. 3. 1977 Einweihung des Reha-Zentrums „Kardinal-von-Galen-Haus“, Schule für Körperbehinderte (Sonderschule) mit Internat
30. 4. 1977 Verabschiedung von Gemeindedirektor Aloys Meyer in den Ruhestand
1. 5. 1977 Dienstbeginn des neuen Gemeindedirektors Helmut Brüning
29. 7. 1977 Internationale „Dreitage-Wanderung“ um Dinklage
1. 8. 1977 Übernahme der Kleinbahn Lohne-Dinklage von der Deutschen Bundesbahn als DB-Stammgleis
7. 8. 1977 Silbernes Priesterjubiläum Pfarrer W. Niemann
28. 8. 1977 125 Jahre St. Anna-Hospital Dinklage
1. 11. 1977 30 Jahre Heimatverein „Herrlichkeit Dinklage“
15. 11. 1977 Einweihung des Hallenbades (mit Ozonanlage) im Schulzentrum
23. 11. 1977 Frau Elisabeth Schneider 102 Jahre alt (älteste Einwohnerin der Gemeinde)
- 13., 15. u. 16. 12. 1977 Visitation des Weihbischofs Dr. Max Georg Freiherr von Twickel in der Gemeinde Dinklage
- Dez. 1977 Inbetriebnahme der neuen Produktionsgebäude der Firma Eisengießerei Dinklage GmbH & Co. KG im Industriegebiet an der Märschendorfer Straße

Gemeinde Goldenstedt (88,48 qkm; 6575 Einwohner)

19. 1. 1977 Gründung des Tennisvereins Goldenstedt
24. 2. 1977 Gründung des Handels- und Gewerbevereins Lutten
- 12.-17. 3. 1977 Ernährungswoche der Landwirtschaftskammer Weser-Ems
30. 3. 1977 Nieders. Minister für Wirtschaft und Verkehr, Erich Küpker, besucht die Gemeinde Goldenstedt
12. 4. 1977 Grundsteinlegung und Richtfest Pfarrheim Lutten
- 17.-19. 6. 1977 84. Bundessängerfest, 125 Jahre Männergesangverein Concordia
24. 6. 1977 Abschluß der Arbeiten am Hartensbergsee; Hartensbergfest
4. 8. 1977 Alois Riesenbeck Weltmeister im Fallschirm-Zielspringen
- 10.-12. 9. 1977 50 Jahrfeier des Tell-Verbandes in Lutten
24. 9. 1977 15 Jahre Malteser Hilfsdienst in Lutten
19. 10. 1977 Caroline Kallage aus Lutten 96 Jahre, älteste Bürgerin der Gemeinde Goldenstedt
- 1.-2. 10. 1977 Nach 15 Jahren der Goldenstedter Markt wieder an der Hauptstraße
- Mitte Okt. '77 Beginn des Spielbetriebs in der Tennishalle Ellenstedt
2. 12. 1977 Bauer Josef Dierkes, Gastrup, 25 Jahre Bürgermeister der Gemeinde Goldenstedt; Empfang in Anwesenheit des Verwaltungspräsidenten und Vertreter von Behörden und Kirchen. Die Gemeinde stiftet aus diesem Anlaß eine Bürgermeisterkette und legt ein Gästebuch auf

Gemeinde Holdorf (54,86 qkm; 4.747 Einwohner)

- Februar 1977 25 Jahre KAB Handorf-Langenberg
19. 3. 1977 Delegiertentag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
16. 4. 1977 25 Jahre Versandschlachtereier Bansemer
11. 5. 1977 Organist und Küster a. D. August Eschen gestorben
18.-22. 5. 1977 150 Jahrfeier der Gemeinde und der Kirchengemeinde Holdorf; Einweihung des Rathauses und des Pfarrheims; Neugestaltung der Außenanlagen; Höhepunkt Festumzug mit 70 Wagen und Gruppen
2. 7. 1977 Pfarrer i. R. Carl Tepe gestorben
Aug. 1977 Caritaskinderheim (Außenwohngruppe) errichtet (früher Internat für Kinderpflegerinnen)
14. 8. 1977 Heinrich Többe-Bultmann 65 Jahre (Vizepräsident des Nds. Landvolks, Kreislandwirt, Vorsitzender des Verwaltungsausschusses der Nds. Tierseuchenkasse; Träger des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse)
28. 8. 1977 50 Jahre Milchwerke Gebr. Bermes
19. 10. 1977 Tagung der evg.-luth. Kreissynode Vechta in Fladderlohausen
23. 10. 1977 Getreidesilo bei der Mühle Blömer in Fladder brannte völlig aus
5. 12. 1977 Ratsherr Heinrich Greve 25 Jahre im Gemeinderat
26. 12. 1977 Heimatabend des Heimatvereins Holdorf
30. 12. 1977 Ratsherr und Berufskraftfahrer August Themann, Holdorf-Bahnhof, fuhr 7 Mio km mit dem LKW

Stadtgemeinde Lohne (90,68 qkm; 18.035 Einwohner)

1. 1. 1977 Einrichtung einer Sozialstation
1. 4. 1977 Fertigstellung eines Schwesternwohnheimes beim Krankenhaus
14.-15. 5. 1977 Sängerfest in Kroge-Ehrendorf; 50 Jahre Männerchor Harmonie
9. 6. 1977 Einweihung des neuen Rathauses der Stadt Lohne, Gesamtkosten 4 Mio DM
17. 6. 1977 Tag der Offenen Tür im neuen Rathaus
24.-27. 6. 1977 Mitglieder einer Kolpingfamilie aus Cincinnati, USA, Gäste bei der Kolpingfamilie St. Gertrud
1. 8. 1977 Aufhebung der Schulen in Nordlohne und Bokern
13. 9. 1977 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an August Hesselfeld
5. 10. 1977 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Maria Kreuzer
21. 10. 1977 Besuch des Präsidenten des Deutschen Bundestages, Prof. Dr. Karl Carstens
4. 11. 1977 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an August Böckmann
9. 11. 1977 Einweihung der Ketteler-Schule, Grundschule Moorkamp; Kosten 6 Mio DM
Dez. 1977 Kläranlage in Nordlohne, Bau der 3. biologischen Stufe in Form von Teichanlagen

Gemeinde Neuenkirchen (90,82 qkm; 5.575 Einwohner)

17. 1. 1977 Diamantene Hochzeit des Ehepaares Arthur Peplau und Frau Elisabeth, geb. Griep
5. 2. 1977 Einweihung der erweiterten und renovierten Volksbank in Neuenkirchen

- 25. 3. 1977 25jähriges Ordensjubiläum von Schw.-Oberin des Altenheims Vörden
- 11. 4. 1977 Einweihung des Übungsraumes des Instrumental- und Musikvereins Neuenkirchen
- 2. 6. 1977 1.000 Eisenbahnwaggon der Fa. Vilomix
- 21. 8. 1977 50 Jahre Marienkapelle in Bieste; kirchenmusikalisches Konzert in der Pfarrkirche in Neuenkirchen
- 5. 9. 1977 Verleihung des Bundesverdienstordens an Schwester M. Agnella, Neuenkirchen
- 6. 12. 1977 Besuch des Weihbischofs Dr. Max Georg Freiherr von Twickel im Rathaus

Gemeinde Steinfeld (59,75 qkm; 6.250 Einwohner)

- Januar 1977 Eröffnung der Fleischwarenfabrik Schypke in der ehemaligen Molkerei in Mühlen
- 1. 3. 1977 10 Jahre Nordenia-Kunststoffe, 15.800 qm Produktions- und Lagerhallen
- 1. 3. 1977 Umspannwerk der RWE in Steinfeld in Betrieb
- 18. 6. 1977 Besuch von Ungarn-Deutschen, deren Vorfahren vor etwa 120 Jahren aus dem Steinfelder Raum auswanderten; Führung durch die Gemeinde und zu den Höfen ihrer Vorfahren durch den Gemeindedirektor
- 21. 8. 1977 72. Oldenburger Kolpingtag in Mühlen
- 4. 8. 1977 1. Pfarrfamilienfest der Kirchengemeinde in Steinfeld
- Sept. 1977 Neubau einer Straßendirektverbindung von der Ortschaft Mühlen zum Industriegebiet Steinfeld; Kosten: 300.000 DM
- Okt. 1977 Aussiedlung des Betriebes C. Krapp nach Bau einer Großhalle von 80 mal 30 m im Industriegebiet
- 7. 11. 1977 Firmungsreise des Weihbischofs Freiherr von Twickel: Erörterung gemeinsamer Probleme mit dem Gemeinderat
- 2. 12. 1977 Einweihung der Großsporthalle im Schul- und Sportzentrum Steinfeld; Baukosten 2,2 Mio DM

Stadtgemeinde Vechta (87,76 qkm; 21.868 Einwohner)

- Januar 1977 Erweiterung der Kreismusikschule in Vechta um Malschule und Tanzschule
- 15. 1. 1977 Propst Nieberding 25 Jahre Pfarrer in der Pfarrgemeinde St. Georg
- 19. 1. 1977 Dr. Hermann Siemer, Strohe, erster Landrat des Kreises Vechta nach dem 2. Weltkrieg und fast 20 Jahre Mitglied des Bundestages, 75 Jahre alt; Empfang im Waldhof Vechta; Überreichung des Großen Verdienstordens des Niedersächsischen Verdienstordens durch den Ns. Minister Hasselmann
- 31. 1. 1977 Studiendirektor Georg Möller, Bürgermeister der Stadt Vechta, in den Ruhestand (als Schulmann, nicht als Politiker)
- 1. 2. 1977 Bahnhof Lohne bahngorganisatorisch zum Bahnhof Vechta; Dienststellenleiter in Vechta Bundesbahnoberinspektor Hermann Wiedenstriet aus Lohne
- 1. 4. 1977 Oberstudienrat Hermann Meyer zu Schlochtern neuer Leiter des Gymnasiums Antonianum

14. 4. 1977 Baum-Pflanzaktion von Rat und Verwaltung im Waldstadion; im Bereich der Stadt wurden 1977 bis zu diesem Tage 5.800 Bäume gepflanzt
20. 5. 1977 Beschluß des Kulturausschusses des Nds. Landtages: Bereitstellung von 14,6 Mio DM für den weiteren Ausbau der Universität Osnabrück, Abteilung Vechta; Ziel bis 1985: 1.500 Studienplätze, (900 für Lehrer und 600 für andere wissenschaftliche Fächer)
31. 5. 1977 Adolf Krogmann, ehemaliger Gemeindedirektor von Langförden, in den Ruhestand
- 4.-5. 6. 1977 Sichtungsturnier für die Europameisterschaften der Springreiter in Vechta mit allen Deutschen Olympiareitern von 1976; Ministerpräsident Dr. Ernst Albrecht Schirmherr und Gast des Turniers; Olympiasieger und Weltmeister Alwin Schockemöhle zum Abschluß seiner aktiven Reiterzeit noch einmal vor dem heimischen Publikum
9. 6. 1977 Verwaltungs- und Gebietsreform in Niedersachsen: Der Kreis Vechta bleibt selbständig, Vechta bleibt Kreisstadt
12. 6. 1977 50 Jahre SV Blau-Weiß Langförden; Fußballspiel einer Prominentenelf (darunter Uwe Seeler) und einer Stadtauswahl
15. 6. 1977 Ministerpräsident Dr. Albrecht zeichnet den Bischöfl. Official Weihbischof Dr. Max Georg Freiherr von Twickel mit dem Großen Verdienstkreuz des Niedersächsischen Verdienstordens aus; Feierstunde im Officialat
19. 6. 1977 7. Internationales Grasbahnrennen im Waldstadion
17. 7. 1977 Zum 28. Mal großes Volksfest in Langförden
11. 8. 1977 Heimatdichterin Elisabeth Reinke 95 Jahre alt
- 12.-16. 8. 1977 Stoppelmarkt. Bundesminister Ravens, Bundesminister Ehrenberg und Bundesminister a. D. Hermann Höcherl als Gäste
12. 9. 1977 Neuer Bahnhof Vechta dem Betrieb übergeben
- Sept. 1977 75 Jahre Dominikaner in Vechta
2. 10. 1977 Eröffnung des „Tennisparcs Vechta“ (Vierplatz-Tennishalle)
21. 10. 1977 Feierliche Übergabe des Amtsgerichts-Erweiterungsbaues
- Okt. 1977 Neuer Hubschrauber-Landeplatz in der Nähe des Krankenhauses an der Willohstraße
- 13.-19. 11. 1977 Kinder- und Jugendbuchmesse im Schulzentrum Vechta-Süd
30. 11. 1977 AEG-Werk (135 Mitarbeiter) stellt den Betrieb ein
1. 12. 1977 Bürgermeister Möller 25 Jahre Ratsherr der Stadt Vechta
16. 12. 1977 Bildband „Alt Vechta“ erscheint mit 199 Seiten und 430 Bildern aus rund 8 Jahrzehnten Vechtaer Vergangenheit

Gemeinde Visbek (84,05 qkm; 7.433 Einwohner)

5. 2. 1977 25jähriges Jubiläum des Heimatvereins
26. 4. 1977 Tagung des Niedersächsischen Städte- und Gemeindebundes in Visbek
8. 6. 1977 Im Bezirkswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ erhält die Bauerschaft Astrup den 2. Platz
12. 6. 1977 Firmung in Visbek
30. 9. 1977 Gesellenfreisprechung in Visbek
10. 12. 1977 Georg Deeke 25 Jahre Bürgermeister der Gemeinde Visbek

Aus der Arbeit des Heimatbundes 1977/78

VON HELMUT OTTENJANN

Vielfältige ehrenamtliche Kulturarbeit, vorbildliches Engagement vieler für den engeren und weiteren Bereich des Münsterlandes sowie Dokumentation der Geschichte in Wort und Bild sind die Hauptmerkmale der Tätigkeiten des Heimatbundes in der angegebenen Berichtszeit. Überschattet aber werden diese erfreulichen Ergebnisse durch den plötzlichen Tod unserer Ehrenmitglieder und langjährigen Vorsitzenden Leo Reinke und Franz Kramer, herausragende Persönlichkeiten des Münsterlandes, deren vorbildhaftes Wirken wir stets zu würdigen wissen. Das Jahrbuch 1979 ist ihnen gewidmet.

Einen Heimatkalender – Vorläufer des jetzigen Jahrbuches – gab der Heimatbund von 1952 bis 1968 heraus; ein umfassendes Register aller in dieser inhaltsreichen Reihe erschienenen Aufsätze und Namen erarbeitet zu haben, ist das Verdienst von Fritz Bunge und Engelbert Hasenkamp. Der Heimatbund finanzierte die Herausgabe dieses Registers, eine willkommene Hilfe zur allseitigen Nutzung der „Quelle Heimatkalender“. Eine echte Bereicherung unserer heimatkundlichen Literatur ist auch das von Clemens Woltermann bearbeitete Buch über die Meierhöfe im Oldenburger Münsterland, dessen Zustandekommen auch der Heimatbund förderte. Ferner konnte jetzt eine Zusammenfassung der historischen Karten des Oldenburger Münsterlandes im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg als Monographie erscheinen, erarbeitet von Friedrich-Wilhelm Schaer; die Finanzierung der Drucklegung übernahm gleichfalls der Heimatbund, der damit dokumentiert, daß ihm die Veröffentlichung überlieferter Quellen als Mittel zur Deutung der Geschichte ein vordringliches Anliegen ist. Der *Münsterlandtag* 1977 fand am 5. November in Lastrup statt. Nach dem Eintreffen der Gäste beim Schulzentrum in Lastrup, unternahm man unter ortskundiger Führung mit Bussen eine beeindruckende Rundfahrt durch die Gemeinde. Ein Besuch der Pfarrkirche St. Peter schloß sich an. Im Mittelpunkt der Kundgebung standen die Ehrung des Hans-Böttcher-Preisträgers 1977, Heinz von der Wall, durch den Heimatbund und der Festvortrag des Geschäftsführers der Industrie- und Handelskammer, Dr. Walter Aden, zu dem Thema „Südoldenburg – ein vielseitiger Wirtschaftsraum“. Durch den Ersten Vorsitzenden Hans Roter wurden die Verdienste des in Hemmelte geborenen Dichters Heinz von der Wall herausgestellt, indem er u. a. formulierte: „Heinz von der Wall wandelt auf den Bahnen großer Vorgänger, jener, die unsere plattdeutsche Sprache durch ihre Kunst zu hohem Range erhoben haben. Ich erinnere nur an die Namen Fritz Reuter, Klaus Groth, Theodor Storm, die uns zeigten, daß man in unserer Heimatsprache Höchstes und Tiefstes ausdrücken kann, daß sie zu ergreifen und zu erheitern, zu erschüttern und zu bewegen vermag.“ In dieser Ausdeutung überreichte er ihm die jüngst edierten Werke des größten deutschen Dichters, Johann Wolfgang von Goethe. Nach weiteren Grußworten des bischöflichen Offizials Frhr. von Twickel und des Präsidenten der Oldenburgischen Landschaft Dr. Heinrich Bergmann folgte der Festvortrag von Dr. Aden, der sehr große Beachtung fand. In seinem mit Zahlen untermauerten Vortrag wies der Redner auf die günstige Entwicklung Südoldenburgs hin, ein Raum, der in den zurückliegenden Jahren im Gegensatz zu anderen Regionen des Bundesgebietes eine aus wirtschaftlicher Sicht recht erfolgreiche Entwicklung genommen hat. Im Anschluß



an den Vortrag zeigte man den Film „Die Gemeinde Lastrup 1977“. Mit dem Dank des Vorsitzenden wurde der Münsterlandtag 1977 beendet.

Die *Erweiterte Vorstandssitzung* fand am 24. Februar 1978 in der Heimvolkshochschule zu Stapelfeld statt. Es wurden die einzelnen Vorhaben des Heimatbundes für das Jahr 1978 festgelegt. Es wurde beschlossen, auf dem Münsterlandtag 1978 in Goldenstedt im Landkreis Vechta des Jahres 1803 besonders zu gedenken, da nunmehr das Oldenburger Münsterland 175 Jahre als Einheit besteht. Ferner berichteten die einzelnen Ausschußvorsitzenden über ihre zukünftigen Planungen. Veränderungen gab es in der Leitung des naturkundlichen Ausschusses, der nunmehr von Herrn Schulte geleitet wird. Der Erste Vorsitzende bedankte sich für die erfolgreiche, langjährige Leitung dieses Ausschusses durch Herrn Studienassessor Josef Hürkamp, und er brachte seine Hoffnung zum Ausdruck, daß auch unter der neuen Leitung dieser Ausschuß seine bisher geleistete Arbeit erfolgreich fortsetzen werde. Da auch Herr Strickmann als Vorsitzender des Ausschusses für plattdeutsche Sprache das Amt niedergelegt hatte, wurde Herr Rektor Dwertmann einstimmig zum neuen Vorsitzenden gewählt. Längere Diskussionen gab es um die Ausrichtung und Belebung des Ausschusses für Umweltschutz. Die Ausschußvorsitzenden Kreuzmann und Göttke-Krogmann stellten entsprechende Initiativen für das Jahr 1978 in Aussicht. Diskutiert wurde auch über das Jugendseminar der Oldenburgischen Landschaft sowie über die bevorstehende Gründung einer Arbeitsgemeinschaft aller oldenburgischen Heimatvereine in der Oldenburgischen Landschaft.

Im Mittelpunkt des *Delegiertentages* 1978, am 8. April in Gehlenberg, stand die Diskussion um die Leitlinien und Aufgaben des Heimatbundes für die nahe Zukunft. Mit Befriedigung stellte Bürgermeister Ferdinand Cloppenburg (Friesoythe) bei der Begrüßung der Delegierten in der Gastwirtschaft Reiners heraus, daß sich nach der kommunalen Neuordnung im Jahre 1974 die Stadt Friesoythe, zu der Gehlenberg als Ortsteil gehört, als Einheit voll etabliert habe. Der Zweite Vorsitzende K.-J. Thamann begrüßte die zahlreichen erschienenen Delegierten. Er wertete die große Zahl der Teilnehmer als ein Zeichen dafür, daß der Heimatbund auch nach außen hin an Bedeutung gewonnen habe und seine Arbeit überall anerkannt werde. Vor einer Rundfahrt durch Gehlenberg, Neuvrees und Neulorup, die zeigte, daß sich in diesen Orten in den letzten Jahren allerlei getan hat, gab Hauptlehrer Gruse einen Einblick in die Geschichte dieser drei Orte. Die Delegiertenversammlung stimmte dem entworfenen Jahresprogramm des Erweiterten Vorstandes zu, die einzelnen Ausschüsse berichteten über geleistete und zukünftige Arbeit, die Geschäftsführung referierte über abgeschlossene Planungen und zukünftige Aktivitäten. Mit einem gelungenen Theaterspiel als „Ausflug in die Vergangenheit“ beeindruckte die Gehlenberger Gemeinschaft die Delegierten, die mit herzlichem Beifall ihren Dank abstateten.

Die *Wanderfahrt* am 8. Juli 1978 führte von der Hansestadt Friesoythe aus über die Geestinseln des Saterlandes durch das größte deutsche Flurbereinigungsgebiet des Oster- und Westermoores, vorbei an alten Moorrandsiedlungen bis an die weiten Abtorfungsgebiete des Westermoores. Trotz ungünstiger Witterung beteiligten sich über 170 Personen an dieser eindrucksvollen Wanderfahrt, geleitet von Herrn Dipl.-Gärtner T. Bösterling. Auch das Experiment, sich beim alten Hafen in Friesoythe zu treffen und von dort in Bussen gemeinsam die Exkursion fortzusetzen, hat sich bewährt und soll auch in Zukunft ähnlich gelöst werden. Weitere interessante Punkte der Reise waren: Der 1975 beim Bau der

B 72 entstandene 9 ha große Hollener Baggerteich; das Fehn- und Schiffahrtsmuseum in Westrauderfehn mit seiner Sammlung der „Fehntjer“ aus den Jahrzehnten der Kolonialisierung und der Schiffahrtszeit; schließlich Elisabethfehn, dessen Erschließung im 19. Jahrhundert auf die fünf bis zehn Hektar großen Kolonate am 15 km langen Elisabethfehn-Kanal (Baubeginn 1855) zurückgeht. Die *Studienfahrt* am 24. September 1978 (Leitung Dr. H. Ottenjann) mit über 150 Teilnehmern führte in das westliche Münsterland (Ahaus, Vreden, Lembeck). Historische Berührungspunkte zwischen dem Oldenburger Münsterland und dem westlichen Münsterland bestimmten diese Studienfahrt: Im Schloß zu Ahaus lebte vor gut 300 Jahren Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, der das südliche Oldenburg für den katholischen Glauben zurückgewann; in Vreden liegen der Enkel des Grafen Walbert begraben sowie eine Gräfin aus dem Hause Oldenburg; auf Schloß Lembeck wohnen Mitglieder der Familie von Merveldt, die auch in Füchtel bei Vechta zu Hause sind. Eine weitere Bindung der beiden genannten Gebiete bildet der Barock-Baumeister Schlaun, der für das Schloß Ahaus und für Schloß Lembeck arbeitete und im Niederstift die Jagdschloßanlage Clemenswerth erstellte.

Einige Heimatfreunde, die durch ihr unermüdliches Werk für die Heimat allseits hochgeschätzt sind, wurden öffentlich ausgezeichnet: Rektor Franz Dwertmann, Cappeln, erhielt die „Goldene Anton-Günther-Medaille“ der Oldenburgischen Landschaft und Lehrer Franz Ruholl, Visbek, den vom Bundespräsidenten verliehenen „Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland“.

Museumsdorf Cloppenburg: Auch im Jahre 1977 bemühte sich dies Museum, die drei klassischen Aufgaben eines Museums zu erfüllen, nämlich das Sammeln, das Auswerten sowie das Präsentieren der Objekte. Als besonderes Ereignis ist die Entdeckung und Translozierung eines Bauernhauses aus dem Landkreis Osnabrück, eine Gabe von Christian Frhr. von Hammerstein-Loxten, herauszustellen. Dies in seiner historischen Bedeutung bislang unbeachtete und seit Jahren als Bauruine ungenutzte Hausdokument aus der Zeit des 16. Jahrhunderts stellt das zeitlich früheste Bauernhausdokument im Museumsdorf Cloppenburg dar. Auch der weitere Ausbau des Freilichtmuseums gelang, da die Fachwerkkirche von der Klein Escherde (1698) im Frühjahr 1977 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Dies ansprechende Kirchlein ist originalgetreu mit vollständiger sakraler Einrichtung versehen worden und wieder wie einst von einer Friedhofsanlage mit alten Grabstelen des 18. und 19. Jahrhunderts umgeben. Auch ein weiterer Schafstall in der urtümlichen Bauweise der Krummspannen-Konstruktion konnte aufgestellt und durch eine Heidschnuckenherde „belebt“ werden. Die Zimmerleute des Museumsdorfes hatten all ihr handwerkliches Geschick aufzubieten beim Abbund der „Aerzener Domänen-Scheune“, erbaut 1564, der zukünftigen großartigen Ausstellungshalle des Freilichtmuseums. Weniger beachtet von der breiten Öffentlichkeit vollzog sich die wissenschaftliche Arbeit des Museumsdorfes. Dank finanzieller Unterstützung durch das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst konnte sich dies Museum weiter an der systematischen Inventarisierung der ländlichen Baudenkmale durch die „Arbeitsgemeinschaft Niedersächsischer Denkmalkartei“ betreuend für den Weser-Ems-Raum beteiligen. Nach Abschluß der Inventarisierung im Altkreis Bersenbrück wurde anschließend der Großkreis Osnabrück inventarisiert. Für weitere Jahre ist auch gleichfalls durch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst finanzierte und unserem Museum übertragene Aufgabe der Archivierung der privaten Hof- und Handwerkerakten im ländlichen



Studienfahrt 1978: Schloß Lembeck

Foto: MT-Cloppenburg

und städtischen Bereich sichergestellt, eine Aktion die neue Ergebnisse und Forschungsansätze für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des ländlichen Raumes bringen wird. Im Rahmen ihres großangelegten Schwerpunktprogrammes „Erfassen, erschließen und erhalten von Kulturgut als Aufgabe der Wissenschaft“ genehmigte und die VW-Stiftung den Antrag, Möbel und Geräte in einem bestimmten Raum als Modellfall flächendeckend, also systematisch zu untersuchen. Damit wurde auch die im Cloppenburg Museum seit Jahren vorangetriebene Erforschung der historischen volkstümlichen Sachkultur, insbesondere auch des Möbels, als vorbildlich anerkannt und zu neuer methodischer Analyse ermutigt. Gerade wechselnde Ausstellungen mit aktualisierten Themenstellungen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit aufbereitet, bilden ein vorzügliches Instrumentarium, den Museumsbesuch stets reizvoll und gewinnbringend zu gestalten. Folgende Ausstellungen konnten 1977 in der „Burg Arkenstede“ des Museumsdorfes gezeigt werden; sie wurden stets von einem Katalog begleitet: 1. „Arrigo Wittler, Bilder - Grafik - Zeichnungen“ (35.154 Personen vom 5. Februar - 12. April 1977); 2. „Pferd und Reiter – Kunstwerke aus dem Herzog Anton Ulrich Museum, Braunschweig“ (150.741 Personen vom 24. April – 7. Juli 1977); 3. „Volkstümlicher Schmuck aus Nordwestdeutschland“ sowie „Zeitgenössisches Schmuckschaffen aus Nordwestdeutschland“ (85.574 Personen, vom 3. September – 31. Dezember 1977). Diese Ausstellungen, die Attraktivität des Freilichtmuseums selbst sowie manch andere Aktion während dieses Jahres und deren Umsetzung für die breite Öffentlichkeit durch Presse, Rundfunk und Fernsehen dürften die eigentlichen Ursachen der gestiegenen Besucherzahlen sein. Mit dem stolzen Jahresergebnis von 389.279 Besuchern erzielte unser Freilichtmuseum einen Rekord in seiner Museumsgeschichte. Gegenüber dem Jahre 1976 konnte eine Steigerung von 63.215 Personen erreicht werden, was einen prozentualen Aufstieg von 19,4 % bedeutet. Aufgrund der Museumsbesucherstatistik des Deutschen Museumsbundes zählt damit das Niedersächsische Freilichtmuseum zu Cloppenburg bezüglich der Besucherzahlen zu den elf größten Museen der Bundesrepublik Deutschland.

Im letzten Jahr konnte die *Heimatbibliothek Vechta* ihre Bestände beträchtlich erweitern. So liegen nunmehr die „Osnabrücker Mitteilungen“ vollständig vor, mit Stichwortverzeichnissen und Registern. Die Familienforschung erhielt neue Arbeitsmöglichkeiten durch das gedruckte Register der Willkommenschatzung von 1498 und 1499 im Fürstbistum Münster. Überhaupt konnten mehrere familienkundliche Schriften erworben und registriert werden.

Die Heimatbibliothek entwickelt sich immer mehr zu einem Treffpunkt von Menschen, die sich für die Natur, Kultur und Geschichte unseres Raumes besonders interessieren. Die Betreuer unterstützen die Besucher nach bestem Können mit Rat und Tat.

Literatur über das Oldenburger Münsterland

Bischof Dr. Johannes Pohlschneider, **Der nationalsozialistische Kirchenkampf in Oldenburg**, Erinnerungen und Dokumente, Verlag Butzon & Berker, Kevelaer 1978

„Der nationalsozialistische Kirchenkampf in Oldenburg“ von Bischof Dr. Johannes Pohlschneider trägt den Untertitel „Erinnerungen und Dokumente“: Erinnerungen; wie Verfasser andeutet, geht es in der Hauptsache um Vorgänge und Auseinandersetzungen, die er vom Beginn seiner Ernennung zum Bischöflichen Offizial im Lande Oldenburg im Mai 1940 bis zum Ende des Weltkrieges erlebte und durchstehen mußte; Dokumentationen: zahlreiche kirchliche und staatliche Veröffentlichungen aus Archiven, die den Hintergrund des Ringens des Nationalsozialismus gegen die Kirchen beleuchteten und z. T. in diesem Werke zuerst veröffentlicht sind. Was viele von uns in den Zeiten des Kampfes als Einzelereignisse erlebten, ist hier zu einem umfassenden Bild von dem Kirchenkampf im Oldenburger Lande und darüber hinaus in unserem Vaterlande gezeichnet. Wir sind Bischof Dr. Pohlschneider für dieses Werk dankbar, das uns zeigt, mit welchen ungerechten Maßnahmen Regierungsstellen in unserem Lande und höchste Führungsstellen in Reichsregierung und Partei den Kampf gegen die kath. Kirche geführt haben. Diese anschauliche und klare Darstellung zeigt den jungen Menschen von heute, die die turbulenten Zeiten nicht miterlebt haben, wie schwer der Kampf gegen die Tyrannei politischer Machthaber ist. „Aus diesem Grunde“, so sagt der Verfasser in der Einleitung, „dürfte es nützlich und ratsam sein, wenn einige mehr oder weniger bedeutungsvolle Vorgänge der damaligen Zeit in ausführlichen Einzeldarstellungen festgehalten und der Nachwelt überliefert werden“.

Die Ereignisse um die Einführung des neuen Offizials stehen nicht für sich allein, sie sind im Grunde Fortsetzung der Maßnahmen gegen die Kirche. Der Kampf begann bald nach 1933 zwischen der Regierung in Oldenburg und dem damaligen Offizial Vorwerk, vor allem durch die Angriffe auf das Kreuz in den Schulen (Kreuzkampf) durch die Verfügung vom 4. 11. 1936, durch den Protest in der Münsterlandhalle in Cloppenburg am 25. 11. 1936 wieder zurückgenommen. Aber der Kampf gegen die Kirchen ging weiter, Maßnahmen zur Durchführung der „Entkonnfessionalisierung des Schulwesens“ führten zu weiteren Auseinandersetzungen, besonders in der Gemeinde Goldenstedt. Die Hauptverantwortung für die Widerstandsbewegung wurde dem Bischöfl. Offizial Franz Vorwerk angelastet, der am 30. 6. 1938 aus dem Lande Oldenburg ausgewiesen und später von Gestapobeamten nach Brüel in Mecklenburg deportiert wurde.

Der Bischof von Münster, der spätere Kardinal Clemens August von Galen, ernannte im Mai 1940 Dr. Pohlschneider, gebürtig aus Osterfeine, zum Bischöflichen Offizial für den oldenburgischen Anteil des Bistums Münster. Die Vorgänge um die Ernennung des neuen Offizials, vor allem um die gewaltsame Räumung des Offizialgebäudes an der Bahnhofstraße in Vechta und die Streichung der sog. Bauschsumme, eine finanzielle Verpflichtung des Staates gegen die kath. Kirche im Lande Oldenburg, hat der Verfasser ausführlich mit vielen Dokumenten geschildert. Am 11. 6. 1940 wurde das Offizialat aus dem alten Gebäude ausgewiesen und die Akten in das Antoniushaus auf dem Klingenhagen transportiert.

Nach diesen Ereignissen ging wie in anderen Gebieten unseres Vaterlandes der Kampf gegen die Kirche und die christliche Erziehungsarbeit unvermindert weiter. In diesem Zusammenhang schildert der Verfasser Leben und Wirken unseres Landmannes Kardinal von Galen. Der mühselige Neubeginn nach dem Zusammenbruch 1945 wird in den letzten Kapiteln dargestellt. Bischof Dr. Pohlschneider, der „Schulbischof“ der deutschen Diözesen, spricht auf Grund seiner Erfahrungen aus der praktischen Arbeit das warnende Wort für die Zukunft: „Der katholische Christ muß es gewiß sehr ernst nehmen mit der Treue zu den Wahrheiten seines Glaubens, aber gleichzeitig verneigt er sich in Ehrfurcht vor der persönlichen Würde und der religiösen Überzeugung seines Mitmenschen.“

Das Werk zeigt eindrucksvoll Ungerechtigkeiten gegen die Kirche und Kämpfe feindseliger Kräfte, durch die schweres seelisches Leid und Verwirrung dem christlichen Volke zugefügt worden sind. „Diese Schrift“, sagt der Verfasser, „will nur der geschichtlichen Wahrheit dienen, und sie soll jüngeren Menschen von heute und vor allem späteren Generationen eine Mahnung sein, daß nicht Uneinigkeit und Gewalt, sondern Gemeinschaftssinn, Toleranz und Liebe einem Volk den Frieden und wahres Glück bringen können.“

Der Verfasser fand in Verwaltungsrat Hans Schlömer einen unermüdlichen und treuen Mitarbeiter, der in mühevoller Arbeit ein Fülle einschlägiger Dokumente in staatlichen und kirchlichen Archiven zusammengetragen und dadurch geholfen hat, ein „umfassendes und klares Bild von den wichtigsten Phasen jener traurigen Epoche“ zu zeichnen. Franz Kramer †

Meißner, Horst Alfons, **Beharrung und Wandel in einem nordwestdeutschen Agrarraum: Das Quakenbrücker Becken**. Nordwestniedersächsische Regionalforschungen, Band 3. Leer 1978. DM 58,- (Subskr. Pr. DM 48,-; erscheint: Dezember 1978).

Nach der „Spezialisierten Agrarwirtschaft in Süddoldenburg“ von Hans-Wilhelm Windhorst liegt als Band 3 der Nordwestniedersächsischen Regionalforschungen mit Meißners Dissertation (Münster) über das Quakenbrücker Becken wiederum eine agrargeographische Untersuchung in dieser Reihe vor. Im Gegensatz zur erstgenannten Arbeit wird aber nicht das in Süddoldenburg anzutreffende Zentrum jüngster Veränderungen der Agrarwirtschaft selbst untersucht, sondern das randlich dazu gelegene, in „Beharrung und Wandel“ befindliche Quakenbrücker Becken. Um es vorweg zu sagen, ist dabei das Ergebnis der Untergliederung dieses Raumes in drei Agrargebiete, die als Räume unterschiedlichen sozialgeographischen Verhaltens diese Neuerungen in sehr unterschiedlichem Maße aufgenommen haben, höchst interessant und aufschlußreich. Die umfangreich und ausgezeichnet dokumentierte Arbeit widmet sich zunächst grundsätzlichen Fragen und Tendenzen moderner Agrarwirtschaft, um dann im Hauptabschnitt die „Dynamik und Gliederung des Agrarraumes“ herauszuarbeiten. Abgeschlossen wird diese sich über fünf Jahre intensiver empirischer Arbeit hinziehende Untersuchung mit Betriebsbeispielen aus den verschiedenen Agrarbereichen des Quakenbrücker Beckens. Es ist das Verdienst des Autors, in geduldiger Kleinarbeit eine Vielzahl offizieller und vor allem inoffizieller Informationen, nicht zuletzt durch zahlreiche Befragungen, gesammelt und daraus ein lebhaftes Bild agrarräumlicher Differenzierung gezeichnet zu haben. Dabei werden sowohl physiognomische Wandlungen (z. B. Baumaßnahmen) als auch funktionale und strukturelle Veränderungen festgehalten. Naturräumliche Ausstattung und kulturräumliche Eigenarten geben dabei den Rahmen des Wandels ab, wobei festgestellt wird, daß „den naturräumlichen Faktoren, die ursprünglich selbstverständlich differenzierend gewirkt haben, nur noch partiell und bei genetischer Betrachtung eine Auslösefunktion in Richtung auf den augenblicklichen Entwicklungszustand zuerkannt werden kann“. Die Ursachen für die überraschend klare agrarräumliche Gliederung ist vielmehr in Lebensräumen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen zu sehen, die sich in ihren Reaktionen auf natürliche Gegebenheiten von den jeweils benachbarten unterscheiden. „Auf der Basis unterschiedlicher Konfessionszugehörigkeit, die bis heute stark nachwirkt, stehen sich . . . zwei unterschiedliche Bevölkerungsgruppen gegenüber, die ihren Lebensraum verschieden gestalten. Die eine ist katholischer Konfession, steht wegen des Kinderreichtums und ungünstiger natürlicher Voraussetzungen seit langem unter Erfolgszwang und hat nach dem Zweiten Weltkrieg bei großer Bereitschaft zum Risiko einen dynamischen, modernen Marktverhältnissen entsprechenden Agrarraum geschaffen; die andere ist evangelischer Konfession, relativ arm an Nachwuchs aber ungewöhnlich gut ausgebildet und hat in ihrem Agrarraum nach dem zweiten Weltkrieg lange vorsichtig abwartend - an traditionellen Formen der Agrarwirtschaft festgehalten, von denen sie sich nun allmählich zu lösen beginnt. Die unverkennbare Rücksichtnahme auf den Menschen mit seinen höheren Ansprüchen ging in diesem Raum eindeutig zu Lasten der Betriebe. „Letztlich liegt hierin der Hauptgrund für den geringen Wandel“ im Zentrum des Quakenbrücker Beckens nach dem zweiten Weltkrieg. Die zahlreichen Belege, die zu dieser Interpretation führten, hier anführen zu wollen, überstiege bei weitem den Rahmen dieser Rezension.

A. Hüttermann

Museumsdorf Cloppenburg. Niedersächsisches Freilichtmuseum. Museumsführer mit Anhang zur Vor- und Nachbereitung des Museumsbesuches.

Herausgegeben im Auftrag der „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“. Text und Gestaltung: Hermann Kaiser und Helmut Ottenjann, Selbstverlag, 4590 Cloppenburg, Postfach 1344

Der erste Spatenstich für das Freilichtmuseum in Cloppenburg wurde am 20. August 1934 getan. Damit begann der Aufbau nach einem groß angelegten Plan. Bis heute wurden fast 50 Originalgebäude vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Bautypen des niederdeutschen Hallenhauses und des ostfriesischen Gulphauses, Mühlen und ländliche Handwerksbetriebe, auf einem Gelände von 15 ha erstellt. Gründer dieses Museums ist Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann (gestorben am 16. Mai 1961). Das Freilichtmuseum, das heute als das älteste Freilichtmuseum Deutschlands gilt, wird jährlich von etwa 400.000 Personen besichtigt.

Nach der Satzung der Stiftung soll das Museumsdorf ein kulturgeschichtlich wahres, möglichst geschlossenes Bild alter niederdeutscher Dorfkultur bieten und eine lebendige Stätte der Forschung und Volksbildung sein. Darum will es nicht nur die wesentlichen Haustypen Niedersachsens und die Mühlen darstellen, sondern auch in vollständiger Reihe die verschiedenen Arten des alten Handwerks im ländlichen Raume, die vom Untergang bedroht sind, gesammelt und erforscht und, soweit möglich, im Arbeitsvorgang den Besuchern vorführen. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungsarbeit sind in geeigneten Sonderausstellungen einem interessierten Publikum anzubieten und zu diesen Themen wissenschaftliche Kataloge zu erarbeiten.

Das Museumsdorf hat seit der Gründung einen Museumsführer in jeweilig hoher Auflage herausgegeben. Jetzt liegt eine Neuauflage vor, umfangreich in Text und Bild, dem heutigen Stande angepaßt; sie bringt auf 162 Seiten nach einer Darstellung der Geschichte und der Aufgabe des Freilichtmuseums eine klare Aufteilung: Im ersten Teil wird der Besucher an Hand eines übersichtlichen Planes zu den 47 Originalgebäuden geführt und ihm die Stellung des Bauwerkes im Gesamtgefüge des Dorfes und seine Bedeutung für den ländlichen Raum erläutert. Im zweiten Teil folgen in einer zusammenfassenden Darstellung volkskundlich, agrargeschichtlich und kulturhistorisch bedeutungsvolle Ausführungen zur ländlichen Kultur nach vielen Richtungen, so zu Themen wie **bäuerliche Tätigkeiten** (Anspannung und Geschirr, Brandbekämpfung, Brotbacken, Färben, Holzschuhmacherei, Wärme und Licht im Rauchhaus, Spinnen und Weben), **ländliches Tagewerk** (Düngung, Feldbestellung, Ernte, Getreidelagerung, Dreschen), **ländliche Sozialstruktur** (Horigkeit, Heuerlingswesen), **Möbel** im ländlichen Raume, **Geschichte** des niederdeutschen Hallenhauses, des ostfriesischen Gulfhauses und der Mühlen.

Das Buch ist mit vielen Abbildungen und Skizzen und Fotos aus vergangenen Zeiten ausgestattet; es ist dem Besucher bei der Besichtigung ein hilfreicher Begleiter; darüber hinaus bleibt es ihm eine liebe Erinnerung an den Besuch und reiche Quelle für späteres Studium.

Die Verfasser Hermann Kaiser und Helmut Ottenjann haben das umfangreiche und weit verzweigte Material flüssig und sicher dargestellt. Wir danken ihnen für die gelungene Arbeit und sind sicher, daß diese „Hilfe“ stets neue Freunde für das Freilichtmuseum gewinnen und viele Interessierte zu volkskundlichen und kulturhistorischen Studien anregen wird. Franz Kramer †

Franz Hellbernd und Hans Schlömer: **Alt Vechta im Bild**, Vechta 1977, herausgegeben im Auftrage der Stadt Vechta, 199 Seiten, dazu 430 Bilder auf Kunstdruckpapier.

Es ist erstaunlich, daß dieses wertvolle Buch mit dem so reichhaltigen Bildmaterial für den mäßigen Preis von 24,- DM erworben werden kann. Es enthält eine Fülle bildnerischer Zeitdokumente, deren Wert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigern wird. Es ist eine verdienstvolle Arbeit der Herausgeber, die in mühevoller Kleinarbeit das Bildmaterial gesammelt, geordnet und mit erklärenden Texten versehen haben. Dieses Buch versetzt den Leser durch Bild und Wort in eine Welt, die für viele schon Vergangenheit bedeutet, obwohl sie noch nicht weit zurückliegt. - Eingangs des Buches wird in die geschichtliche Entwicklung der Stadt Vechta eingeführt. Wir erfahren, wie sich im Mittelalter aus einem befestigten Platz am Moorbach die Stadt entwickelt hat. Die alte Burganlage ist der Kern der Stadt, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Grafen von Calvelage-Ravensberg stand. Im Jahre 1252 wurden alle Rechte der Grafschaft Vechta von der Witwe des Grafen Otto II., Sophia und deren Tochter Gräfin Jutta, an den Fürstbischof von Münster verkauft. Von 1252 bis 1803 blieb Vechta beim Fürstbistum Münster und bildete später mit dem Emsland, Meppen und Cloppenburg das Niederstift Münster. 1803 wurden dann Cloppenburg und Vechta der Grafschaft Oldenburg angegliedert. Die präzisen Zeichnungen des Festungsbaumeisters P. B. von Smidts geben eine gute Ansicht der alten Befestigungsanlagen. Eindrucksvolle Stadtansichten des Lohners F. Böckmann vermitteln ein anschauliches Bild der Stadt um 1865-70. - Den größten Umfang des Buches nehmen Fotos, Postkarten und Bilder unseres Jahrhunderts ein. Es sind hervorragende Dokumente über die Entwicklung einer Stadt im Verlaufe der letzten 80 Jahre. Die begleitenden Texte erläutern in prägnanter Form die Bedeutung und die Geschichte der dargestellten Bilder. So erfahren wir in geordneter Übersicht von der Entwicklung der Kirchen, Klöster, des Schulwesens, der Geschäfte, Handwerksbetriebe, Fabriken, der Landwirtschaft, der Krankenpflege, der Gefängnisse, der Lehrerbildung, des Offizialates und vieles, vieles mehr. Die Bilder spiegeln interessante Einzelheiten aus dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben und aus der Verkehrsentwicklung wider: Die Straßenverhältnisse, Kühe- und Pferdegespanne, Kutschen, die ersten Autos, Straßenlaternen, Hausformen, Gasthäuser, Denkmäler, Mühlen, Bahnhöfe, Erntemaschinen und v. a. m. Auf den Fotos begegnen uns ortsbekannte Persönlichkeiten aus Alt-Vechta, wir schmunzeln über die Mode der früheren Zeit und erkennen das Leben und Treiben auf der Großen Straße. Dieses Buch ist nicht nur für die Bewohner von Vechta von Bedeutung, sondern ist für alle Leute unserer Heimat von Interesse, die einen Bezug zur Stadt Vechta haben. In unserer schnellebigen Zeit ist es ein wertvolles Zeitdokument, das man sich gern vor Augen führt. Auch Jugendliche wird dieses Buch ansprechen. Es ist ein feines Geschenk für jung und alt. Herzlichen Dank den Herausgebern für dieses liebenswerte Buch.

Franz Dwertmann

Karl Tabeling, **1100 Jahre Calveslage 890-1990**, eine Familien- und Dorfchronik nach Quellen dargestellt, Vechta 1978

Als aufgrund der Schulreformen das große Sterben der kleinen Landschulen begann, mußte auch die Dorfschule Calveslage im Jahre 1971 ihre Tore schließen. Hauptlehrer Karl Tabeling wirkte

von 1945 bis 1968 als Schulleiter an dieser Schule. Wenn ein Lehrer 23 Jahre in einer übersehbaren Bauerschaft tätig war, dann ist er mit Land und Leuten aufs beste vertraut. So hat Karl Tabeling im vorliegenden Buch eine Fülle von Material aus dem Dorfgeschehen zusammengetragen, wozu ihm seine langjährige Ortsverbundenheit besonders befähigte. Im ersten Teil wird die Schulchronik lückenlos mit vielen Einzelheiten und einer Übersicht über die Schulentwicklung unserer Heimat dargestellt. Im zweiten Teil des Buches werden die Familien der Bauerschaft mit Stammbaum vorgestellt. Diese Familienchroniken werden durch viele Einzelbilder aus dem Dorfgeschehen unterbrochen, wie Siedlungswesen, Hollandgängerei, Heuerlingswesen, Markenteilung, Viehwirtschaft, Sitte und Brauchtum u. v. m. Einen breiten Raum nimmt auch die wirtschaftliche Entwicklung ein, wobei die für Calveslage typische Geflügelzucht besondere Beachtung findet. Das Buch ist mit vielen Fotos, Karten und Skizzen ausgestattet und eingestreute plattdeutsche Döntkes lockern das ganze auf. Dem Heimatfreund und Forscher gibt dieses Dorfbuch eine Menge Material aus dem Leben und Treiben einer kleinen Bauerschaft an die Hand. Viele interessante Einzelheiten sind zu finden, die nicht nur für Calveslage typisch sind, sondern allgemein für unsere heimatlichen Bauerschaften Gültigkeit haben.

Franz Dwertmann

Menschenbild in der gegenwärtigen Kunst. Malerei - Grafik- Plastik von Künstlern aus dem Raum Weser-Ems

Katalog zur Ausstellung im Museumsdorf vom 22. Januar bis 27. März 1978

Die erste Ausstellung im Niedersächsischen Freilichtmuseum im Jahre 1978 war dem gegenwärtigen Kunstschaffen gewidmet. In einer Gruppenausstellung mit dem Leitthema „Die Darstellung des Menschen in der Malerei, Grafik und Plastik, zeigte sie Werke von folgenden Künstlern: Werner Berges, Ingrid Berg-Pund, Johannes Eidt, Peter Geithe, Hans-Berthold Giebel, Eckart Grenzer, Harm Hermann Hoffmann, Leonhard Klosa, Axel Knopp, Rudolf Krüger, Volkert Kuhnert, Bert Niemeyer, Manfred Raber, Anna-Maria Strackerjan und Hans D. Voss. Bei der Eröffnung am 22. Januar 1978 sprach Herr Jürgen Weichardt, Oldenburg, über das Thema „Das Menschenbild in Geschichte und Gegenwart der Kunst“. Die Ausstellung endete am 27. März 1978.

Zu dieser Ausstellung hat die „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ einen Katalog herausgegeben, an dessen Zustandekommen Herr Weichardt wesentlichen Anteil hat. Der Katalog bringt einleitend ein Referat von Jürgen Weichardt zum Thema der Ausstellung; er führt u. a. aus: „Diese Ausstellung kann den Stand aufzeigen, den die Darstellung des Menschen, seine Befragung als Wesen des 20. Jahrhunderts, als Objekt und Subjekt einer kritischen Zeit, als religiöses und profanes Wesen heute erreicht hat.“ Der Katalog ist so angelegt, daß über jeden Künstler dreimal Angaben gemacht werden: In dem Einleitungsreferat eine knappe, klare Charakterisierung von jedem Künstler; in einem zweiten Teil ein Überblick über Einzelausstellungen und Beteiligungen an wichtigen Gruppenausstellungen und im dritten Teil ein Überblick über die ausgestellten Bilder mit Angaben der Titel der Werke, Jahreszahl und Art und Größe der Arbeit.

Wir danken der „Stiftung Museumsdorf“ und besonders Herrn Jürgen Weichardt für den äußerst ansprechenden, klar angeordneten Katalog mit vielen Illustrationen zu den Werken der Künstler.

Franz Kramer †

Ernst Helmut Segschneider, Imkerei im nordwestlichen Niedersachsen, herausgegeben von Helmut Ottenjann im Auftrage der „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“, 115 Seiten, dazu 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier

Das Freilichtmuseum in Cloppenburg hat im Laufe der Jahre aus dem Bereich des bäuerlichen Tagewerks und der ländlichen Volkskultur manches Spezialthema behandelt und durch Ausstellung und begleitende Schrift illustriert. „Die wissenschaftliche Aufbereitung des reizvollen, aber auch komplexen Feldes der Imkerei“ wurde 1977 durch eine Ausstellung des Kulturgeschichtlichen Museums zu Osnabrück gestaltet. Diese Veranstaltung gab Veranlassung zu der Ausstellung im Museumsdorf vom 18. 6. 78 bis zum 1. Oktober 1978 mit dem Thema „Imkerei im nordwestlichen Niedersachsen (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg und Museum der Stadt Osnabrück)“ und „Bienen Darstellungen auf graphischen Blättern aus 5 Jahrhunderten (Sammlung Dr. Forster, Küsnacht)“. Zu dieser Ausstellung verfaßte Dr. Ernst Helmut Segschneider, Leiter der volkskundlichen Abteilung des Kulturgeschichtlichen Museums zu Osnabrück, die wissenschaftliche Dokumentation „Imkerei im nordwestlichen Niedersachsen“.

Im Hauptteil der Schrift behandelt der Verfasser einmal „die Geschichte der Imkerei“, in Osnabrück und Oldenburg und ferner den Themenkreis „Gerät und Arbeit in der Imkerei“. In einem Nachtrag wurden vorwiegend interessante Ausblicke in die Entwicklung der Imkerei unseres Münsterlandes zusammengefaßt u. a. die Arbeit für die Bienenzucht des Prof. J. Iseke von dem



Vechtaer Seminar in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, des Vollerben Meyer-Hemmelsbühren bei Cloppenburg und des Kaufmanns Honig-Göken. Eine Sammlung von Imkerrezepten und Regeln beim Verhalten gegen Bienen, datiert vom 20. 12. 1851, im Besitz des Museumsdorfes, ist im Anhang wiedergegeben, ernste und köstliche Hinweise, gewachsen aus Volksbrauch und Überlieferung.

Die frühgeschichtlichen Funde in unserem Raum (der Klotzstülper von Gristede, 2. Jahrhundert nach Christus; der Rutenstülper von Fedderwarden-Wierde, 2./3. Jh. n. Chr.; Klotzstülper von Vehnemoor, 4./6. Jh. n. Chr.) sind Beweise dafür, daß seit Jahrhunderten im Weser-Ems-Gebiet die Hausbienenzucht betrieben wurde. Für hohes Alter und Wertschätzung der Bienenzucht zeugen auch die bienenrechtlichen Bestimmungen nach dem sächsischen Volksrecht Lex Saxonum (um 800) und des Rasteder Sachsenspiegels (13. Jh.).

Nach dem Überblick über Form und Aufbau der älteren Bienenwohnungen folgen Angaben über Zahlen der Bienenvölker in den vergangenen Jahrhunderten und über die Förderung der Bienenwirtschaft durch Prämien. Der Weg zur rationellen Bienenzucht im 19. und 20. Jahrhundert wurde geebnet durch die Mobilbeute (Kasten) des schlesischen Pfarrers Dzierzon (1811-1906) in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Regierung Osnabrück setzte sich tatkräftig für die Hebung der Bienenzucht ein. Die Imker gründeten März 1862 in Osnabrück den „Verein für Bienenzucht“. Wie sehr alle Stellen auf Förderung bedacht waren, zeigt u. a. die Tatsache, daß 1863 an dem Lehrerseminar Osnabrück Unterricht in Theorie und Praxis der Bienenzucht eingerichtet wurden.

Die Entwicklung der Imkerei in den letzten Jahrhunderten hängt in unserer Heimat eng mit der Entwicklung der Landwirtschaft in Moor und Heide und mit der Zahl der Mitarbeiter in den bäuerlichen Familien zusammen. Als in weitgedehnten Flächen noch Glockenheide und Erika blühten, auf den Buchweizenfeldern „dei ganze Luft vull van dei fliedigen Dierkes flog“ und „dei Öhm“ auf dem Hof Zeit hatte, sich um die Bienen zu kümmern, da wurden noch alljährlich die Immenkörbe „verfahren“ von der Blüte der Rüb- und Rapsfelder zum Buchweizen in den Mooren und dann in die Heide „Hier werden die Bienen fett“.

Der zweite Teil bringt umfassendes Material zur Entwicklung über Gerät und Arbeitsweise, sachgerechte Einzelheiten über Bienenkorb und Bienenkasten, über Immenschur und Immentun, über Schwärmen (dei Immen laot), Wandern und Verfahren, über Honig- und Wachsauferbereitung, Verkauf und Durchwinterung und Honig und Wachs in der Volksmedizin.

Der Verfasser hat mit Liebe und Sorgfalt auch die kleinen Dinge im Leben der Imker geschildert, meist in Plattdeutsch mit den heimischen Bezeichnungen der Imkerei; das macht die Darstellung für die Leser anschaulich und lebendig.

Angefügt sind auf 36 Seiten Kunstdruckpaier etwa 140 Bilder zur Erläuterung des Textes (Geschichte, Bienenhäuser, Gewinnung von Honig und Wachs, Anfertigung eines Strohstülzers, Fütterung der Bienen). In den Anmerkungen werden klare Hinweise auf Quellen und Literatur gegeben.

So ist ein Werk geschaffen, dem Besucher der Ausstellung eine Hilfe, dem Imker zur Besinnung, jedem Heimatfreund genußreiche Stunden beim Lesen und Nachschlagen.

Dank dem Verfasser Dr. Segschneider und dem Herausgeber Dr. Ottenjann. Franz Kramer †

Heinz Strickmann, Klaus Deux, **Eberborg, eine Dokumentation**, Verlag Ferdinand Ostendorf, Cloppenburg 1978,

Eberborg ist eine Dokumentation über die Geschichte des Bauernaufstandes in Sevelten und Cloppenburg im Jahre 1929, eine Darstellung aus wirtschaftlich schlechter Zeit, in der auch die deutsche Landwirtschaft in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten geriet, die Darstellung eines Ereignisses, das - nach Seite 3 - „zwar nichts anderes als Aufruhr gegen die Staatsgewalt war, die aber im besonderen Maße die Einigkeit der Süddoldenburger Bauern zeigte und demonstrierte“. Der Ablauf der Geschichte begann mit der Pfändung eines Schweines am 9. März 1929 wegen einer Steuerschuld in Westeremstek und führte über eine Reihe von Einzelhandlungen schließlich zu dem Prozeß gegen die Sevelter Bauern am 24. und 25. Februar 1930. Die Verfasser haben dieses Ereignis nach Zeugenaussagen, Zeitungsberichten und einigen Dokumenten anschaulich dargestellt. Die Härte dieses Falles hat u. a. Ausdruck gefunden in der Resolution der Protestversammlung in Cloppenburg Mitte März 1929 („Wir verlangen, daß die Verhafteten sofort wieder in Freiheit gesetzt werden, und treten deshalb ab Dienstag 19. in den Lieferungs- und Produktionsstreik ein, wenn sie am Montagabend nicht in Freiheit sind“); durch die Erklärung der Oldenburgischen Regierung unter Ministerpräsident v. Finkh vom 22. 3. 1923 („Was in Cloppenburg geschehen sei, sei geeignet, die Staatsautorität zu untergraben“) durch die Erklärung des Landtagsabg. Wempe („Besonders verurteilen wir die Mittel terroristischer Einschüchterung“).

Fast 30 Jahre sind vergangen. Die ersten Töne klangen später ab; die „Swinskomödie“ von

August Hinrichs, der Film „Krach um Jolanthe“, Karikaturen und Spottlieder über den Vorgang haben Anlaß zum Schmunzeln gegeben.

Wer war nicht heim in seiner Wohnung?
Wer sprach von Freibier und Belohnung?
Herr Woge fordert streng Bericht;
Als Antwort kam: „Ich weiß es nicht.“

Franz Kramer †

Clemens Woltermann, **Die Meierhöfe im Oldenburger Münsterland** – mit allerlei Geranke rundherum in Wort und Bild. 248 S., 136 Fotos, Zeichnungen und Karten. Friesoythe 1978. Vechtaer Druckerei und Verlag, Vechta, 28,50 DM. In letzter Minute vor Redaktionsschluß kommt dieser neueste Band zur Geschichte unserer älteren Bauernhöfe auf den Tisch: Der Raum reicht nicht für eine eingehendere Beschreibung oder Kritik, – darum muß es mit diesen wenigen Hinweisen sein Bewenden haben. In mühevoller Kleinarbeit hat der Verfasser alles Wissenswerte über die „Meierhöfe“ bei uns zu Lande zusammen getragen. Walter Deeken, Friesoythe, hat dazu die prächtigen und instruktiven Fotos beige-steuert, die allein schon das Buch als überaus wertvoll erscheinen lassen. Unter „Meierhöfe“ werden jene Höfe gerechnet, die bis in die karolingische Zeit zurückgehen sollen, als unsere Heimat christianisiert und in das fränkische Reich und dessen Agrarverfassung eingegliedert wurde. Woltermann hat für die beiden Kreise je 38 solcher Höfe ermittelt und sie mit allerhand „Geranke rundherum in Wort und Bild“ liebevoll beschrieben. Ganz besonders gut hat uns die Schilderung des Besuches „bi Meyers Bur in Schemde“ gefallen; „hei vertellde von früouer, van den Hoff un sien Döörp un dei Dammer Bärge, – un hei säe van Prost! Eenmaol, twemaol – dann mössen wi wieder.“

Ehrlich gesagt, dieses hübsche „plattdeutsche Geranke“ gefällt uns weit besser als die kaum lesbare Übersetzung der für unsere Heimat so überaus wichtigen Urkunde Ottos des Großen aus dem Jahre 947 . . .

Hans Schlömer

Sefa Tinnermann, **Jann in Tüünk**, Plattdüske Gedichte un Vertellstücke, Verlag Herrlichkeit Dinklage e. V. 1978, 108 Seiten, bebildert. Die Dinklager Schriftstellerin hat für ihr erstes Buch den Titel „Jann in Tüünk“ gewählt und damit zum Ausdruck gebracht, daß sie den Stoff für ihre Stücke hauptsächlich der heimischen Natur entnommen hat. Aber auch Familie, Brauchtum und Heimatgeschichte kommen nicht zu kurz. Unverkennbar zieht sich ein tiefer Ernst, eine gewisse Melancholie, wie ein roter Faden durch das Werk, das nur gelegentlich durch freudige Dinge aufgehellt wird. Nichts lag der Verfasserin näher als alle Beiträge in dem unverkennbaren Dinklager Platt zu schreiben. Viele Bilder aus der heimischen Natur, aus dem Brauchtum und aus Altdinklage ergänzen die Gedichte und Erzählungen und lassen das Ganze zu einem gelungenen Büchlein werden, das man gern zur Hand nimmt.

Dank gebührt Josef Hürkamp, dem Vorsitzenden des Heimatvereins Herrlichkeit Dinklage, daß er die Herausgabe dieses Bandes bewerkstelligt hat.

Franz Hellbernd

Friedrich-Wilhelm Schaer, **Historische Karten des Oldenburger Münsterlandes** im Niedersächsischen Staatsarchiv Oldenburg. In drei Fortsetzungen (1975, 1976 und 1978) brachte das Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland die detaillierte Aufstellung aller Karten von den Landkreisen Vechta und Cloppenburg. Diese Fortsetzungen sind nun in einem Bändchen zusammengefaßt und mit einem hübschen Umschlag versehen worden.

In der Einleitung stellt Dr. Schaer fest, daß sich bei näherer Betrachtung der aufgeführten Karten (Einzelkarten und Kartenserien) folgende Grundtypen herauschälen: Karten von Städten und Wikbolden, von Kirchspielen und Bauerschaften, Gemeinheiten (Marken) und Plaggenhaustücken, Eschfluren, Forsten, Hausgrundstücken und Straßen. Alle Karten sind vor der Begründung des Urkatasters in Oldenburg 1840/50 entstanden, die Mehrheit im 18. und 19. Jahrhundert, aber einige Exemplare auch schon im 16. und 17. Jahrhundert. Die Karten und Bauzeichnungen sind den Gemeinden der einzelnen Kreise zugeordnet worden. Die Namen der Gemeinden erscheinen jeweils in alphabetischer Reihenfolge. Karten, die mehrere Gemeindebezirke berühren, z. B. Grenz- und Straßenkarten, wurden in der Regel unter der vorangestellten Abteilung „Übersichtskarten“ zusammengefaßt. Diese Gliederung sowie die angeführten Personen- und Ortsregister erleichtern das Auffinden bestimmter Karten außerordentlich. Durch dieses Verzeichnis ist es jedermann ermöglicht, am Schreibtische das gesamte Kartenmaterial zu einem bestimmten Thema zusammenzustellen und es sich im Staatsarchiv Oldenburg unter der entsprechenden Bestandsnummer vorlegen zu lassen. Für den Kreis Cloppenburg sind es immerhin 122 und für den Kreis Vechta 167 Karten, hinzu kommen noch 8 Karten, die beide Kreise betreffen.

Es wäre gut, wenn dieses Übersicht noch durch Bestände in den Archiven Osnabrück und Münster ergänzt werden könnte.

Das Büchlein ist durch den Heimatbund für das Oldenburger Münsterland oder den einschlägigen Buchhandel zu beziehen und kostet 7,- DM.

Franz Hellbernd

Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, **Register der Aufsätze und Namen** zum Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1952-1968, bearbeitet von Fritz Bunge und Engelbert Hasenkamp, Cloppenburg 1977, 148 Seiten.

Engelbert Hasenkamp hat das „alphabetische Inhaltsverzeichnis“ in folgende Kapitel gegliedert: Geleitworte, Kalendarium und Monatsbilder, alphabetisches Verzeichnis der Beiträge, Anekdoten – Plattdeutsche Erzählungen, Gedichte und Autorenverzeichnis. Fritz Bunge bringt ein vollständiges Namensverzeichnis. Durch diese beiden Register sind die 17 Jahrgänge des Heimatkalenders von 1952-1968 – des Vorläufers des jetzigen Jahrbuches – gut erschlossen, und die Benutzung der „Quelle Heimatkalender“ ist jedem recht leicht gemacht.

Das Buch ist durch den Heimatbund und den einschlägigen Buchhandel zu beziehen und kostet 7,- DM. Franz Hellbernd

Findbuch zum Bestand Stadtarchiv Vechta. Bearbeitet von Stefan Hartmann. Veröffentlichungen der Nds. Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, Heft 1. Göttingen 1978, Vandenhoeck und Ruprecht.

Mit dem vorstehend angezeigten Findbuch beginnt die Niedersächsische Archivverwaltung auf Vorschlag des Staatsarchivs in Oldenburg eine neue Reihe „Inventare und kleinere Schriften“, bei der für jedes der Niedersächsischen Staatsarchive eine eigene Unterreihe vorgesehen ist. Für das Staatsarchiv Oldenburg ist es ein besonders freudiger Anlaß, daß es als Heft 1 dieser Unterreihe das „gewichtige Findbuch zu dem Archiv der südoldenburgischen Stadt Vechta vorlegen kann“, wie Staatsarchivdirektor Dr. Eckhardt im Vorwort feststellt. Neben den Beständen staatlicher Behörden gehören nämlich die hinterlegten (deponierten) Archive von Kommunen, Verbänden und Körperschaften, Familien und Einzelpersonen zu den notwendigen Ergänzungen eines Staatsarchivs, die eine große Bereicherung für die Forschung darstellen.

So sind denn auch schon erfreulicherweise einige Stadtarchive beim Staatsarchiv Oldenburg deponiert – so neben Oldenburg Jever, Wildeshausen, Cloppenburg und nun auch Vechta. Die Städte bleiben natürlich Besitzer der für ihre eigene Geschichte so bedeutsamen Quellen, das Staatsarchiv aber hat die Verwaltung durch seine fachkundigen Kräfte übernommen – und was am wichtigsten erscheint: Die reichen Bestände sind durch „Findbücher“ erschlossen worden.

Fruher nannte man diese zumeist nur in einem oder zwei Exemplaren vorhandenen Hilfsmittel „Inventare“ – der Terminus ist treffend mit „Findbuch“ übersetzt worden: Und in der Tat, schon die Lektüre in diesem sehr systematischen und daher gut übersichtlichen Verzeichnis ist eine wahre Fundgrube für den Heimatfreund oder den Geschichtsforscher! Man muß Rat und Verwaltung der Stadt Vechta dankbar dafür sein, daß mittels nicht unerheblicher Kostenzuschüsse die Drucklegung bewerkstelligt wurde, sodaß man sich für den Preis von 20,- DM bei der Stadt oder beim Staatsarchiv Oldenburg diesen über 400 Seiten starken Band kaufen kann. So kann man sich zu Hause in Ruhe auf den Archivbesuch vorbereiten und sich die „signaturen“ für diejenigen Akten herausuchen, die man näher studieren möchte. Dann hat man gleich eine Stunde und mehr gespart und kann sich im Benutzersaal des Archivs schneller an die eigentliche Arbeit machen.

Da die Bestände des Vechtaer Stadtarchivs infolge mehrfachen Umzugs seit Kriegsende erheblich in Unordnung geraten waren, hat sich Dr. Hartmann der sehr mühevollen, für den Benutzer aber höchst vorteilhaften Arbeit unterzogen, die noch vorhandenen Amtsbücher, Urkunden, Akten und Karten übersichtlich nach Hauptgruppen zusammenzustellen und sehr eingehend zu beschreiben.

Wie der Vorbemerkung zu entnehmen ist, umfaßt das Vechtaer Stadtarchiv im wesentlichen den Zeitraum vom Ende des 17. Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein nach Ende des letzten Weltkrieges. Man merkt deutlich, daß beim großen Brand von 1684 wohl das ganze damalige Archivgut vernichtet sein dürfte. Zum Teil kann es natürlich aus Akten der übergeordneten Dienststellen (Amtsverwaltung etc.) ergänzt werden, – aber gewisse Bestände sind wohl unwiederbringlich verloren. Man muß auch feststellen, daß Archivalien, die unseren Heimatforschern wie Karl Willoh oder Georg Reinke noch zur Einsicht vorgelegt haben, nicht mehr aufgefunden worden sind.

Zu erwähnen bleibt noch, daß auch die Archivalien der nach Vechta eingegliederten früher selbständigen Gemeinden Oythe (bis 1933) und Langförden (bis 1974) jetzt zum Stadtarchiv Vechta gehören, aber gesondert verzeichnet wurden.

Alles in allem: ein ganz vorzügliches Hilfsmittel für den Erforscher der Vechtaer Stadtgeschichte. Hans Schlömer

Inzwischen sind weitere Hefte in dieser Reihe erschienen:

Heft 2: **Das Niedersächsische Staatsarchiv in Oldenburg** – Eine Einführung für Archivbenutzer. Bearbeitet von Stefan Hartmann.

Heft 3: **Oldenburgische Landtagsreden**, ausgewählt und mit einem Nachwort zur Geschichte des Oldenburgischen Landtags. Herausgegeben von Albrecht Eckhardt.

**Wir bieten mehr
als Geld und
Zinsen**

**Deshalb
ist
jeder Dritte in
Deutschland Kunde
einer unserer
19.500 Bankstellen.**

**Volksbanken,
Spar- und Darlehnskassen
des Kreises Vechta
und die Lohner Bank**

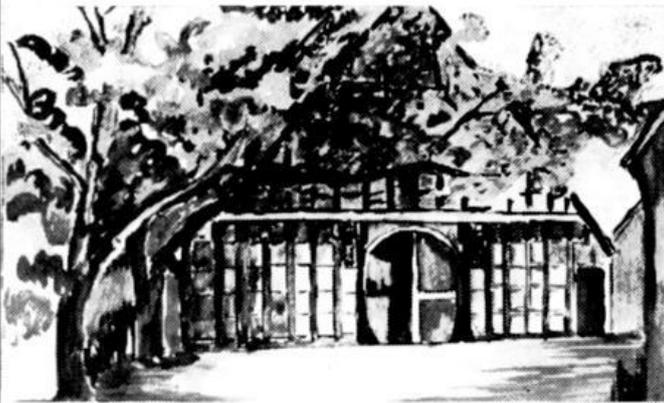


NEUERSCHEINUNG

Cl. Wolfermann

Die Meierhöfe

im Oldenburger Münsterlande
mit allerlei Geranke in Wort und Bild



4farbiger Umschlag,
fester Bucheinband,
250 Seiten,
reich illustriert,
über 135 Fotos

Preis

DM 28,50

In Süddoldenburg gibt es 70 Meierhöfe aus der Karolingerzeit. Über die Bedeutung, Aufgabe und die geschichtliche Entwicklung der alten Reichs- oder Königshöfe berichtet der erste Teil dieses Buches.

In Wort und Bild berichtet der zweite Teil über die einzelnen Höfe umfassend und reich illustriert.

Ein Buch für das Oldenburger Münsterland

zu beziehen bei allen **Buchhandlungen** oder direkt vom
Verlag: Vechtaer Druckerei und Verlag, Vechta, Gutenbergstraße, Telefon 5141.



Träumen Sie von den „eigenen 4 Wänden“?

**Durch unser
BauKreditSystem
kann sich Ihr Traum
erfüllen!**



Ein Eigenheim bauen oder eine Eigentumswohnung kaufen ist vielen möglich: mit der richtigen Baufinanzierung.

Das BauKreditSystem der Deutschen Bank ist die Baufinanzierung, die Ihre Wünsche und Möglichkeiten berücksichtigt:

- Mit niedrigen Monatsraten – selbst bei hoher Fremdfinanzierung,
- ohne Finanzierungslücken und alles „aus einer Hand“.

Günstige Mittel aus anderen Quellen – Bausparverträge, öffentliche Mittel –

werden „fugenlos“ in Ihren Finanzierungsplan einbezogen.

Sprechen Sie mit dem Baufinanzierungs-Berater bei der nächsten Geschäftsstelle der Deutschen Bank. Er berät Sie gern ausführlich.

Oder holen Sie sich den „Wegweiser für Baulustige“.



Fragen Sie die
Deutsche Bank

Filiale Vechta, Große Straße 47
Telefon (04441) 4061

Filiale Lohne, Marktstraße 1
Telefon (04442) 3366

Filiale Cloppenburg, Mühlenstraße 19
Telefon (04471) 6643

Die Alten hätten ihre Freude,

daß sich wieder so viele Bauherren finden, die den guten Geschmack haben, das biologisch gesunde und bauphysikalisch moderne Bauen mit dem Sinn zu verbinden für edles Material und für Farbspiele, die mit den Jahren nicht verblasen, sondern durch Patina würdiger und wertvoller werden.

Die Alten hätten ihre Freude,

daß unser Oldenburger Münsterland sein eigenständiges Gesicht wahrt, nicht zuletzt durch sein landschaftsgebundenes Baubewußtsein: „Unser Haus (die neue Kirche usw.) soll doch nicht ebenso gut in Chikago, Ostberlin oder Tel Aviv stehen können!“

Die Alten hätten ihre besondere Freude

an den gediegenen  Krönungs-Ziegeln

aus dem Ton des Oldenburger Münsterlandes ohne jeden Zusatz, aber gebrannt mit den besonderen Möglichkeiten, die das hiesige Erdgas bietet.

1740—1775 betrieb Ahnherr Georg Wilhelm v. Frydag die vormals v. Kobrinck'sche, später Meierkord'sche Ziegelei in Bösel (Kreis Cloppenburg). 1908 baute Oberhofmeister August v. Frydag die Ziegelei in Hagen bei Vechta (auf den Rat des Großherzogs Friedrich August hin). 1969 wurde das Werk II in Betrieb genommen. Im Jahre 1973 ist das gesamte Ziegelwerk auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden.

Olfry Ziegelwerke

2848 Vechta-Hagen, Telefon (04441) *5071





Ein umfassender Krankenversicherungsschutz, wie Sie ihn bei ihrer **Ortskrankenkasse** haben, ist eine fabelhafte Sache – man kann ruhig schlafen. Aber es geht uns um mehr als um die soziale Sicherheit im Krankheitsfalle. Es geht um die

Erhaltung der Gesundheit

Können Sie aber wirklich ruhig schlafen, wenn Sie an Ihre Gesundheit denken?

Wissen Sie, daß wir Vorsorgeuntersuchungen für Frauen, Männer und Kinder voll bezahlen?

Machen Sie deshalb von der Möglichkeit Gebrauch, durch eine Vorsorgeuntersuchung feststellen zu lassen, ob Ihre eigene Gesundheit, die Ihres Ehegatten oder die Ihres Kindes in Ordnung oder bedroht ist.

Krebs ist heilbar, wenn diese Krankheit rechtzeitig festgestellt wird.

Vorsorgeuntersuchungen können Männer ab 45. Lebensjahr und Frauen ab 30. Lebensjahr

einmal im Jahr

beanspruchen. Tun Sie es – im Interesse Ihrer Gesundheit!

Für Kinder bis zum 4. Lebensjahr sind

acht Vorsorgeuntersuchungen

vorgesehen.

Keine dieser Untersuchungen sollte versäumt werden.



Ihre Gesundheit
ist unsere Aufgabe.

Ihre
Allgemeine Ortskrankenkasse
Vechta



bergmann

DER LIEFERANT FÜR HOLZ UND BAUSTOFFE

ETERNIT-VERTRIEB

Wellplatten, ebene Tafeln, Fassaden

YTONG-FACHHÄNDLER

Blöcke, Planblöcke, Montagebauteile

BRAAS-GROSSHÄNDLER

Frankfurter Pfannen, Dachelemente

BAUSTOFFE ALLER ART

Rauchabzugsrohre, Steinzeugrohre
Isolierstoffe in Platten und Bahnen

HOLZ, TÜREN, PLATTEN

marktgerecht sortiert

2841 Steinfeld  **(05492) 6 01**



Der Tradition verbunden- dem Fortschritt verpflichtet

Unsere Verbindung zu den Menschen zwischen Weser und Ems hat Tradition. Seit über 100 Jahren sind wir ihnen ein bewährter Partner, der Land und Leute kennt, ihre Wünsche und Sorgen. Und als guter Nachbar sind wir immer da, wenn man uns braucht. Wir helfen mit Rat und Tat.

Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Denn dieser Partnerschaft fühlen wir uns verpflichtet, und diese Verpflichtung bedeutet Fortschritt. – Er wird für Sie in vielfältiger Weise sichtbar:

- die stetige Erweiterung unserer Angebotspalette
- eine schnellere und bessere Information durch den Einsatz modernster Technik
- der Ausbau unseres Kunden-Service.

Über 700.000 Konten sind der Beweis, daß diese Partnerschaft geschätzt wird. Für uns ist dieses Vertrauen Ansporn und Verpflichtung für die Zukunft.



**Die Bank,
die *hier* zu Hause ist.**
OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG





H. THAMANN

Landhandel – Mischfutterwerk

Neuenkirchen (Oldb)

Telefon (0 54 93) 6 77



AUTO KEIMER KG

2842 Lohne Am Sportplatz

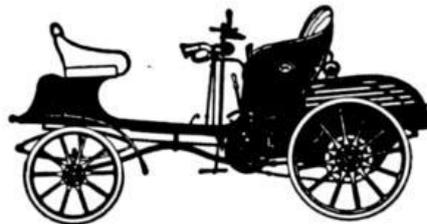


Tel. (0 44 42) 30 66 + 30 67

Durch über 100jährige Opel-Tradition und die technische Perfektion ausgereifter Modelle zählen Opel-Wagen zu den sichersten und zuverlässigsten Automobilen.

Über die lange Straße der Entwicklung holperte Opel Doktorwagen, Püppchen, Torpedo und Laubfrosch, donnerten Opel Raketenwagen, rasten sieggewohnte Rennwagen, rumpelten zäh Blitz-Lastwagen durch die Wirren der Weltkriege, rollten Kapitäne und Admirale, fahren heute lebendige Kadetten Commodore, Senatoren und Monzas.

Tradition, Erfahrung und Fortschritt finden Sie bei Opel und bei uns.



Seit über 50 Jahren werden Opel-Wagen in Lohne gekauft.

Heute betreuen wir weit über das Oldenburger Münsterland hinaus unsere Kunden. Gern würden wir auch Sie dazu zählen. Ein guter Kundendienst und ein moderner Betrieb erwarten Sie.



Vertragshändler



der Adam Opel AG

Brot und Kuchen immer frisch von uns für Sie auf jeden Tisch



Bekannt gute Back- und Konditoreierzeugnisse

Adolf Thole

Bäckerei - Konditorei

2842 Lohne, Bahnhofstraße 19

Telefon 04442 - 1795

Unsere Leistung = Ihr Vertrauen Ihr Vertrauen = Unser Ansporn

Das hat uns in über 70 Ländern der Erde zum unentbehrlichen Partner gemacht, wenn es darum geht, durch sinnvolle Automatisierung und zuverlässige Mechanisierung die Rentabilität von Hühner- und Schweinebeständen zu steigern.

Unsere weltweiten Erfahrungen setzen wir in neue Techniken um, die helfen, die Probleme unserer Kunden zu lösen.

Nehmen Sie unsere Beratung in Anspruch — kostenlos für Sie.

Rufen Sie uns einfach an.

Big Dutchman

Big Dutchman Deutschland GmbH

2848 Vechta-Calveslage · Tel. 04447/323-5





EIN TRUMPF, DER IMMER STICHT: IHR KONTO BEI UNS

Mit diesem Konto können Sie fast alles: Geld einzahlen, Geld nach Bedarf abheben, Geld überweisen und per Überweisung empfangen.

Mit Schecks und Scheckkarte bezahlen. Kredite bekommen und sich bei uns beraten lassen. Es lohnt sich für Sie, bei uns ein Konto zu haben.



LOHNER BANK e. G.
2842 LOHNE (OLDB)

*Ein passendes Geschenk
finden Sie immer bei uns!*

F. Ostendorf

CLOPPENBURG

Lange Straße 42, Tel. 04471/2190
Große Auswahl in Büchern, Bilder,
Orig. Ölgemälde, Kunstgewerbe, Le-
der - Schreibtischgarnituren, Elek-
tronen-Rechner, Schreibmaschinen
Große Spielwaren-Abteilung.

**Das führende Fachgeschäft mit der besonderen Note!
Unsere Schaufensterauslage überzeugt Sie davon!**

Werterhaltung für Haus und Hof

Zum:

- renovieren
- und sanieren
- schützen,
- verputzen und
- abdichten

- Holzschutzmittel
(vorbeugend und bekämpfend)
- Farben (für innen und außen)
- Rostschutzmittel
- Flüssigkunststoffe
für Beschichtungen
(innen und außen)

Über
250
Qualitäts
Produkte

für

- Baustoffe wie
- Holz
- Mauerwerk
- Beton
- Eisen
- Putz

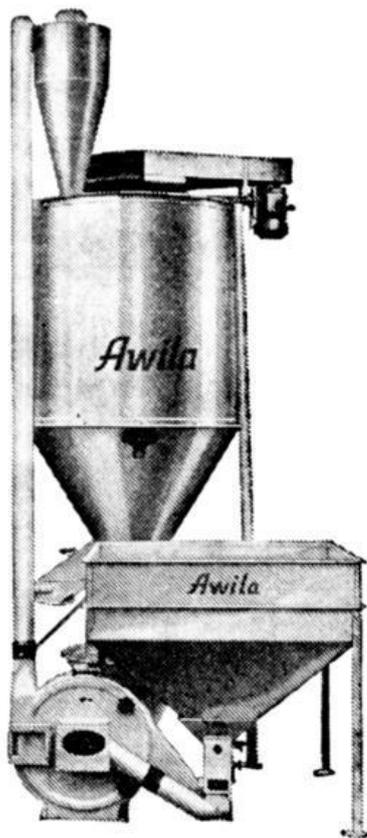


**Nachweis erfahrener
Unternehmer durch:
Remmers Chemie
4573 Lönninge
Tel. 05432 - 2051**

Über zwei Jahrzehnte im Dienste der Bauwirtschaft



AWILA-ANLAGEN – PROBLEMLOS, KOSTENGÜNSTIG, RATIONELL



Lagerung und Verarbeitung aller
Getreide-, Mehl- und Futterarten –
das ist unser Metier –
seit mehr als 75 Jahren.

Wir bauen:

- Mahl- und Mischanlagen
- komplette Kraftfutterwerke
- Siloanlagen für Mehl und Getreide
- Förderaggregate
- Aspirationsanlagen
- Spiral- u. Rohrschnecken

AWILA-Fachleute lösen Ihre
speziellen Probleme.

Awila

Anton Witte
Maschinenfabrik
4595 Lastrup
Telefon 044 72/494 · Telex 0251 333



Bramlage ein Begriff
für hochwertige Verpackungen

Bramlage GmbH
2842 Lohne, Postfach 1149
Tel. 0 44 42 - 30 81, Tx. 025 917

Schöner
und
moderner
wohnen!

Ein Besuch in unserem Hause wird Ihnen wieder wertvolle Anregungen zur schöneren Gestaltung Ihres Heimes geben.

Unsere fachliche Beratung und preisgünstige, große Auswahl in Gardinen und Teppichen bzw. Teppichboden sichern Ihnen einen guten Einkauf.

Gottfried Deters, Vechta

Das gute Spezialgeschäft für Gardinen, Teppiche, Teppichboden

Große Straße 77

Telefon 04441/2328





rielo
TECHNISCHE
KUNSTSTOFF-FORMTEILE

Riesselmann & Sohn

Kunststoffverarbeitung, Werkzeugbau, Korkindustrie
2842 Lohne (Oldb), Riebel
Telefon 0 44 42 - 10 58, Telex 025911 (rielo d)



Bei uns bekommen Sie alle Bankleistungen. Und das überall. In Oldenburg. Und im Oldenburger Land.



Suchen Sie
eine besonders
günstige
Geldanlage?

Möchten Sie eine umfassende Information über Hausbau oder Eigentumswohnungen? Brauchen Sie einen Kredit oder ein Darlehen? Möchten Sie Ihre regelmäßigen

Zahlungen
durch
Dauerauftrag
ausführen?

Welche Geldwünsche oder Geldprobleme Sie auch immer haben — Sie finden in uns einen erfahrenen und flexiblen Partner, der für Sie da ist.

Landessparkasse 

Größtes Kreditinstitut des Oldenburger Landes

Schneller Service



... ist bei uns Ehrensache. Und präzise obendrein. Dabei wird die Beratung nicht vernachlässigt – und erst recht nicht die Montage und das Auswuchten. Und das Sortiment stimmt! Wir führen Qualität, wie zum Beispiel den MICHELIN 'zX' mit der sagenhaften Kilometerleistung.

Jeden Samstag von 08.00-12.00 Uhr geöffnet!



Köllner & Lohwasser KG

Reifenfachhandel

Oldenburger Straße 96-98

2848 Vechta 1 - Tel. 04441-4098/99

DESIGNO
— EINRICHTUNGEN

Bitte besuchen Sie meine Designo-Ausstellung und erleben Sie, wie individuell und geschmackvoll man heute wohnen kann.

**WOHN
STUDIO**

ERHARD SCHINK - VECHTA
Am Markt 8, Tel. 0 44 41 - 23 87

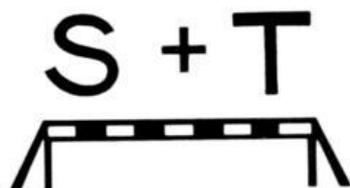
**Waren Sie schon am
Alten Markt?**

**Kennen Sie das
Wohnstudio in Vechta?**

... und dazu eine große
Auswahl internationaler Geschenk-
und Kunstgewerbeartikel

Nehmen Sie sich Zeit für einen Besuch!
Wir haben immer Zeit für Sie!
Für Ihre innenarchitektonische Beratung





GmbH - Lohne (Oldb)
04442 - 1202 und 1758

Straßen- u. Tiefbau Lohne

Inh. Jürgen Schmidt, Reinekestraße 11

**Ausführung aller Erd-, Kanal-
und Pflasterarbeiten**

**In- und
Auslandsreisen
mit modernsten
Reise-Omnibussen**



30 Omnibusse in folgenden Größen, die zum Teil Schlafsessel, Toilette und Kühlschrank haben, sind vorhanden: 8, 17, 20, 26, 30, 33, 39, 43, 47, 50, 54, 59, 72 und 83 Sitzplätze

Linienomnibusse bis zu 190 Personen Fassungsvermögen.

Sichern Sie sich rechtzeitig für den geplanten Ausflug den entsprechenden Omnibus.

ALOYS SCHOMAKER

OMNIBUS- UND GESELLSCHAFTSFAHRTEN

GmbH & Co. KG.

2842 Lohne, Lindenstr. 81-83

Telefon 0 44 42 - 32 16. Postfach 1304

Aus unseren vielen leckeren Brotsorten
finden Sie ganz bestimmt ein Brot,
das Ihnen schmeckt.



Fritz Veltmann

Bäckerei — Konditorei — Café

2848 V E C H T A

Große Straße 99

Tel. 04441 - 2287

Teppiche
Gardinen
Tapeten · Farben
Bodenbeläge



Gerhardi

Große Straße 78 – 2848 VECHTA
——— Telefon 04441 / 2420





Café Grieshop

VECHTA – Bremer Tor

Genießen Sie Ihren Aufenthalt bei uns!

Unser Café bietet Ihnen viele leckere Überraschungen

Wir empfehlen unser Clubzimmer für Tagungen und Gesellschaftsfeiern
bis 40 Personen.

Auch sonntags ab 15 Uhr geöffnet!



Hydraulik Bagger
Hydraulik Krane

ATLAS

WEYHAUSEN & SÖHNE GMBH, MASCHINENFABRIK, 2848 VECHTA



Drahtgewebeband

Gummi-Transport-Band

Röllchen-Bahn

APULLMA

-Förderanlagen
stationär, fahr- und tragbar
für alle Zwecke
in Industrie u. Landwirtschaft

A. J. PULSFORT
2849 Lutten (Oldb), Tel. 044 41/50 83/84

Rollenbahn

Buchhandlung Vatterodt

Große Straße 58 **Vechta** Tel. 2401

Studienbücher - Schulbücher

**Wir besorgen jedes lieferbare Buch
schnell und zuverlässig!**



Weil es Spaß macht, schick zu wohnen:

Machen Sie mehr aus Ihrer
Wohnung, schaffen Sie sich Ihr
ganz persönliches Zuhause mit
Möbeln nach Ihrem Geschmack.

Informieren Sie sich, wir beraten
kostenfrei, unverbindlich
und persönlich.



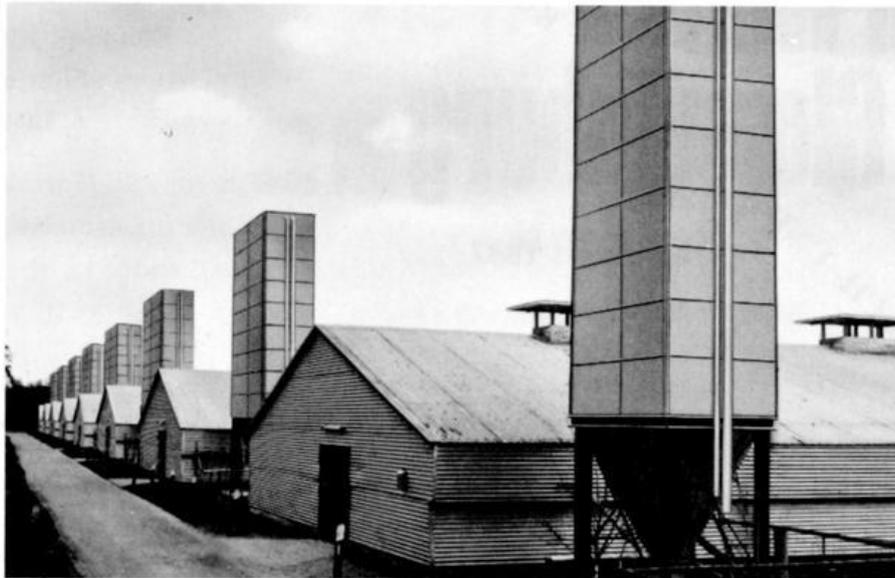
BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

Cloppenburg – Stadtmitte



Die Lagerung von Getreide und Mischfutter: Graepel sagt wie.



- **Frischhalte- und Lagersilos**
für Körnerfrüchte und Saatgut sowie andere rieselfähige Schüttgüter
- **Lagersilos**
für Mischfutter und Pellets (mit 60°-Trichter sowie Beschickungs- und Entlüftungsrohr)
- Alle Silos aus **Stahl** im praktischen Baukastensystem für optimale Platzausnutzung
- Auch mit **gelochter Wandung** für gute Durchlüftung
- **Ein- oder Mehrzellensilos** für die Lagerung unterschiedlicher Lagertypen



Graepel

Friedrich Graepel
Stanz- und Preßwerk
4573 Lönningen · Telefon 0 54 32/20 47

Gebr. Terwelp Cloppenburg

BUCH- UND

Gegründet 1887

KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

Die Neuerscheinungen der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

Religiöse Kunst: Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- und Familiendrucksaen in jeder Ausführung



*Für alle
In- und
Auslands-
reisen*

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 81-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 — Daimlerstraße 13



**Möbel - Betten - Teppiche
stets in großer Auswahl!**

WOHN-MARKT

Inh. Clemens Nemann

2848 Vechta, Lohner Straße, Ruf 04441-2345

Franz Schumacher Vechta

gegenüber der Propsteikirche - Ruf 2429

ELEKTRO * RADIO * FERNSEHEN
Stiebel – Eltron – Kundendienst-Werkstatt

- **Beleuchtungskörper**
- **Elektrische Haushaltsgeräte**
- **Rundfunkgeräte**
- **Fernsehgeräte**
- **Klimageräte**

Reparaturen an Fernseh- und Rundfunkgeräten in eigener Werkstatt.



Wir helfen beim

- **NEUBAU**
- **UMBAU**
- **MODERNISIEREN**

mit der
richtigen
Auswahl
von



**Hölzern
Profilbrettern
Paneelen
Fertigtüren nebst
Holz- und
Stahlzargen
allen Baustoffen**

Besuchen Sie unsere Ausstellungenräume,
unverbindl. Beratung

H. gr. Beilage, Vechta

Falkenrotter Straße 73, Telefon 04441/5005

– Esso-Heizöle –

Stark

im lokalen Markt!



Oldenburgische Volkszeitung
DIE PARTeilICHE CHRISTLICHE TAGESZEITUNG
Führende Zeitung Südniedersachsens

Schutz der Bürger vorrangig
Forderung: „In Terrorverfahren Gespürte ohne jeden Verdacht entlasten“

83,57%
Haushaltsabdeckung
im Kernverbreitungsgebiet

Wer zu den Lesern dieser Zeitung sprechen möchte - spricht zuerst mit uns!

Die Gründe liegen auf der Hand.

Der hohe Marktanteil* und eine überzeugende Haushaltsabdeckung* beweisen, daß diese Lokalzeitung von vielen Bürgern sehr intensiv gelesen wird.

Eine neutrale Meinungsumfrage unter den Lesern lokaler Tageszeitungen hat ergeben, daß

- 83% sich für Familienanzeigen interessieren,
- 63% von Firmen- und Geschäftsanzeigen profitieren,
- 58% die An- und Verkaufsanzeigen intensiv lesen,
- 54% die Stellenanzeigen beachten.

Diese Faktoren garantieren auch für Ihre Anzeige einen hohen Beachtungswert.

OV OLDENBURGISCHE VOLKSZEITUNG

* Auflagenanteil regionaler Abo.-Zeitungen



INHALTSVERZEICHNIS

Widmung an Leo Reinke †	5
Widmung an Franz Kramer †	7

Kulturgeschichte

175 Jahre Oldenburger Münsterland	9	Hans Schlömer, Verw.-Rat i. K. Moorgärten 7, 2848 Vechta
Süddoldenburger Finanzlage im Jahre 1815	17	Friedr.-Wilh. Schaer, Dr., Archiv-Oberrat Twiskenweg 51, 2900 Oldenburg
Fromme Stiftungen der Familie von Elmendorff zu Füchtel	21	Harald Schieckel, Dr., Archiv-Oberrat Nadorster Str. 26, 2900 Oldenburg
Die Schlacht von Altenoythe am 25. und 26. Dezember 1623	27	Johann Wilhelm Schmitz-Hübsch Hörsterstr. 8, 4400 Münster
Die Elmendorffsburg in Vechta	33	Franz Hellbernd, Rektor Villkuhlenweg 22, 2848 Vechta
Der Bildschnitzer Thomas Jöllemann aus Österreich	47	Hellmuth Rehme, Bau-Oberamtmann a. D. Steinkamp 26, 4590 Cloppenburg
Die Reichstagswahlen im Oldenbg. Münsterland 1918-1933	52	Joachim Kuropka, Akademischer Rat Schubertstraße 9, 2848 Vechta
100 Jahre Pfarrkirche St. Jakobus in Lutten	71	Engelbert Hasenkamp, Kreisamtmann Wagnerstraße 12, 2848 Vechta
Die Altargeräte der Kirche St. Vitus in Löningen, II. Teil	89	Elfriede Heinemeyer, Dr., Oberkustos Damm 39, 2900 Oldenburg
Die Realschule Dinklage	104	Albert Hönemann, Lehrer Quakenbrücker Straße 38, 2843 Dinklage
Die Oldenbg. Landw.-Gesellschaft – Impulsator f. d. heim. Landwirtschaft	113	Alfons Schwerter, Landw.-Oberrat Am Dachsbau 3, 2842 Lohne
Der Bauernaufstand um den Eberberg Sevelten vor 50 Jahren	123	Heinz Strickmann Sevelter Straße, 4590 Cloppenburg Klaus Deux Kuckucksstraße 23, 4590 Cloppenburg
Sitte und Brauch im Wandel der Jahre Michaelis	127	Franz Kramer †, Reg.-Dir. Elis.-Frerichs-Straße 2, 2900 Oldenburg

Naturkunde

Unsere Kriechtiere	136	Josef Hürkamp, Heimatforscher Clem.-Aug.-Str. 1, 2843 Dinklage
Eulen und Käuze	143	Bernhard Varnhorn, Bauer 2849 Rechterfeld über Vechta
Ein schöner Nachtfalter im Hochmoor – Das kleine Nachtpfauenauge	149	Gerhard Hesselbarth, O.Stud.-Dir. a. D. Johannstraße 6, 2840 Diepholz



Kraniche	153	Josef Bullermann, Hauptl. a. D. Schwichteler, 4591 Cappeln
Der Sumpfbärlapp in unserer Heimat	156	Josef Hürkamp, a. a. O.
Störche in unserer Heimat	159	Gregor Mohr, Lehrer a. D. Bahnhofstraße 15, 2845 Damme
Naturpark Dümmer	162	Klaus Seehafer Schloßstraße 8, 2840 Diepholz

Erzählungen und Gedichte

Reisende Biedermeier-Literaten im Oldenburger Münsterland	169	Jörg Deuter, Schriftsteller Sandbergerstraße 9 a, 2901 Wahnbeck
Das Sonntagskind, II. Teil	181	Josef Alferts, Bauer 4571 Emstek
Dat olle Burnhus *	190	Josef Alferts
Besuch bei Karl Bunje	190	Hermann Bitter, O.-Stud.-Dir. a. D. Jammertal, 4590 Cloppenburg
Eugen Roth up Platt	194	Hermann Bitter
De Flickschauster	197	Maria Hartmann, Hausfrau Holthausen, 2841 Steinfeld
Das Glück des Junggesellen	199	Martin Pille, Schriftsteller 4052 Dülken
Dat will woll helpen	200	Maria Rottstegge, Hausfrau Gartenstraße 6, 2843 Dinklage
Anschmeert un trüggschmeert	200	Heinz Strickmann, a. a. O.
Ehr sülvern Fracht *	202	Erika Täuber, Schriftstellerin An der Hohen Bank 12, 2848 Vechta
Dat schöne Geld	203	Erika Täuber
Hunnewupp, Winnewörp, Winneworp	205	Erika Täuber
Allerseelen-Licht *	206	Sefa Tinnermann, Lehrerin a. D. Burgstraße 61, 2843 Dinklage
De Vaogelbeerboom *	207	Sefa Tinnermann
Dat Drauselnest	207	Sefa Tinnermann
In'n Näbel verdwaolen	208	Sefa Tinnermann
Avendlüchten *	209	Hans Varnhorst, Rektor a. D. Tannenweg 35, 2848 Vechta
De Trecker	209	Hans Varnhorst
Rekorde	210	Hans Varnhorst
De Rogge stuft *	211	Hans Varnhorst
Sömmertiet	212	Heinz von der Wall, Realschullehrer Druchhorner Straße 18, 4559 Ankum
Blot 'ne olle bunte Katt	218	Franz Willenborg, Hauptl. a. D. 4591 Hoheging über Cloppenburg



Das Oldenburger Münsterland im Wandel

Der Oldenburger Volksentscheid von 1975	220
Bevölkerungsentwicklung, -struktur und -mobilität in Süddoldenburg	227
Wandel der Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur in S. O.	237
Die allgemeine und betriebsbezogene Pendlerbewegung in Damme	242
Jugend- und Freizeitzentrum des Landkreises Vechta	248
Die Universität in der Stadt Vechta	252
Kurzchroniken aufgelöster Bauerschafts- schulen im Oldbg. Münsterland	
Gemeinde Lindern	269
Gemeinde Lönigen	274
Gemeinde Lastrup	282
Gemeinde Cappeln	288
Stadtgemeinde Cloppenburg	293

Hermann Wegmann, Dr., Chefredakteur
Klemensstraße 36, 2848 Vechta

Hans-Wilhelm Windhorst, Dr.
Gerh.-Hauptm.-Str., 2848 Vechta

Wilhelm Wilkens, Verw.-Beamter
Beethovenstraße 8, 2848 Vechta

Joachim Niethus, Realschullehrer
Habichtshöhe 12, 2845 Damme

Rudolf Stolle, Kreisamtsrat
Lehmkuhlenweg 9, 2848 Vechta

Armin Hüttermann, Dr., Prof.
Rombergstraße 6, 2848 Vechta

Franz Dwertmann, Rektor a. D.
Am Winkel, 4591 Cappeln

Lebensbilder, Berichte

Ein Leben mit dem Zeichenstift (Hans Troschel)	298
Max Graf von Merfeldt †	309
Leo Reinke †	312
Franz Kramer †	315
Aus der Chronik der Gemeinden des Oldenbg. Münsterlandes 1977	318
Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1977/78	329

Jürgen Weichardt, Oberstudienrat
Schillerstraße 1, 2900 Oldenburg

Hans Schlömer a. a. O.

Franz Dwertmann a. a. O.

Hans Schlömer a. a. O.

Franz Kramer † a. a. O.

Helmut Ottenjann, Dr., Museumsdirektor
Museumsdorf, 4590 Cloppenburg

Literatur

Literatur über das Oldenburger Münsterland	334
---	-----

Dwertmann, Hellbernd, Hüttermann,
Kramer †, Schlömer





Heimatbibliothek Vechta



00127486

